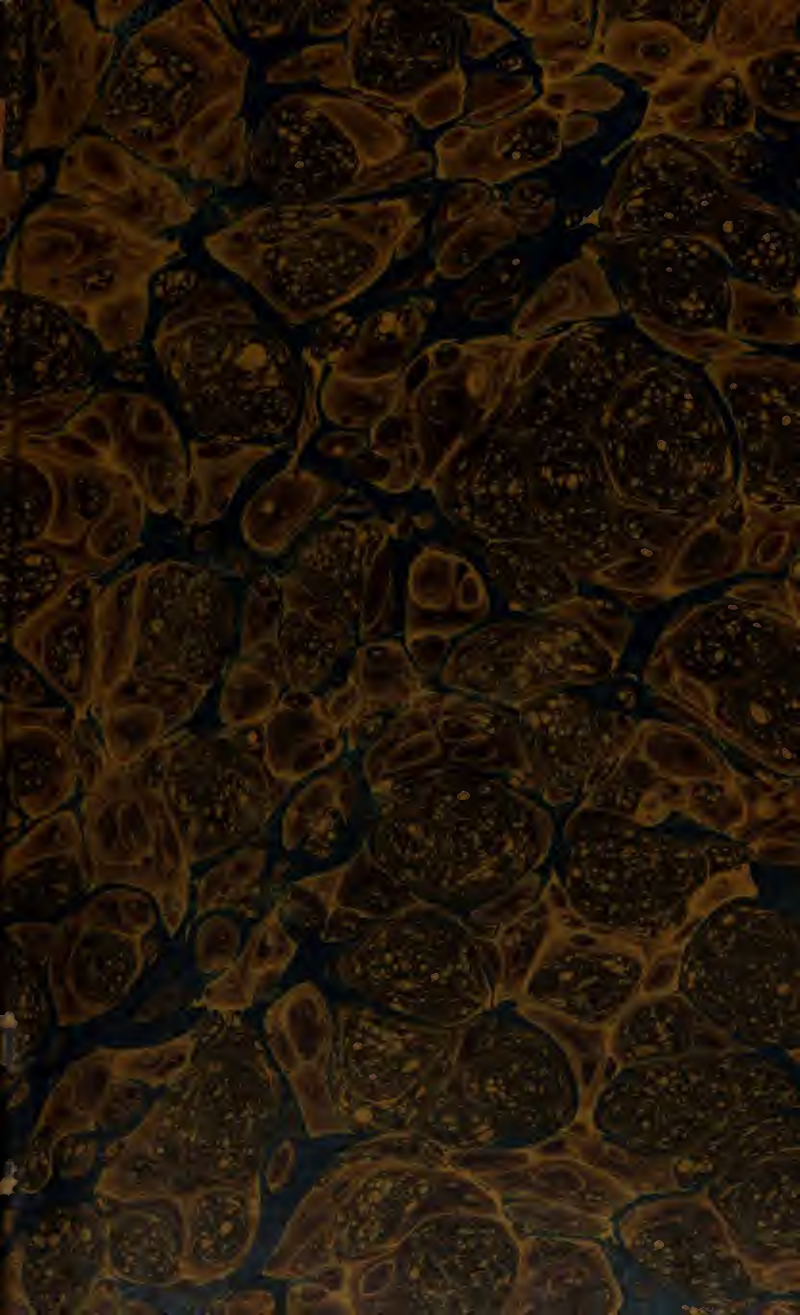


Bor.
291 m
2,2

Provinzial-
— Blätter

<36636754610019

<36636754610019

Bayer. Staatsbibliothek

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe, Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberbergrath und öffentl. ord. Professor der Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des naturhistorischen Museums derselben, Direktor des naturwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.

Neue Folge. — Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Köln am Rhein:
J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1835.

Gn 7855

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Historische Notizen über Kreuznach.

Die Mediomatiker, [1]) eine alte gallische [2]) Völkerschaft, sollen die ersten Ansiedler im Flußgebiete der Nahe gewesen seyn. Sie wurden aber lange vor Chr. Geburt von den Vangionen verdrängt und verlegten ihre Wohnsitze in die Gegend von Metz. [3]) Diese waren ein deutscher Völkerstamm, der ebenfalls von rückwärts gelegenen Stämmen gedrängt, gleichzeitig mit den Nemeten und Tribokken, zwei andern deutschen Völkern, vom rechten Rheinufer auf das linke übersetzte, und sich in demjenigen Theile des von den Mediomatikern früher eingenommenen Landstriches niederließ, welcher später in den Worms- und den Nahegau zerfiel, und südlich von der weißen Lauter, nördlich von dem Zusammenflusse der Nahe mit dem Rheine begränzt wurde. Sie lebten hier, wahrscheinlich Fischerei, Jagd und Ackerbau treibend unter römischer Herrschaft,

1) Cluver Germ. Antiq. C. IX. lib. II.

2) Ihre gallische Abstammung wird in Frage gestellt und wirklich trifft man bei ihnen noch manche Sitte und manche Einrichtung an, die eher auf deutsche Abkunft schließen lassen.

3) Ueber die Zeit der Einwanderung der Vangionen sind die Gelehrten nicht einig. Confer. Cluver l. c. lib. II. Cap. X—XIII. Werfebe deutsche Völkerbündnisse §. 1 pag. 305 u. §. 10 pag. 314. Schoepflin Alsat. §. 25 pag. 137. und §. 17. pag. 363. Pfister. Gesch. d. T. pag. 22.

deren Sitten und Einrichtungen sie annahmen. [4]) Von Gau- oder ähnlichen deutschen Verfassungen findet sich aus dieser Zeit keine Spur vor.

Im 3. Jahrhundert sahen die Römer, um ihre Herrschaft gegen die mit immer neuer Kraft wiederholten Einfälle der Allemannen zu behaupten, sich gezwungen, die Rheingränze durch Vermehrung der Kastelle zu schützen. Ein solches Kastell oder festes Lager, wurde auch in der Nähe von Kreuznach, kurz vor oder unter Diocletian errichtet [5]) und die heute noch vorhandenen Reste, bekannt unter dem Namen der Haidenmauer, zeugen nicht minder, als die vielen Münzen und Geräthe, welche in frühern Jahren häufig an und bei denselben gefunden wurden, für ihren römischen Ursprung. [6])

Von der großen Heerstraße, welche von Trier über Densen nach Bingen führte, soll ein Seitenarm [7]) zu diesem Kastell und von hier weiter nach Alzay, vielleicht nach Oppenheim gegangen seyn, und es hätte also die doppelte Bestimmung gehabt, der römischen Besatzung zu Bingen den nöthigen Schutz und eine erleichterte Verbindung zwischen Trier und dem Oberrheine zu gewähren. Von diesem Kastell und seiner Umgebung ist späterhin, vorzüglich im 9. Jahrh. der Anbau der (sogenannten) Altstadt ausgegangen. Die Römer konnten indessen auf die Dauer dem Andrängen der deutschen Völker auf die linke Rheinseite nicht Widerstand leisten. Nördlich gingen die Franken, südlich die Allemannen über den Rhein und setzten sich in den Besitz der beiden rö-

4) Schoepfl. l. c. §. 17. pag. 285. Eichhorn deutsche Reichs- und Rechtsgesch. §. 20. pag. 63. Pfister l. c. pag. 71.

5) Schoepfl. l. c §. 209. pag. 261.

6) Schoepfl. l. c. §. 173. pag. 535. das Kastell gehörte seiner Form und Bauart gemäß zu den feststehenden.

7) Dessen Spuren finden sich noch vor bei Dörenbach, in der Nähe von Stromberg.

mischen Provinzen Unter- und Ober-Germanien, deren Hauptstädte Köln und Mainz waren. Wir finden diese schon um das Jahr 359 [8]) in der Nähe von Mainz; indessen gelang es ihnen erst 100 Jahre später sich in ihrer Eroberung gegen die Römer zu behaupten. [9]) Dazu trugen die Siege, welche die Franken in den Jahren 464—486 über die Römer erfochten, wesentlich bei. Aber kaum war der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen, als die beiden Kampfgenossen, zu mächtig um ruhige Nachbaren zu seyn, und vom Drange zu erobern unaufhaltsam getrieben, sich befehdeten und in der Schlacht bei Zülpich 496, die Entscheidung, wer von beiden des andern Herrschaft anerkennen müsse, suchten und auch fanden. Die Franken blieben Sieger, nahmen den größern Theil des obern Germaniens, welches die Allemannen den Römern abgenommen hatten, in Besitz und wiesen diese in die ältern Wohnsitze hinter dem Flusse Sur, welcher die Gränze zwischen den Diöcesen Speyer und Straßburg bildete zurück. [10]) Chlodwig, der siegreichen Franken König theite das eroberte Land unter seine Vasallen, und behielt die befestigten sowie die ansehnlicheren Orte und die Städte für sich. [11]) Mit diesem Siege gewann das ganze Land eine andere Verfassung und sein Erfolg war so entscheidend, daß er beinahe 1400 Jahre ohne Unterbrechung fortwirkte. Die Allemannen hatten sich in dem obern Germanien, nicht so bald festgesetzt, als sie auch damit anfingen, alle Zeichen

8) Ammian. Marcell. lib. XVIII. 2. Kremers rhein. Franzien pag. 65. Wersebe l. c. pag. 53. Nro. 54.

9) Schoepfl. l. c. §. 2. pag. 620. Wersebe l. c. pag. 181. Nro. 225. Kremer. l. c. pag. 21. u. 24.

10) Kremer l. c. pag. 65 seq. Acta Acad. palat. III. pag. 335—338.

11) Schoepfl. l. c. §. 139. pag. 690. Chronic. Gotwic. pag. 445. Kremer l. c. pag. 209. Eichhorn l. c. §. 23. u. §. 25.

und Denkmäler der Fremdherrschaft zu beseitigen, deutsche Sprache, Sitten und Verfassung einzuführen und selbst die fremdartigen Namen der Orte und Städte in deutsche umzuwandeln.[12]) Indem sie so das Recht des Eroberers übten, thaten sie nichts anders, als was die Römer 400 Jahre früher auch gethan hatten, aber mit besserm Erfolge als diese, und als ein ähnlicher Versuch in der neuern Zeit, weil die eroberten Völker deutschen Ursprungs waren. [13]) Die Franken vollendeten die von den Allemannen begonnene Umwandelung oder Herstellung der vaterländischen Einrichtungen [14]), und in dieser Zeit ist der erste Ursprung deutscher Gauverfassungen auf dem linken Rheinufer zu suchen. [15])

In frühern Zeiten scheinen die Gauen durch Naturgränzen, Flüsse und Schneeschmelze abgetheilt worden zu seyn. Jetzt, nachdem das Christenthum durch den Uebertritt Chlodewigs und seines Volkes zur katholischen Kirche auf dem linken Rheinufer herrschend geworden, wählte man dazu die vom Pabste Leo I. gemachte Diöcesan-Eintheilung [16]), welcher in den meisten Fällen der alte Gausprengel zum Grunde gelegt worden war. Damals aber hatte der Wormsgau, oder das Gebiet, welches die Vangionen nach der Vertreibung der Mediomatiker in Besitz nahmen, zwei Diöcesen, Worms und Mainz, und demnach hätte dasselbe auch damals schon in zwei Gaue zerfallen müssen. Aber Mainz war von den Vandalen, Alanen, Sueven ꝛc., welche zu Ende des Jahres 406 und noch 407 das

12) Schoepfl. l. c. §. 2. pag. 620 §. 170. pag. 618. §. 251. pag. 267. Kremer l. c. pag. 21.

13) Noch in der jüngsten Zeit erhoben sich im Elsaß Stimmen für die Wiedervereinigung mit Deutschland.

14) Schoepfl. l. c. §. 4. pag. 622.

15) Confer. Bodmann diplom. Nachr. von der wildgräfl. Landschaft im Nahegau. Kremer l. c. pag. 391.

16) Kremer l. c. pag. 30. 149.

obere Germanien verheerten am härteſten mitgenommen worden; der biſchöfliche Stuhl blieb eine längere Zeit unbeſetzt, und Mainz ſelbſt wurde der Wormſer Diöceſe, wie dem Worms-Gau beigezählt, daher auch der ganze biſchöfliche Sprengel. [17]) Dies Verhältniß dauerte bis zum Jahre 745, wo der erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz wieder hergeſtellt wurde. So wie in ſeiner Diöceſan-Einrichtung forderte Mainz auch ſeine politiſche Unabhängigkeit, als ehemalige Metropole zurück, und zu dieſem Zwecke die Trennung der Diöceſe Mainz vom Worms-Gau. Dadurch entſtand der Nah-Gau. Die Zeit, zu welcher dies, und ob es gleichzeitig mit allen dazu gehörigen Ortſchaften oder allmählig geſchehen, iſt mit Sicherheit nicht zu beſtimmen. Wahrſcheinlich haben die Biſchöfe, ſo wie die Gaugrafen von Worms ſich ungerne zu dieſer Schmälerung der Macht verſtanden, und erſt im Jahre 1258 ſcheint die Streitfrage über die Gränze zwiſchen dem Worms- und Nah-Gau durch Zutheilung der Neuſtadt Oppenheim an die Diöceſe Mainz erledigt worden zu ſeyn. [18]) Unterdeſſen drängte Pabſt Hadrian I. auf Herſtellung des Erzbisthums Mainz in ſeine Metropolitanrechte, welche auch Kaiſer Carl auf einem Reichstage zu Ingelheim 774 zuſagte. Und daher erklärt es ſich, daß wir ſchon im Jahre 767 eine Urkunde finden, in welcher Narheim in pago Nahgowe vorkömmt, und gleich nachher eine andere, in welcher der nämliche Ort Naraheim in pago Wormacensi angeführt wird. [19]) Eben ſo kömmt Bingen in den Jahren 758—764 in pago Wormacensi, dagegen im Jahre 7[illegible]3 in pago Nahgowe vor. [20]) Die gänzliche Herſtellung

17) Werſebe l. c. pag. 193. No. 246. Kremer l. c. pag. 239.
18) Trithem. Chronic. Sponh. pag. 283. Würdw. Dioc. Mogunt. I. pag. 369.
19) Acta Academ. Palat. V. pag. 138.
20) Acta Academ. Palat. I. pag. 273.

erfolgte indeſſen erſt im Jahre 948 auf der Kirchenverſammlung zu Ingelheim unter Pabſt Agapet II., und nach dieſer Zeit erſcheinen die dem Nahgau angehörigen Orte nicht mehr in dem Wormsgau, ſondern in dieſem.

Bei der im Jahre 565 vorgenommenen Theilung des fränkiſchen Reiches unter die 4 Söhne Chlotars wurde der Nahegau dem auſtraſiſchen Reiche; bei der bekannten Theilung zu Verdun, 843, unter die drei Söhne Ludwigs des Frommen, dem Antheile Ludwigs des Deutſchen, und bei der fernern Theilung des Lotharingiſchen Reiches im Jahre 870 wiederholt dem deutſchen Reiche einverleibt. [21]) Bei dieſem blieb er bis zur Beſitznahme des linken Rheinufers durch die Franzoſen in den Jahren 1793—94; wurde aber nach der ſiegreichen Völkerſchlacht bei Leipzig am 18. October 1813 dem deutſchen Vaterlande wieder zugetheilt.

Bei der Beſitznahme des Landes durch die Franken nach den Siege bei Zülpich wurde Kreuznach eine königliche Domäne (Königshof, villa indominicula) [22]). Außer dem römiſchen Kaſtell mögen die Fruchtbarkeit der Gegend, welche die Römer angebaut hatten und die Nähe der großen zur Jagd geeigneten Waldungen zu dieſer Wahl mitgewirkt haben. [23]) Denn eine ſolche Villa hatte die Beſtimmung, dem königlichen Haushalte ſammt dem dazu gehörigen Geſinde die nöthigen Lebensmittel zu reichen, damit die Einwohner dafür nicht in Anſpruch genommen zu werden brauchten. Die Kö-

21) Schloſſer, Allgem. Weltgeſch. II. pag. 455—495. Funk, Ludwig der Fromme pag. 221.

22) So wird ſie in mehrern Urkunden genannt: Acta Academ. Palat. T. I. pag. 244. V. pag 131. Würdtw. Dioc. Mogunt. II. pag. 414—417—473.

23) Die rechte Naheſeite wird in ältern Urkunden die Gau-, die linke die Waldſeite genannt. Schoepfl. Alsatia illus §. 138 pag. 689.

nige brachten einen großen Theil des Jahres auf diesen Gütern zu, erledigten daselbst Reichs-Angelegenheiten, oder hielten große Jagdparthieen, daher denn auch auf mehrern derselben Pallaste gebaut wurden. [24])

Aus der Periode der merovingischen Könige finden sich fast gar keine Spuren eines öffentlichen Lebens in oder über Kreuznach vor, mit Ausnahme einer Kirche, auf dem Börthe oberhalb der Nahebrücke, welche Dagobert der Fromme gebaut haben soll, [25]) so wie die ganze Zeit der Merovingischen an Krieg und Blut so reichen Herrschaft nur ein erfreuliches, aber freilich auch sehr folgenreiches Ereigniß, die Ausbreitung der christlichen Kirche aufzuweisen hat. Die Karolinger thaten mehr. Sie machten die Kirche zur Grundlage des Volks- und Staatslebens und sorgten daneben für Unterricht und Justiz. Unter ihrer Herrschaft entstanden die k. Pfalzen, in welchen etwas später der Graf an des Kaisers Stelle zu Recht saß, und unter diesen auch der Pallast zu Kreuznach, im welchem Ludwig der Fromme 838 einen Gütertausch bestätigte, [26]) im Jahr 839 eine Schenkung dem Ritter Gerulf [27]) machte und schon 818 wegen einer Jagdparthie sich aufgehalten haben soll. [28])

Dieser Pallast soll von dem Reiche, welchem der

24) Chron. Gotwic. p. 443. 444. Schoepfl. Als. ill. §. 139 et seq. p. 690.

25) Andr. Chron. Cruc. pag. 150. Schannat hist. Dioc. Vorm. pag.

26) Andr. Chron. Cruc. pag. 115—120. Chron. Gotwic. pag. 466. Bochners Reg. diplom. Car. pag. 49. Pfister, Gesch. d. Deutschen I. pag. 450.

27) „Cruciniaco in palatio Regio"

28) Die Stelle auf welche der Pallast gebaut worden, ist wahrscheinlich die nämliche, auf welcher das römische Kastell gestanden, dessen sehr dauerhafte Mauern dazu verwendet wurden, obgleich Andreä anderer Meinung ist.

Nahegau bei der Theilung unter die Söhne Chlotars zufiel, den Namen Ostroburg erhalten haben, und im Jahre 883, als die Normannen den Mosel- und Trachgau verheerten und den Rhein herauf über Bingen nach Kreuznach zogen, in Brand gesteckt, und so wie die Städte Bingen, Mainz und Worms der Zerstörung Preis gegeben worden seyn. [29])

Das Kastell, jetzt die Haidemauer genannt, hatte wahrscheinlich den ersten Anlaß zur festen Ansiedelung gegeben; der Königshof legte den Grund zum städtischen Gewerbe und der königliche Pallast förderte beide. Nachdem indessen der Pallast zu Ingelheim erbaut worden, verlor der hiesige, in dem Maaße, als jener an Frequenz und Ansehen zunahm, seine frühere Bedeutung und diente zuletzt nur noch als k. Pfalz zum Aufenthalt des Grafen oder Vogtes.

Kurz vor der Erbauung des Pallastes scheint der Name Kreuznach entstanden zu seyn, der zu manchen Hypothesen reichen Stoff dargeboten hat, von welchen aber diejenige die meiste Wahrscheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten ein Arm der Nahe östlich von dem Castrum vorbeigeflossen, und dieses auf einer Insel zwischen zwei Armen der Nahe gestanden habe, und durch Brücken mit den beiden

29) Ob die Hypothese, daß der Name Ostroburgune, von dem Austrasischen Reiche, oder von der Gränzscheide zwischen Deutschland und Lothringen, wie Andreä in seiner Chronik pag. 9 meint, herrühre, gegründet sey lasse ich dahin gestellt seyn. In einem Rathsprotokoll vom 27 Okt. 1603 heißt es: „Osterberger Güter „liegen bei der Heidenmauer, sind den Bürgern „eigen, müssen aber den Rheingrafen den dritten Theil „von allem, was darauf wächst, es sey was es wolle, „jedes Jahr abgeben."

Indessen liegt auf dem linken Naheufer ebenfalls eine ganze Gewanne Aecker, welche die Osterhölle heißt.

Naheufern verbunden gewesen seyn soll, wodurch die Form eines Kreuzes im Wasser entstanden wäre.[30])

Bemerkenswerth ist, daß schon im 8. Jahrhundert auf dem linken Naheufer, beinahe dem Kastell gegenüber eine Kirche zum heil. Martinus sich findet, welche wahrscheinlich Pfarrkirche gewesen ist.[31])

(Forts. folgt.)

II.

Ludwig XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongresse zu Nimwegen.

Von Hrn. J. H. Böhm.

(Fortsetzung des im vorigen Hefte abgebrochenen Aufsatzes.)

Mitten unter den im Jahre 1674 wiederbegonnenen kriegerischen Bewegungen ging an dem düsteren Horizonte banger Erwartungen ein Friede verkündender Stern auf. Die Schweden waren es diesmal, die denselben heraufführten. Sie boten ihre Vermittelung zur Aussöhnung der kriegführenden Parteien an. Keine davon schlug ihr Anerbieten aus, obgleich die Verbündeten, besonders der Kaiser, Ursache genug hatten, an der Aufrichtigkeit der Schweden zu zweifeln. Ihnen schrieb man es zu, daß der Kurfürst von Brandenburg von der Allianz abgetreten, wodurch das Gleichgewicht der kämpfenden Mächte gestört, und der Verlust von Mastricht herbeigeführt wurde. Der größte Theil der schwedischen Reichsräthe stand im französischen

30) Bekanntlich bedeutet die deutsche Endsilbe ach Wasser. Mehrere örtliche Namen: „große und kleine Sinkenoh, Wasserfüppchen, alte Noh", deuten darauf hin, daß die Nahe früher einen andern Lauf hatte.

31) Roos Gesch. der Pfarrk. auf dem Wörth pag. 6. 29. Andr. Chronic. Cruc. pag. 146.

Solde. Daß sie mit Frankreich noch kürzlich Bündnisse abgeschlossen, war ebenfalls dem Kaiser bekannt. Auffallend war zugleich, daß die zu den Friedensunterhandlungen abgeschickten schwedischen Gesandten, Sparr und Ehrenstein, sogar ihre Reise- und andere Kosten von Frankreich erhielten. Dessenungeachtet erschienen von allen in den Krieg verwickelten Mächten Abgeordnete. Wegen der Stadt Köln, die als Versammlungsplatz der abgeschickten Friedensunterhändler gewählt worden, erhob man, vorzüglich von Seiten Frankreichs, anfangs Schwierigkeiten, weil dort ein kaiserliches Regiment unter dem Marquis von Grana stand. Die Gesandten kamen deshalb zuerst in Aachen zusammen, fanden aber dasselbe nicht geeignet, und wählten, nachdem man das granaische Regiment in Pflichten genommen, einstimmig Köln als ferneren Unterhandlungsort, wohin sie sich denn auch am 25. Juni begaben. Von Seiten Frankreichs waren es der Herzog von Chaunes, Courtin und Barillon; von England der Herzog von Sunderland und die Herren Jenkings und Williamson; die kaiserlichen Deputirten waren: der Graf von Königseck, der Baron L'Isola (de Thola?) und Johann Fischer; die spanischen waren: Don Emanuel de Lyra und Oudenhoven. Die Herren von Bevoring, von Odych, von Harren vertraten die Stelle der Holländer. Der Kurfürst von Brandenburg sandte den Freiherrn Otto von Schwerin. Die Sache des Kurfürsten von Köln vertrat der Prinz Wilhelm von Fürstenberg; die des Bischofs von Münster der Baron von Smising. Schwedischer Seits waren die oben genannten Mittelspersonen Ehrenstein und Sparr zugegen.

Nachdem diese Gesandten ihre Vollmachten übergeben hatten, thaten die Schweden als Vermittler des Friedens, den Vortrag. Weil es sich aber leicht voraussetzen ließ, daß, wenn der Krieg während

dieſer Unterhandlungen fortgeſetzt würde, der verſchiedene Erfolg deſſelben auch verſchiedene und manchfaltige Veränderungen in den Geſinnungen und Entſchlüſſen der unterhandelnden Parteien hervorbringen würde, ſo trugen die Mediatoren, um dieſes Hinderniß gegenſeitiger, aufrichtiger und zu dem beabſichtigten Friedensſchluß unumgänglich nothwendiger Annäherung zu entfernen, auf einen Waffenſtillſtand der kriegführenden Mächte an. Graf Tott begab ſich in das bei Maſtricht befindliche Lager des Königs von Frankreich, um die Bewilligung dieſes Vorſchlages von ihm zu erhalten. Ludwig erklärte, er könne ſich zu keinem Waffenſtillſtande verſtehen, bis der Kaiſer erklärt haben werde, ob er den Holländern Hilfe leiſten wolle oder nicht (Theat. Europ. Tom. XI p. 410.)

Obgleich nun die Abſendung des Grafen Tott unbefriedigende Folgen gehabt, und die Geſandten die Schwierigkeiten, welche ſich ihrer Abſicht entgegenſtellen würden, einſahen, ſo ſchritten ſie doch zu den Bedingungen des Friedens. Frankreich verlangte als Aequivalent für die eroberten Plätze alles zwiſchen der Maas und der Schelde den Generalſtaaten zugehörende Land. England verlangte das Segelſtreichen, den Zoll vom Häringsfange auf ſeiner Küſte, die erbliche Reſtitution des Prinzen von Oranien in die Aemter ſeiner Vorfahren, die Städte Briel und Vließungen in Seeland und endlich vier Millionen als Entſchädigung für die gehabten Kriegskoſten. Der Kurfürſt von Köln begehrte Rheinbergen und die Grafſchaft Mörs. Der Biſchof von Münſter prätendirte die Stadt Schwoll, das Großamt von Jollard, die Twente, Lochem, Groll und Brevort. Auch beſtand er darauf, daß die Feſtungen Lingen und Bourtang geſchleift, und ihm noch 200,000 Thaler als Entſchädigung gegeben würden. Außerdem ſollten die Generalſtaaten die in den vereinigten Niederlanden ſich befinden-

den Kommentureien den Malteserrittern wiedergegeben und den Katholiken freie Religionsübung gestatten; dem Herzog von Neuburg wegen seiner Ansprüche auf Mörs Entschädigung verschaffen, und endlich dem Kurfürsten von Brandenburg das überlassen, was ihm Frankreich abgetreten hätte. (Cfr. Ludolff's Schaubühne der Weltgesch. Tom. IV. p. 1420.)

Empört über die ungerechten Forderungen der Feinde, welche überdies ohne allen gerechten Grund ihr Land mit Krieg überzogen hatten, widersetzten sich die Holländer diesen Bedingungen mit männlicher Kraft, und protestirten feierlich dagegen, dieselben zum Objekt der Friedensunterhandlung zu machen. Vielmehr wollten sie wissen, warum die beiden Könige ihren Staat bekriegten, damit man nach Kenntnißnahme dieser Gründe eine Basis errichten könnte, auf welcher die Verhandlungen beruhten. Da man hierauf nicht eingehen wollte oder konnte, so reisten die holländischen und spanischen Gesandten am 14. Juli von Köln ab, angeblich, um neue Verhaltungsregeln hinsichtlich der oben mitgetheilten Bedingungen zu holen, und schwerlich würden sie dorthin zurückgekehrt seyn, wenn nicht die eifrigen und, wie es jetzt scheinen wollte, aufrichtigen Bemühungen der schwedischen Mediatoren sie dazu veranlaßt hätten. Die Holländer verließen sich auf die mit Dänemark und Oesterreich geschlossene Allianz und auf die nähere Verbindung mit Spanien. Die Sprache ihrer am 10. August wieder nach Köln zurückgekehrten Gesandten zeigte deutlich genug, wie sehr sie seit kurzer Zeit ihre Gesinnungen geändert hatten. Auf die zwar gemäßigteren, aber noch immer zu hoch gespannten Forderungen der übrigen Gesandten erklärten sie: „Es „thue ihnen leid, daß Frankreich und England nebst „ihren Bundesgenossen sie ohne rechtmäßige Ursache „nicht nur überfallen hätten, sondern in diesem

„Kriege noch zu verharren, und ihren Staat zu „Grunde zu richten gedächten, auch davon nicht ab„stehen wollten, als auf Bedingnisse, welche das „unvermeidliche Verderben ihrer Republik, und die „Sklaverei der Einwohner derselben nach sich zögen. „Sie seyen daher genöthigt, die Sache der göttli„chen Vorsicht zu überlassen, hielten sich aber in„zwischen im Gewissen für verpflichtet, Alles, was „in ihren Kräften stände, zur Beschirmung ihrer „Einwohner wider die unbillige Unterdrückung bei„zutragen. Diesemnach wäre es ihnen wohl „nicht zu verdenken, daß sie ihre Zuflucht zu ihren „Freunden genommen, um durch deren Hilfe ihre „Unabhängigkeit zu erhalten. Sie müßten daher „hiermit erklären, daß sie mit Ihro kaiserl. und ka„tholischen Majestäten nebst dem Herzoge von Lo„thringen Bündnisse geschlossen, die nicht allein „schon bestätigt, sondern deren Traktate bereits ge„genseitig ausgewechselt wären. Die Sachen hät„ten sich demnach so gestaltet, daß ohne Dazwischen„kunft dieser Alliirten, und insonderheit des Her„zogs von Lothringen, der Lauf der Unterhand„lungen nicht fortgesetzt werden könnte." (Theat. Europ. T. C. p. 413.) [1])

1) Ludwig hatte diesen Herzog im Jahre 1668 unvermuthet angegriffen, und aus seinem Lande vertrieben. Die Gründe, womit der König sein gegen alles Völkerrecht streitendes Verfahren zu rechtfertigen suchte, setzten jedermann in ein noch größeres Erstaunen, als das über den plötzlichen und allgemein getadelten Einfall in Lothringen früher gewesen war. Die Reichsstände zu Regensburg und der Kaiser verwendeten sich für die Wiederherstellung des Herzogs. Der Graf von Windischgrätz ging im Auftrage Leopold's nach Paris. Die Gesandtschaft desselben blieb aber nicht allein fruchtlos, sondern lieferte auch die Ueberzeugung, daß alle Bemühungen wegen der Restitution Lothringens an dem französischen Hofe vergebens seyen. Seit

Was den Kaiser und den König von Spanien betraf, so waren die französischen Minister nicht sehr entgegen, aber die Aufnahme des Herzogs von Lothringen in die Friedensunterhandlungen wollten sie durchaus nicht gestatten, theils weil ihr König keinen Beruf habe, sich die Hände binden und Gesetze vorschreiben zu lassen; theils weil sie keine Vollmacht hätten, wegen Lothringen zu unterhandeln; endlich habe auch die Angelegenheit des Herzogs mit dem Frieden zwischen Frankreich und Holland gar nichts gemein. Der letzte Grund nun war allerdings richtig, weshalb sich auch die schwedischen Mediatoren viele Mühe gaben, die Holländer von ihrer Forderung abzubringen. Da dieses nicht gelang, und die Gegenpartei auf ihren Einreden beharrte, so trat die alte Kälte wieder ein und die Unterhandlung gerieth aufs Neue in's Stocken.

Indessen schien mitten durch diese trüben Aussichten ein Strahl von Hoffnung durchzuleuchten, daß, wenn auch keine allgemeine Aussöhnung aller streitenden Parteien zu hoffen wäre, wenigstens ein Separat-Friede mit einzelnen Alliirten Frankreichs, besonders mit dem Kurfürsten von Köln zu Stande kommen dürfte. Das Glück der kaiserlichen Truppen unter der Anführung des Herzogs von Lothringen in dem Treffen bei Sinsheim, deren Einrücken in das Gebiet von Elsaß; das unentschieden gebliebene Waffenglück beider Armeen in der Schlacht bei Holzheim; die Vereinigung der brandenburgischen und kaiserlichen Truppen bei Strasburg, deren Blokade von Breisach; das für

dieser Zeit bemühte sich der Herzog, fern von seinem Lande, alte Freunde zu erhalten, neue zu erwerben, um durch deren Unterstützung wieder zu dem Besitze seines Landes zu gelangen. Dieser Zweck hatte ihn auch die Allianz mit dem Kaiser und den Holländern schließen lassen.

die Alliirten glückliche Treffen bei Mühlhausen; besonders aber die schon früher geschehene Einnahme der Stadt Bonn veranlaßten bei dem Kurfürsten von Köln veränderte Gesinnungen, deren günstige Wendung die kaiserlichen Gesandten so gut zu benutzen wußten, daß der Kurfürst bereits zu verstehen gab, er würde, wenn man ihm seine Residenzstadt Bonn freigeben wollte, den Frieden nicht ausschlagen. Er wollte in diesem Falle von der Verbindung mit Frankreich abstehen, und dem Kaiser indessen einige Städte als Unterpfand einräumen. Auch wollte er sich zu einer leidlichen Einquartirung in seinem Lande verstehen, bis seine Städte, die unter das Reich gehörten, von den Franzosen würden verlassen seyn, wozu er sich bei der Krone Frankreichs verwenden werde. Die Entscheidung seiner Streitigkeit mit den Generalstaaten wollte er Schiedsmännern überlassen. (Theat. Europ. Tom. XI. p. 416. Wagner histor. Leopoldi Tom. II. p. 407. Du Buisson la vie du Vicomte de Turenne p. 358 sqq.) Den Bischof von Münster machten die Ereignisse des Krieges ebenfalls geneigt, der Allianz mit Frankreich zu entsagen, zumal ihn die Erfahrung gelehrt, daß dasselbe stets das Interesse seiner Verbündeten seinem eigenen zum Opfer brachte.

Inmitten dieser günstigen Aussichten auf einen, wenn auch nicht allgemein, so doch theilweisen Frieden machte ein unerwartetes Ereigniß, die Gefangennehmung Wilhelms von Fürstenberg allen ferneren Unterhandelungen gänzlich ein Ende.

Dieser Prinz hatte bisher die Franzosen offenbar begünstigt, viele deutsche Reichsfürsten durch Intriguen aller Art dem kaiserlichen Hofe entfremdet, und dadurch denselben gegen sich aufgebracht. Er hielt sich während der Friedenstraktate in Köln auf, und wußte durch seine Machinationen den Gang derselben stets zum Nachtheile der Alliirten aufzuhalten. Der kaiserliche Gesandte zu Köln,

Baron d'Isola, soll daher Leopolden gerathen haben, daß er suche, dieses gefährlichen Gegners auf jede Weise habhaft zu werden, damit er sowohl seine längst verdiente Strafe erleide, als auch den ferneren Unterhandlungen nicht mehr störend im Wege stehe. Ob dieser Vorschlag des Baron d'Isola gegründet, lassen wir dahin gestellt; das ist aber gewiß, daß der in Bonn kommandirende Marquis de Grana den kaiserlichen Befehl erhielt, den Prinzen gefangen zu nehmen und wegzuführen. Jener ging mit 40 Mann nach Köln, paßte ihm in der Nähe des Hauses der Gräfinn von der Mark, zu der er jeden Tag nach der Mittagstafel zu fahren pflegte, auf, und überfiel ihn am Abende des 14. Febr. 1674, als er eben von seiner Freundinn wegfahren, und seinen Weg nach dem Kloster St. Pantaleon nehmen wollte, um einige Briefe, die er denselben Tag aus Frankreich erhalten hatte, dem Kurfürsten von Köln mitzutheilen. Sieben kaiserliche Offiziere fielen den Pferden in die Zügel, schossen den Kutscher herunter; einer sprang auf den Bock hinauf, um die Stelle des Getödteten zu vertreten, die anderen riefen dem Prinzen zu, er sollte sich als kaiserlichen Gefangenen ergeben. Seine Begleitung setzte sich entgegen; es gab einen blutigen Tumult, in welchem der Hofmeister des Prinzen getödtet, und mehrere Pagen verwundet wurden. Während dieses Auftritts sprang Wilhelm von Fürstenberg aus dem Wagen und suchte zu entwischen, allein er wurde eingeholt und genöthigt, denselben wieder zu besteigen, worauf sich der Marquis de Grana und der Graf Franzesko Petro Bagnasko mit gezogenem Degen zu ihm setzten, und mit ihrem vornehmen Gefangenen durch die Hahnenpforte zur Stadt hinauseilten. Hier empfing sie eine Convoi von 100 Reitern, welche den Prinzen nach Mülheim und von dort nach Deutz brachten. Von hier führte man ihn über Siegburg nach Bonn,

dann nach Wien, und endlich in das Schloß zu Neustadt, wo er als Staatsgefangener trotz aller Verwendung Frankreichs bis zum Frieden von Nimwegen festgehalten wurde.

Das Aufsehen, welches dieser Vorfall sowohl bei den Gesandten in Köln als an den meisten Höfen verursachte, war unglaublich. Der Magistrat der Stadt Köln ließ sofort die Thore schließen und alle diejenigen festnehmen, welche bei der Gefangennehmung des Prinzen behülflich gewesen. Auch schickte er Deputirte nach Bonn an den Marquis de Grana, um die Ursachen dieses Ereignisses zu erfahren und um die Freilassung Wilhelm's von Fürstenberg zu bitten, welche mit der Antwort, daß jener dem Befehle des Kaisers zu Folge gehandelt, zurückbrachten, womit der Magistrat aber unzufrieden war, und einen Abgeordneten nach Wien schickte, dessen Sendung keine andere Folge hatte, als daß der Kaiser versprach, die Gründe seines gegebenen Befehls den in Köln versammelten Gesandten bald vernehmen zu lassen. Die französischen Abgeordneten erhoben heftige Klagen und erklärten, sie würden zu keinen ferneren Konferenzen mit den übrigen Gesandten schreiten, wenn man den Prinzen nicht sofort wieder in Freiheit setzte, und ihm keine seiner Ehre und Würde gebührende Genugthuung verschaffte. Und um ihren Beschwerden desto größeren Nachdruck zu geben, erklärten sie, Wilhelm von Fürstenberg sey Bevollmächtigter des Kurfürsten von Köln gewesen und also in ihm die geheiligten Rechte der Gesandtschaften auf die empörendste Weise verletzt. Auch die schwedischen Vermittler erklärten dem kaiserlichen Gesandten Joh. Fischer, niemand sey durch diese Handlung mehr beleidigt, als ihr König, weil auf dessen Betrieb die Stadt Köln als Versammlungsort gewählt worden. Sie hätten sich hinsichtlich der Sicherheit nicht sowohl auf die Versicherung des Magistrats, als

vorzüglich auf die vom Kaiser zu Regensburg gethane Erklärung verlassen (Puffendorf l. c. §. 9. p. 879). Der schwedische Minister am kaiserlichen Hofe, Esaias Puffendorf erhielt die Weisung von seinem Könige, sich in Wien über dieses Verfahren zu beschweren, Genugthuung zu fordern und die Wiederfreilassung des Prinzen zu verlangen. (Theat. Europ. Tom. XI. p. 567).

Leopold ließ auf diese Klagen und Forderungen sowohl dem Reichstage zu Regensburg, als dem Kongresse zu Köln auf eine gründliche und würdige Weise antworten: „Der Prinz sey kein Gesandter gewesen, er habe nie Beglaubigungsschreiben „oder eine Vollmacht vorgewiesen, noch jemals eine „Meldung davon gethan, auch nie denjenigen Titel, welcher den Gesandten gebühre, erhalten oder „verlangt. Da der Kurfürst von Köln selbst gegenwärtig gewesen, habe ohnehin eine kölnische „Gesandtschaft nicht statt finden können. Gesetzt „aber, er wäre wirklich ein Gesandter gewesen: so „hätte man sich doch mit Recht seiner Person versichern können. Wer es wohl wagen möchte, zu „behaupten, daß man vermittelst der Würde eines „Gesandten die Freiheit habe, alles Beliebige gegen „seinen Fürsten und sein Vaterland ungestraft zu unternehmen? Gesandtschaften seyen deswegen eingeführt „worden, um die gegenseitige Freundschaft der Fürsten und die Wohlfahrt der Völker zu befestigen. „Wer dieses heilige Amt durch Worte oder Thaten „mißbrauche, wer dem Leben desjenigen Fürsten, „zu dem er geschickt worden, nachstelle, den Saamen der Empörung und Zwietracht ausstreue, die „Staatsverfassung offenbar zu untergraben suche, „mache sich dadurch der Freiheiten, welcher die Gesandten genössen, verlustig, und könne nicht allein, „sondern müsse mit Recht gestraft werden. Hinsichtlich des Prinzen von Fürstenberg sey der Kaiser um so mehr dazu berechtigt, da ihm derselbe

„mehr als auf eine Art unterworfen sey. Er sey „nicht nur ein Vasall des Reichs, sondern auch des „Erzhauses Oesterreich. Meineidig sey er zu den „Feinden übergegangen, bekleide in der französischen „Armee die Stelle eines Obersten. Die Verbrechen „dieses in ganz Europa verhaßten Fürsten seyen zu „bekannt, als daß nöthig wäre, sie genauer zu er„örtern. Des Hochverraths sey er offenbar schul„dig. Er sey der Anstifter des gegenwärtigen, ha„be den Kurfürsten von Köln zur Trennung vom „deutschen Reiche und zur Anschließung an die Kro„ne Frankreichs verleitet. Die Sicherheit, welche „der Stadt Köln vom Kaiser zugesagt worden, ge„he den Prinzen nicht an. Wäre er ein Gesandter „gewesen, oder hätte er sich eines solchen Amtes „würdig betragen, so würde er nicht nur in dieser „Stadt, sondern im ganzen Reiche sicher gewesen „seyn. Einem Privatmann aber, der ein böser „Bürger und Verräther sey, gebühre nirgends eine „Freistätte." (Cfr. Wagner hist. Leop. Tom. I. p. 332 seq. Schmidt's Gesch. der Deutsch. Bd. 7. p. 159 f.)

Auf den Gang der Friedensunterhandlungen zu Köln hatte die Gefangennehmung und Wegführung des Prinzen einen entscheidenden Einfluß. Die französischen Gesandten nahmen keinen Antheil mehr an den Konferenzen, und erhielten auf die bei ihrem Könige gethane Anfrage wegen Verhaltungsregeln die Weisung, Köln zu verlassen. Der Kurfürst von Brandenburg, dem an der Verwirklichung eines allgemeinen Friedens am meisten lag, gab sich alle erdenkliche Mühe, dieses zu verhindern. Seinem Beispiele folgten die schwedischen Mediatoren; dieselben schlugen vor, die Loslassung des Fürsten als Bedingniß des Friedens zu machen. Die Engländer, die Holländer, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster stimmten diesem Vorschlage bei. Ludwig, der die Auflösung des Kongresses

wünschte, rief seine Gesandten ab. Er freute sich, einen anscheinlich gerechten Grund bekommen zu haben, die Feindseligkeiten fortsetzen und die Schuld derselben auf den Kaiser, dessen Macht zu schwächen sein sehnlichster Wunsch war, werfen zu können. Man sehe deutlich genug, sagte er, daß der Kaiser nichts anderes gewünscht habe, als das Friedensgeschäft zu vereiteln. Nebst der Gefangennehmung des Prinzen gab der König von Frankreich noch eine andere Ursache an, die ihn bewogen, die ferneren Unterhandlungen aufzuheben. Die Kaiserlichen hätten nämlich einen angeblich mit Branntwein, in der That aber mit 30,000 für die Besatzung zu Neuß bestimmten Thalern beladenen Wagen weggenommen, indem sie behaupteten, man dürfe es nicht dulden, daß aus einer Stadt, welche für neutral und zum Sitze der Friedensunterhandlungen erklärt worden, der Krieg neue Nahrung erhalte.

Auf diese Weise endete der Kongreß zu Köln, von dem man sich so viel versprochen und so schöne Hoffnungen gemacht hatte. Er war jedoch nicht ganz ohne Folgen gewesen, denn der König von England und die beiden geistlichen Fürsten trennten sich von dem französischen Bündnisse. Der Kurfürst von Köln entsagte zuletzt, und erst am 11. Mai 1674, dem Interesse Frankreichs, und versprach, alle während des Kriegs eroberten Städte und Oerter zurückzugeben, wogegen ihm die Holländer Rheinbergen ohne weiteren Anspruch auf diesen Platz überlassen sollten. (Londorp. Acta publ. Tom. X. p. 169.) (Forts. folgt.)

III.

Die Kapelle auf dem Kamillenberge bei Koblenz.

O schöne Zeit, voll Glauben, Hoffen, Lieben,
Wärst du uns immer, immer nah geblieben.
Schier.

Südlich von dem katholischen Kirchdorfe Bassenheim, in einem lieblichen Thale, sieht man, in einer Entfernung von einer kleinen Viertelstunde, den Carmelberg, im Munde des Volkes Kamillenberg genannt. In dem Schatten seiner grünbelaubten Eichen, Buchen und Tannen befindet sich eine Kapelle und eine ehemalige Einsiedelei, die bis in der neuesten Zeit bewohnt war. Entzückend ist die Aussicht von dieser Höhe in das gesegnete Maifeld und in die Gegend nach Bonn und Trier.

Nach einer Urkunde, ausgestellt von der Stifterinn im Jahre 1693, war die Veranlassung zu dem Baue der dortigen Kapelle folgende:

Anna Magdalena, Freifrau von Walpot zu Bassenheim, geborne Gräfin von Metternich, erhielt während ihrer Schwangerschaft einen Besuch von ihrer ehemaligen Lehrerinn, die damals Vorsteherinn eines geistlichen Stiftes war. Diese verehrte ihrer Schülerinn ein Marienbildchen, mit dem frommen Rathe, daß, wenn sie sich vertrauungsvoll auf die Fürbitte der heiligen Mutter Gottes bei ihrem göttlichen Sohne stütze, eine baldige und glückliche Entbindung folgen würde.

Dieses Zutrauen, welches späterhin Anna Magdalena's Gemahl mit der Gattinn theilte, der grade an einer schweren Krankheit danieder lag, führte zu dem Entschlusse, diesem Bildchen zu Ehren eine Kapelle zu bauen.

Der Ort wurde nicht weit von Bassenheim gewählt. Ein Zufall wollte, daß Reisende vorbei-

kamen und sich nach der Absicht des Baues erkundigten. Die Gegend betrachtend, riethen sie anstatt der bestimmten Stelle die jetzige zu wählen.

Und der Herr begünstigte dieses fromme Unternehmen. Ein römisches, in einem nahe liegenden Acker entdecktes, Grabmal sollte zu den Fenster- und Thürgestellen den besten und schönsten Stein geben.

Neuwied. Dr. Beck.

IV.

Die Kapelle im fürstlich-wiedischen Schloßgarten zu Dierdorf.

Von Herrn Direktor Dr. Beck.

In dem Städtchen Dierdorf, ehemals Residenz der Fürsten von Wied-Runkel, welche mit Friedrich Ludwig, k. k. österreichischen General-Feldmarschalls († 28. April 1824), ausstarben, sieht man in den dortigen anmuthigen Schloßgarten, durch den sich der Holzbach schlängelt, zur rechten Hand vor dem Schlosse eine geschmackvoll erbaute Kapelle, ein gothisch construirtes, mit mancherlei zusammengetragener Sculptur verziertes Bauwerk, welches der für alles Edle und Gute erwärmte Geist des Fürsten Karl Ludwig Friedrich Alexander († 9. März 1824) selbst geleitet hatte.

Die Glasmalereien [1]) an den Fenstern der Kapelle, die zum Theil aus der Kirche zu Isenburg herrühren, sind gut ausgeführt, besonders einige Umrisse und das schöne Kolorit.

Außerdem bewahrt diese Kapelle mehre, das Andenken einiger erlauchten Ahnherrn des alten, be-

1) Was diese Glasgemälde und die übrigen Bildwerke vorstellen, hoffe ich in einem der nächsten Hefte der rhein. Prov. Bl. mittheilen zu können. B.

rühmten wiedischen Grafengeschlechts ehrenden Denkmale mit folgenden Grabschriften:

1. Des Herrn Gerlach von Isenburg, rechts außen neben dem Eingang in die Kapelle. Sie lautet: In dem Jahr dor mann schreifft MDXXX uff Fritag nach unsrer Lieben Frawen tag starff der Edele und Wollgeborn *Gerlach* zu *Isenburg* und zu *Grenzawe*, dem Got gnad.
2. Die Grabschrift des Grafen Philipp zu Wied, links außen neben dem Eingange: Ano Domi MDXXXV den 1 tag Junii ist gestorben der Wohlgeborn Herr *Philipps* Graf zu *Wede*, Her zu *Runkel* und *Isenburg*.
3. Des Grafen Wilhelm III. zu Wied, rechts neben der Thür inwendig: Hier ruht der edel und Wohlgeborn *Wilhelm* Herre zu Runkel und Ysenburg, der verschieden ist, in dem Jahre unsers Here Tusend vierhundert nun und achzig uff de hilge Christdage, dem Got barmherzig syn will.
4. Des Grafen Johann von Wied, links neben der Thür inwendig: Ano Domi MDXXI den XXVIII Dag Maii ist gestorben der Wohlgeborne Her Her Johann Graf zu Wied, zu Runkel u. Ysenburg 3C. dem Got gnad. Amen.
5. Des Grafen Wilhelm II. und seiner Gemahlinn, mitten in der Kapelle, zwei liegende, schöne Bilder aus Stein: Ano Domi 1462 in die Sti Severini obiit nobilis Wilhelmus Comes in Weda X Dominus in Ysenburg. Ano Domni 1472 Conversionis Sti Pauli obiit nobilis *Philippa* de *Heinsburg* relicta praedicti comitis quorum animae requiescant in Pace. Amen.
6. Des Grafen Salentin v. Isenburg, Kurfürsten von Köln, im Hintergrunde der Kapelle:

Illustrissimus Comes et Dominus Salentin Comes in Ysenburg Archipraesul et Princeps Elector Coloniensis propagandi Stemmatis causa resignavit, nupsit, liberos vidit, obiit Aº 1610 die 19. Marcii. Aetatis annorum 78.

Zur bessern Uebersicht sey hier noch folgende genealogische Nachricht beigefügt:

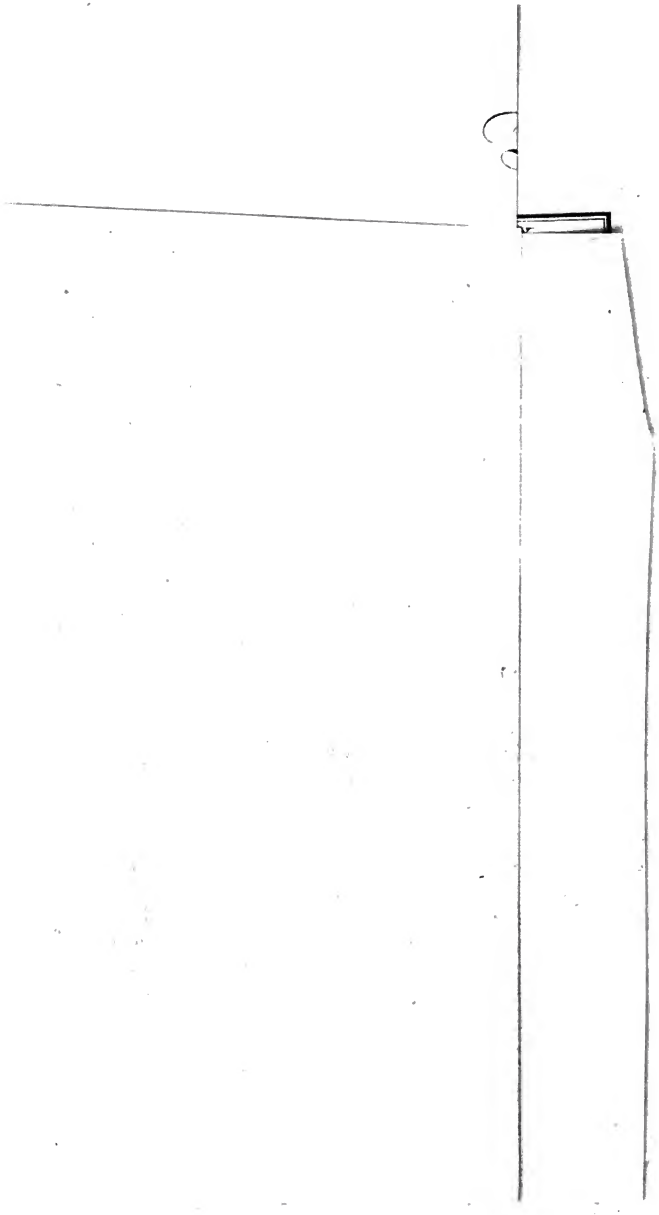
Graf Gerlach zu Wied
† um 1411.

Wilhelm II. Graf v. Wied † 1462. 1. Gemahlin: Margaretha v. Mörs. 2. Gemahl.: Philippe v. Heinsberg. † 1472.	Johann II. Graf v. Wied † um 1454. 1. Gemahl.: Agnes von Westerburg, † 1410. 2. Gemahl.: Kunigunde v. Westerburg.
	Anastasia v. Wied verm. mit Dietrich von Runkel seit 1427.

Friedrich I. Graf von Wied-Runkel. Herr zu Isenburg. †1487. Gemahl. Agnes von Virnsburg. † 1478.	Wilhelm III. Graf von Wied † 1489. Gem. Irmgard v. Rollingen.	Johann, Graf von Wied †1521.

Wilhelm IV.[1]) Graf von Wied. † 15.	Johann III. Graf zu Wied. Gem. Elisabeth von Nassau. † 1559.
	Philipp Graf v. Wied † 1535.

1) Bei Reck (s. dessen Gesch. d. Häus. Isenburg, Wied, Runkel ꝛc. Dritte, Dynastie: Runkel-Wied, steht aus Versehen: Wilhelm III. Tal. 153.



Gerlach III. Herr zu Isenburg-Grenzau. † 1530.

Heinrich, Herr zu Isenburg-Grenzau.

Salatin VI. Graf von Isenburg-Grenzau. Kurf. v. Köln † 1610.

V.

Nachricht von einer zu Treis an der Mosel durch den K. Bauinspektor Herrn von Lassaulx neu erbauten Kirche.

(Hierzu eine Steindrucktafel).

Am 26. Julius 1831, wurde durch den verehrtesten Herrn Bischof von Trier, die zu Treis an der Mosel neu erbaute Kirche feierlich eingeweiht und es dürfte auch noch für das Publikum nicht ganz ohne Interesse seyn, einiges Nähere von diesem zur Zeit im Lande viel besprochenen Bau zu erfahren.

Ein früherer, durch Umstände gebotener Versuch desselben Baumeisters, die schöne Florinskirche in Koblenz im Styl des Mittelalters herzustellen, war ihm über sein eigenes Erwarten gelungen und Allerhöchsten Orts der huldreichsten Anerkennung gewürdigt worden. [1])

1) „Ich habe die hiesige evang. Kirche in Augenschein genommen und das Innere derselben hat meinen ganz besondern Beifall erregt, da ich darin ohne Prunk und Ueberladung, alles vereinigt finde, was das Gemüth zur Andacht und Erbauung erheben kann. Ich beauftrage Sie daher, der Behörde, welche diesen Bau besorgt hat und namentlich dem Baumeister Mein Wohlgefallen zu erkennen zu geben.

Koblenz den 29. Juni 1821.

gez. Friedrich Wilhelm.

An den Staats-Minister v. Ingersleben."

Ein genaueres Studium des technischen Theils dieser Bauart und der Mittel und Wege ähnliche Arbeiten durch gewöhnliche Handwerker auszuführen, war nicht fruchtlos geblieben und er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß mit Benutzung neuerer Methoden und bei der gesteigerten Handfertigkeit unserer Werkleute dergleichen Ausführungen im Grunde, nicht einmal sonderlichen Schwierigkeiten unterliegen. Nachdenken und gründliche Untersuchung der alten Kirchengewölbe, hatten ihn dabei auf die Auffindung der verschollenen Art und Weise geführt, wie die Alten beim Ueberwölben weiter Räume verfahren, wie es nämlich möglich ist, solche leichte Gewölbe mittelst einer eben so sinnreichen als einfachen Methode ganz aus freier Hand anzufertigen d. h. ohne Einschalung und einzig durch eine leichte Unterrüstung der Gewölberippen oder sogenannten Reihungen. [2])

Bei diesem Studium und den gemachten Erfahrungen mußte sich natürlich in ihm der Wunsch regen, eine neue Kirche in diesem Styl zu bauen, und zwar nicht mit Schein- sondern mit wirklichen Steingewölben. Als nun der seit Jahren in Rede stehende Bau einer neuen Kirche für den genannten Ort endlich zur Ausführung kommen sollte, ein älteres von einem französischen Architekten geliefertes Projekt sich in jeder Hinsicht verwerflich befand und grade diese Gemeinde zu den Bemittelsten des Landes gehörte, auch ihre Lage dicht an einem schiffbaren Flusse die Beifuhr aller Materialien, sowie die Nähe eines Steinbruches bei der Baustelle, jeden Massivbau ungemein begünstigt, so er-

2) Eine ausführliche Beschreibung des ganzen Verfahrens befindet sich im 1. Band des Crelle'schen Baujournals, welche im Journal du génie civil, Paris, so wie in Gowers of the royal Institution. London 1831 ins Französische und Englische übersetzt geworden.

griff er das seltene Glück, mit der Erbauung einer bedeutenden Kirche beauftragt zu werden, mit großer Lust und brachte sofort einen längst überdachten Plan und Anschlag zu einer größern massiv überwölbten, mit einem hohen Thurm geschmückten Kirche im Spitzbogenstyl ins Reine. Derselbe wurde von der Behörde genehmigt, in Ausführung sogleich begonnen und bei der Grundsteinlegung nachstehende von dem Königl. Oberregierungsrath Herrn Heuberger verfaßte Inschrift in die tiefste Stelle des Thurm-Fundaments versenkt.

„Adorabo ad templum sanctum tuum et confitebor nomine tuo. Psalm C. XXXVII. 2.

Im Jahre des Heils Ein Tausend acht Hundert vier und zwanzig, im sieben und zwanzigsten Jahre der glorreichen Regierung Friedrich Wilhelms III. König von Preußen und im ersten des Pontifikats des Pabstes Leo XII. am 2. Mai, wurde durch den Präsidenten der Regierung zu Koblenz, Freiherr von Schmitzgrollenburg der erste Stein zu diesem Gotteshause gelegt und von dem Pfarrer Göbel geweiht, zu Treis im Kreise Cochem, im Großherzogthum Niederrhein unter dem Oberpräsidium des Staatsministers Freiherrn von Ingersleben. Der Bau der Kirche ist entworfen und geleitet durch den Bauinspektor von Lassaulx aus Koblenz.

Aus den Stürmen blutiger Kriege und verheerender Umwälzungen, oft bedrängt, bedroht, beraubt, verhöhnt, doch nie besiegt ging die Kirche Gottes, gestärkt durch die Hand des Allmächtigen mit neuem Glanze siegreich wieder hervor und unter dem Scepter eines frommen Königs erheben sich dem Herrn neue Tempel und von ihren heiligen Altären steigen die Opfer geweihter Priester unter den Lobgesängen der Gläubigen dankbar zu Ihm empor, der über den Wolken thront. Und sowie unter Andacht und Lobesgesängen diese Kirche dem dreieinigen Gotte geweiht wurde, so wolle sie der Herr der Welten er-

halten zum Tempel seines Ruhmes, zur Erbauung der Gläubigen und zur Verherrlichung der Religion Jesu Christi. Amen. Zugegen waren der Landrath Oster, der Bürgermeister Reis, der Friedensrichter Wülfing und die Schöffen Müntenich und Castor."

Die Grundform dieser Kirche ist, wie aus der Abbildung zu ersehen, die schon im 11. Jahrhundert vorkommende und im 15. und 16. fast allgemein angewendete von drei Schiffen unter einem Dache, an deren westlichem Ende eine Halle unter dem um ein weniges vorspringenden Thurm den Eingang bildet und an deren östlichem, ein mit 3 Seiten eines Achtecks geschlossenes Chor sich als Verlängerung des Mittelschiffs anschließt. Die äußere Länge beträgt 150 Fuß, die Breite mit Inbegriff der um 4 Fuß vorspringenden Strebepfeiler 72 Fuß, die Höhe vom Sockel bis zum Dache 50 Fuß, jene des Thurms im Mauerwerk 110 und der achteckigen Nadel auf demselben 124 Fuß.

Auf jeder Seite des Langhauses befinden sich 6 Fenster, jedes im Lichten 22 Fuß hoch durch einen Mittelpfosten in 2 Abtheilungen von 2½ Fuß Weite geschieden, mit breiten tief ausgekehlten Einfassungen und mit Rosen aus trierischem Sandstein geziert. Der Chor hat keine Fenster, sondern erhält sein Licht durch einen Glaskegel über einer achteckigen 10 Fuß weiten Oeffnung im Chorgewölbe. Rings um die Kirche sowie über den Thurm weg, läuft ein durchbrochenes Bogengesimms aus demselben Sandstein auf Tragsteinen ruhend und frei vor der Mauer stehend. Dasselbe wiederholt sich oben am Thurm über einem ebenfalls durchbrochenen Fries mit vierblätterichten Rosen. Die Nadel ist mit Schiefern schuppenförmig eingedeckt, die Seiten des Achtecks verlaufen sich in das Viereck des Thurms, sind im horizontalen Querschnitt aber nicht gradlinigt wie gewöhnlich, sondern gleich einer flachen Kannelirung etwas ausgehöhlt, wodurch neben

den Gräten zierliche Lichtreflexe entstehen. Im obern Theil des Thurms befindet sich auf jeder Seite vor dem Glockenstuhl ein rundes Schallfenster von 7 Fuß lichter Weite, vor welchem ein durchbrochenes eisernes Zifferblatt mit vergoldeten Zahlen und Verzierungen angebracht ist.

Ein 42 Fuß hohes Portal mit einer durchbrochenen Kreuzrose unter einem geschwungenen beblätterten Spitzbogen in den gewöhnlichen Blätterknopf endigend und ganz aus rheinischer Basaltlava bestehend, nimmt fast die ganze vordere Breite des Thurms von 21½ Fuß ein. Durch dasselbe tritt man in die überwölbte Halle und aus dieser durch eine zweite Thüre in die Kirche selbst. Diese hat wie gesagt 3 Schiffe; das mittlere 33 Fuß weit und 48 Fuß hoch, wird von 12½ Fuß weiten, 40 Fuß hohen Nebenschiffen, auf jeder Seite durch vier cylindrische, 17 Fuß von einander abstehende Säulen aus Basaltlava von 3 Fuß Stärke bei 25 Fuß Höhe, geschieden, beide verlängern sich bis nahe zur Vorderfronte des Thurms und enthalten auf der einen Seite das Treppenhaus zum Orgelchor, was bis zu dem untersten Säulenpaar des Langhauses reicht, auf der andern aber eine überwölbte Sakristei, mit einem ähnlichen Raum darüber. An das Mittelschiff stößt das um 7 Stufen erhöhte Chor, an dessen Eingang Kanzel und Taufstein stehen; eine Anordnung, welche von dem Muster ohne Gleichen unter Alten und Neuern [3]), dem Königl. Oberbaudirektor Herrn Schinkel für die hiesige Garnisonkirche (die obengedachte Florinskirche) angegeben wurde, und für nicht allzugroße Kirchen allgemeine Nachahmung verdienen möchte, da sie nicht nur den symmetriewidrigen Uebelstand aufhebt, welcher durch die gewöhnliche einseitige Stellung der Kanzel entsteht,

3) Daß ist wenigstens die feste, wohlüberdachte Meinung des Verfassers.

sondern zugleich durch diese Symbole der Taufe und Lehre, den Eingang zum Chor, als dem Allerheiligsten, auf eine würdige Weise bezeichnet. Zwischen beiden und dem Hochaltar bildet die Kommunikantenbank aus einer reich verzierten eisernen Balustrade bestehend, einen zweiten Abschluß. Der Hochaltar endigt in ein kolossales Kruzifix über einem, mit vergoldetem Schnitzwerke geschmückten Tabernakel, welches eine Engelgruppe, das Schweißtuch haltend, krönt. Die Felder des Antipendiums, so wie jene an der Kanzel, sind mit Malereien auf Goldgrund ausgefüllt und der ganze Chor findet sich durch das aus der Gewölbeöffnung einfallende Licht auf eine höchst malerische Weise beleuchtet. Das Schiff enthält 76 Bänke aus reinem gefirnißtem Eichenholz mit gußeisernen Trägern unter den Sitzbänken, und mit Seitentheilen, welche mit scheinbar durchbrochenen Schenkeln und Rosen gleich den alten Kirchenfenstern auf die mannichfaltigste Weise verziert sind, indem die Zeichnung an jedem Stück verschieden ist.

Die Balustrade vor dem Orgelchor besteht ebenfalls aus eisernen Gittern und hölzernem Schnitzwerk. Zu dieser Orgelbühne führt eine 4 Fuß breite gewundene Treppe von 7 Fuß Oeffnung, welche gleich den in beiden Treppenthürmen am Mainzer Thor zu Koblenz, von dem Verfasser ausgeführten gußeisernen, schwebend an der Mauer hängt und deren innere Wange einen cannelirten achteckigen Stab bildet, welcher ein einfaches eisernes Geländer trägt. Nicht allein Altar, Kanzel, Taufstein und Kirchstühle, sondern zugleich alle anderen kleineren Kirchengeräthe wurden neu gefertigt, genau in demselben Style und, soviel es ohne übermäßige Kosten geschehen konnte, mit möglichster Zierlichkeit. Das Auge des Beschauers stößt daher, außer einiger modernen Unsauberkeit, nirgend auf etwas Störendes und erfreut sich überall am Zierlichen und an den auf das

Beste ausgeführten Arbeiten. Diesen Umständen mag es denn auch zuzuschreiben seyn, wenn die Gemeindevorsteher versichern, es sey noch keiner da gewesen, der etwas auszusetzen oder zu tadeln gefunden habe. Der Baumeister theilt indessen keineswegs diese Ansicht; er weiß vielmehr noch gar vieles, was er besser oder anders wünschte, ja er wird es sein Lebenlang bereuen, aus ökonomischen Rücksichten so manches unterlassen zu haben. Der Verdrießlichkeiten wären hierdurch nicht sonderlich mehrere entstanden und die Nachwelt hätte von der einen nicht mehr erfahren, wie von den andern; daß aber auf Dank in der Welt nirgend sonderlich zu rechnen, hat er bereits vor dreißig Jahren gewußt, und es ist sein besonderer Aerger, daß ihn so manche wohl für etwas dumm halten müssen, wenn sie ihm so ganz wohlmeinend rathen, er möge doch dieses oder jenes nicht thun, man habe ja doch keinen Dank dafür.

Chor wie Kirche sind massiv und nur 6 Zoll dick überwölbt, sowie mit vorspringenden Gräten aus trierischem Sandstein verziert, die in letzterer als einfache Quer- und Diagonalrippen auf Tragsteinen und den Säulen ruhen; über ersterem dagegen reicher profilirt in einem vielfach durchschlungenen Netz die achteckigte Lichtöffnung umgebend und tragend, sowie auch hier nach alter Sitte statt Tragsteine Engelsköpfe und Heiligen-Büsten angebracht sind. Die Ueberwölbung geschah nach der oben gedachten Weise der Alten ganz aus freier Hand d. h. ohne Einschalung und mittelst ganz einfacher Unterrüstung der Gräte. [4])

4) Ein beim Einwölben begangener Fehler hat leider 2 braven Maurern das Leben gekostet und möge andern zur Warnung hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die Kunst in dieser Art zu wölben, besteht im Wesentlichen darin, daß jede einzelne Schicht

Die nur 3 Fuß dicken Mauern bestehen aus regelmäßigen Schichten von einem sehr guten Thonschiefer, welcher so nahe an der Baustelle gebrochen wurde, daß die Schachtruthe von 144 C. Fuß bis zur Baustelle nur 1½ Thaler zu stehen kam; Portal und Säulen, wie oben gesagt, aus der bekannten rheinischen Basaltlava, die Bogensimse, Gräte, Fenstereinfassungen u. s. w. aus trierischem Sandsteine, die Gewölbe aber aus einem Bimsstein-Kon-

der Gewölbefelder zwischen den Rippen ein kleines Gewölbe für sich bildet, welches den Gegenschub seiner benachbarten zu Widerlagern hat; es bleibt daher die erste Bedingung, daß alle diese Felder oder sogenannten Kappen gleicher Hand aufgeführt werden, und auf einer Stelle höchstens nur ein Paar Schichten aufgesetzt werden dürfen, dann aber sofort alle übrigen wieder auf gleiche Höhe gebracht werden müssen. Das war nun allen Maurern auf das strengste befohlen, in Abwesenheit des Bauaufsehers, jedoch, welcher nach einem benachbarten ähnlichen Kirchenbau zu Walwig gegangen war, welchem er zugleich vorstand und welche Kirche ebenfalls auf dieselbe Weise, allein statt der Kreuzgewölbe zwischen Rippen mit Kugelkappen zwischen Gurten massiv überwölbt wurde, hatten die Maurer, kühn geworden durch das glückliche Vollenden der Ueberwölbung beider Abseiten sich verabredet, den Meister bei seiner Rückkehr mit der Vollendung des großen Mittelgewölbes zu überraschen, daher um die Gerüste nicht zu oft wechseln zu müssen, eine einzelne Stelle, beinahe 6 Fuß höher wie die benachbarten aufgeführt; das Gleichgewicht hörte also auf, der höher aufgesetzte Theil stürzte ein, zerschlug die Gerüste und 2 Maurer blieben bei dem über 30 Fuß hohen Sturz auf der Stelle todt, ein anderer zerbrach ein Bein und einen Arm, wurde indessen glücklich geheilt, hat gegenwärtig die Maurerarbeiten an der neuen Kirche in Güls, ebenfalls an der Mosel ohnweit Koblenz übernommen und hofft deren Ueberwölbung im Laufe des nächsten Sommers mit der Hülfe Gottes glücklicher auszuführen.

glomerat, welches bei Engers am Rheine als ein vulkaniſches Produkt gegraben wird und nicht viel mehr Conſiſtenz beſitzt, wie ein Schwalbenneſt. Die Rahmen der Fenſter ſind von Eiſen, die einzelnen Scheiben aus Lohrglas in ſtark verzinntem Blei zu Tafeln von 2½ Fuß im Quadrat gefaßt und mit ſchmalen Rändern aus farbigem Glas in der Art verziert, daß mit ſchwarzer Oelfarbe leichte Verzierungen darauf gemalt wurden, was mittelſt Nachzeichnen untergelegter Muſter auf eine ſehr wohlfeile Weiſe geſchah.

Altar, Kanzel, Taufſtein, Orgelchor, Kirch- und Beichtſtühle, Orgelbühne u. ſ. w. ſind natürlich in demſelben Styl gehalten und, wie ſchon bemerkt, ebenfalls mittelſt vielfacher Anwendung von Schmiede- und Gußeiſen, ziemlich reich verziert, indem der Baumeiſter ſich bemühte, nicht allein eine Auswahl aller der Verzierungen hier anzubringen, welche er ſeit vielen Jahren geſammelt oder zuſammengeſtellt hatte, ſondern zugleich den Beweis zu liefern, wie alles das durch gewöhnliche Handwerker ausgeführt werden kann, wenn man es nur gehörig anzugreifen verſteht. Alle die Arbeiten an dieſen Geräthen, wie an dem Gebäude ſelbſt ſind nun wirklich von gewöhnlichen Handwerkern in ſeltener Vollendung und zu ſehr billigen Preiſen ausgeführt worden und es möchten wenige ältere oder neuere Gebäude der Art zu finden ſeyn, wovon ſich dieſes in gleichem Maaße behaupten ließe. [5]) Auch die Conſtruktio-

5) **Vor allem gilt dies von den Maurerarbeiten, welche nebſt einem Theil der Steinmetzarbeit unter Aufſicht des dermaligen Maurermeiſters Preſinsky gefertigt wurden und an Güte ſo wie an Reinheit der Ausführung nichts zu wünſchen übrig laſſen; einer ähnlichen Vollendung dürfen ſich rühmen die übrigen Steinmetzarbeiten von Oſterhaus und Feller, ſo wie die Tiſchlerarbeiten von Hofſchmidt und Weinkotz. Das Cruzifix über Lebensgröße vom Bildhauer Scholl**

nen dürften manches neuere darbieten, z. B. die zur Orgelbühne führende, frei vor der Mauer schwebende Treppe, welche auf eine ganz einfache Weise aus leichtem Holze zusammen gesetzt ist; die verschiedenen, ebenfalls aus lauter leichten Hölzern bestehenden Dachverbindungen, besonders jene an der 124 Fuß hohen Thurmspitze, die nicht viel über 1000 Fuß Tannenholz enthält und mit Schieferbedeckung, Blei, Eisen, kurz mit allem Zubehör noch nicht völlig 1400 Thl. gekostet hat. Sämmtliches Mauerwerk enthält 1194 Schachtruthen, nämlich 531 an den stellenweise 14 Fuß tiefen Fundamenten und 633, also nur ⅛ mehr, über dem Boden; die Gewölbe messen in plano 45⅓ Quadratruthen. Alle Maurerarbeiten wurden unter Aufsicht eines Meisters im Taglohn mit großer Sorgfalt ausgeführt und haben mit Inbegriff des Verputzes und Anstrichs an Arbeitslohn 7283 Thl., an Materialien (1365 SR. Bruchsteine, 1345 Berl. Tonnen Kalk, 492 SRuthen Sand, 27375 sogenannte Sandsteine von Engers, jeder 1 Fuß lang, 6 Zoll breit, 5 Zoll dick) nur 4615 Thl. gekostet, zusammen also 11898 Thl. Das Portal aus Mendiger Basaltlava kostete 682 Thl., jede Säule 100 Thl., der Arbeitslohn eines Fensters aus trierischem Sandsteine 50 Thl., vom Bogensims jeder l. F. 1 Thl., an den Gräten von 5 bis 10 Sg., je nach ihrer einfachern oder reichern Profilirung, jeder Cubikfuß dieses Steines 8¼ bis 8½ Sg., sämmtliche Steinmetzarbeiten endlich 7488 Thl.

Das Dachwerk der Kirche erforderte 2828 C. Fuß und 11713 l. Fuß Tannenholz, jenes des Thurms 1074 C. Fuß und 4323 l. F. An Arbeitslohn

in Mainz, verdient zumal bei der Billigkeit des Preises alles Lob, nicht minder die sinnigen Malerarbeiten von Hackenbruch, auch jene von Bachta, nur einzig und allein die Bildarbeiten in Gyps und gebrannter Erde stehen noch unter dem Mittelmäßigen.

wurde jeder l. Fuß an der Kirche mit 7 Pf., am Thurme mit 2 Sg., jeder C. Fuß Tannenholz im Werk gemessen mit 8 Sg., die ganze Zimmerarbeit mit 1785 Thl. bezahlt.

Alle Dächer sind mit Schiefer eingedeckt, jenes der Kirche mißt 80 Quadratruhen, das des Thurms 26½. Die Kosten betrugen mit Inbegriff der Verschalung und Verbleiung aller Firste und Gräte 1972 Thl. Der Altar kostete 150, ein Crucifix über Lebensgröße aus heilbronner Sandstein zu solchem 134 Thl., die Kanzel 250 Thl., drei Beichtstühle aus Eichenholz 175 Thl., jeder Kirchenstuhl an Arbeitslohn 6 Thl. 15 Sg., von der Orgeltreppe jede Stufe 3 Thl. 5 Sg., die ganze Tischlerarbeit 2864 Thl., sämmtliche Schlosser- und Schmiedearbeit 1552 Thl., jene des Glasers 612, der Oelfarbanstrich und das Firnissen der Stühle u. s. w. 559 Thl. Die Gesammtkosten stellen sich endlich auf 33492 Thl., nämlich die veranschlagt gewesenen Arbeiten 28625 Thlr., der Ankauf der Baustelle 586 Thl., das Ausgraben der Fundamente, Zufuhr der Steine, des Wassers u. dgl., was von der Gemeinde frohndeweise hätte geschehen sollen, wo sie es aber nachher vorzog, solches ebenfalls im Lohn zu beschaffen, 2433 Thl., die Anschaffung sonstiger Kirchengeräthe und ähnlicher Ausgaben zur reicheren Auszierung der Kirche 1848 Thl.

VI.

Verein bildender Künstler.

Unter diesem Namen hat sich im Jahre 1833 in Köln ein Verein junger Männer gebildet, dessen schöner Zweck ist, nach §. 1 der unter dem 24. Jan. 1834 genehmigten Statuten: „die Beförderung eines gegenseitigen Kunststrebens; und vertraulicher Ideenwechsel über Kunst und Kunstleistungen, wie

sie Heimath, Vaterland und auch die Ferne liefern, so wie Selbstschaffen in allen Zweigen der bildenden Kunst, Heiterkeit und Frohsinn in traulichem Kreise sollen die Mittel seyn, diesen schönen Zweck zu erreichen."

Es war ein unter den jungen Leuten Kölns, die sich den bildenden Künsten widmen, längst gefühltes Bedürfniß, wenigstens einmal in der Woche zusammen zu kommen, um sich über Dinge zu unterhalten, Ideen auszutauschen, welche zur Beförderung ihres Strebens dienlich seyn konnten, und daher traten auch sogleich achtzehn Mitglieder zusammen, denn eben der Zweck des Vereines entsprach auf's Schönste dem allgemein gefühlten Bedürfnisse, dem allgemein gehegten Wunsche. So zählt der Verein jetzt auch schon fünf und zwanzig wirkliche und mehrere Ehrenmitglieder.

Eine artige Bibliothek, dem Zwecke des Vereines entsprechend, die vorzüglichsten Kunstblätter Deutschlands bieten Stoff zur Unterhaltung bei den wöchentlichen Zusammenkünften, deren keine vergeht, wo nicht einer oder der andere irgend ein Produkt seiner Hand und seines Geistes ausstellt, wo nicht irgend ein Kunstwerk — und nicht selten sehr kostbare Kupferwerke —, zur Anschauung offen liegt. Die Arbeiten, die einzelne der Künstler und Kunstjünger unter Händen haben, werden besprochen, so werden Ideen geweckt, gewechselt und ausgetauscht, immer gibt es etwas Neues und Nützliches, und jede Versammlung ist für die Mitglieder ein wirklicher Festabend. Ein offner freundlicher Ton herrscht in dem traulichen Kreise, und Mancher spricht sich hier belehrend und leitend gegen den Freund aus, ohne sich nur das Ansehen geben zu wollen; das hier über Arbeiten Einzelner gefällte Urtheil hat nie das Bittere der eigentlichen Critik und wirkt so im Allgemeinen besser. Abhandlungen über Kunstleistungen und Schriften über die Kunst im Allge-

meinen, die zuweilen vorgelesen werden, dienen nicht allein zur Belehrung, sondern bieten auch wieder den reichsten Stoff zur Unterhaltung.

Dem Vereine selbst stehen drei von demselben gewählte Mitglieder vor: der Vorsteher, der Sekretär und der Seckelmeister [1]), denen alle Angelegenheiten desselben anvertraut sind, übrigens aber immer in den Versammlungen besprochen werden.

Will sich einer in dem Verein aufnehmen lassen, so muß derselbe, nach §. 15 der Statuten, zuvörderst durch ein Mitglied in den Verein eingeführt und demselben vorgestellt werden.

§. 16. Seine Fähigkeit muß durch eine Arbeit in seinem Fache, die den Mitgliedern des Vereines vorgelegt wird, erwiesen werden. Indessen können ältere Künstler, die von einem Mitgliede vorgeschlagen, auch ohne Arbeiten vorzulegen, aufgenommen werden, jedoch muß der Verein damit einverstanden seyn.

Ueber die Aufnahme der Ehrenmitglieder heißt es §. 20: Auswärtige Künstler werden durch die all-

1) Der zeitige Vorstand ist: Hr. J. Bruère, Architekt, Vorsteher; Hr. Ernst Weyden, Sekretär; Hr. Lenhardt, Dekorateur, Seckelmeister. Die resp. Herren Mitglieder sind: Hr. Ark, Architekt; Hr. C. Bolle, Architekt; Hr. Andr. Borum, Lithograph; Hr. Eb. Bourel, Maler; Hr. Fr. Bruckmann, Zeichner; Hr. J. J. Claasen, Architekt; Hr. Jos. Felten, Architekt; Hr. E. Gerhardt, Lithograph; Hr. Flüggen, Maler; Hr. W. J. Imhoff, Bildhauer; Hr. J. J. Imhoff, Bildhauer; Hr. J. Ph. Kehr, Lithograph; Hr. H. J. Körner, Zeichnenlehrer; Hr. Levy, Zeichner; Hr. Lorent, Maler; Hr. Simon Meister, Maler; Hr. Oedendall, Maler; Hr. J. Stephans, Zeichner; Hr. Christ. Stephans, Bildhauer; Hr. J. A. Wallen, Architekt; Hr. M. Welter, Maler; Hr. Wegelin, Maler; Hr. Weiß, Lithograph.

gemeine Stimme des Vereins zu Ehrenmitgliedern gewählt.

§. 21. Zu Ehrenmitgliedern können auch solche gewählt werden, die dem Vereine, auch ohne Künstler zu seyn, genutzt haben, oder von denen er glaubt, daß sie durch Theilnahme dem Vereine nützlich seyn können.

Um die Bibliothek, die Journale, die dem Vereine zugehörigen Kunstwerke gemeinnützig zu machen, heißt es §. 25: Jedes Mitglied kann von den dem Vereine zugehörigen Büchern und Journalen eins mit nach Hause erhalten, doch muß dasselbe am nächsten Versammlungstage unversehrt in das Vereinslokal zurückgebracht werden.

Der Verein feierte schon einmal das Rubensfest und das Stiftungsfest mit einem heitern Mahle. Die herzlichste Innigkeit, wie sie die Kunst unter den Gleichgesinnten einzig hervorruft, herrschte in dem frohen Kreise, und die Gäste, die den Verein mit ihrer Anwesenheit beehrt, sprachen sich laut über den schönen Zweck desselben aus und theilten die allgemeine Heiterkeit auf die herzlichste Weise.

Passend und dem Vereine selbst entsprechend, waren die Säle jedesmal mit Inschriften, Büsten und Bildern verziert [2]), und heitere Gesänge belebten die frohe Stimmung. Hoch galt es der Kunst, dem Könige und dem königl. Hause, unter dessen Aegide die Kunst im schönen Preußenlande so herrliche Blüthen treibt.

Der Wunsch, den der würdige Gast, Herr Prof. d'Alton aus Bonn, beim vorigjährigen Rubensfeste aussprach: „daß der Künstlerverein noch lange bestehe, blühe und gedeihe!" wird sicher in Erfüllung

2) Simon Meister malte zu dem ersten Rubensfeste einen prachtvollen Rubenskopf und W. J. Imhoff modellirte eine schöne Büste des Michel Angelo, die beide im Sale aufgestellt waren.

gehen, denn der beste Geist belebt alle Mitglieder, die das Nützliche desselben längst erprobt und das Angenehme, das eine solche Gesellschaft, deren Eintracht auch Nichts stören kann, bietet, nicht genug loben können. Die Theilnahme wird stets reger und erfreulicher werden.

Zum Schlusse theilen wir ein von dem Sekretär des Vereins, Ernst Weyden, zum ersten Rubensfeste gedichtetes Festlied mit, das den Zweck des Vereines am schönsten ausspricht:

Künstlersinn.

Es trägt in seiner eignen Brust
Der Künstler seine Welt,
Und, seines hoh'n Berufs bewußt,
Er seiner werth sich hält;
Drum, wie das Leben ihn bewegt,
Bleibt er dem Wahlspruch treu,
Den er im treuen Herzen hegt:
Frisch! fröhlich! fromm und frei!

Frisch blüht dem Künstler immerhin,
Dem's um die Kunst gemeint,
Ein ewig heit'rer Frühlingssinn,
Trotz jedem äußern Feind.
Der frische Sinn verleiht ihm Kraft,
Beharrlich frohen Muth,
Mit dem er gläubig wirkt und schafft,
Hienieden Wunder thut.

Wohl fröhlich stets der Künstler ist,
Und da sein Frohsinn ächt,
Er Alles um sich her vergißt,
Was trübe oder schlecht,
Wie auch das Leben um ihn tos't,
Das Alles niederzieht;
Er findet ja den reinsten Trost
Im eigenen Gemüth.

Denn fromm bleibt er und kindlich rein
Der Hoffnung zugethan,
Drum wird auch stets sein Glauben seyn
Mild, stark ohn' allen Wahn.
Natur, die er mit Lieb' umfaßt,
Ihr Wesen ihm erschließt,
Daß er ihr ganzes Seyn erfaßt
Und gläubig fromm genießt.

Frei schlägt des Künstlers volles Herz,
Ganz frei von Trug und Wahn,
Frei ringt er muthig himmelwärts
Auf seiner hehren Bahn,
Geknechtet nicht durch eitlen Schein,
Durch äußern Tand und Dunst,
Denn wahre Freiheit blüht allein
In dir, o heil'ge Kunst.

So Brüder, die das schöne Fest,
Heut hier vereint im Saal,
O haltet alle treu und fest
An eurer schönen Wahl,
Und schafft und wirket immerhin,
Daß stets der Wahlspruch sey:
Es ist der ächte Künstlersinn
Frisch! fröhlich! fromm und frei!

Den Meistern aller Lande bringt
Ein jubelnd dreifach Hoch,
Mit einem festen Band umschlingt
Die heil'ge Kunst sie doch.
Und Rubens jauchze laut der Chor
Mit kräft'gem Jubelruf:
Es leucht' uns allen mahnend vor,
Was Großes er erschuf!

VII.

Nähere Nachrichten über das Erdbeben vom 17. December 1834 im Regierungsbezirk Koblenz.

Im ersten diesjährigen Hefte unserer Prov. Bl. hatten wir versprochen, über das im Regierungsbezirk Koblenz am 17. December v. J. vorgekommene Erdbeben genauere Nachrichten mitzutheilen. Hier sind dieselben aus sorgfältig gesammelten officiellen Quellen zusammengestellt, welche wir größtentheils der geneigten Mittheilung des Kön. Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn Freiherrn von Bodelschwingh verdanken und an welche wir zum Schlusse ein paar, durch das Thatsächliche hervorgerufene Bemerkungen reihen wollen.

In den Kreisen Adenau, Kreuznach und Wetzlar ist das Erdbeben vom 17. Dec. v. J. nirgend verspürt worden, eben so wenig in jenen von Zell, in welchem man nur an dem gedachten Tage einen heftigen Sturm bemerkt hat.

Im Kreise Altenkirchen ist die Sache zweifelhaft. Nach dem Berichte des Königl. Herrn Landraths will nur ein einziger Mann, der Pfarrer Schützendorf zu Horhausen, das Ereigniß bemerkt haben. Er sagt: „Am 17. Dec. v. J. Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, wo ich ganz wachend im Bette lag, wurde das Pfarrhaus durch einen Stoß erschüttert, und diesen Stoß glaube ich zweimal gehört zu haben. Mein Bett und zwei Tische krachten."

Außer ihm hat Niemand, selbst die Bergleute in den Gruben nicht, etwas dergleichen bemerkt.

In den Bürgermeistereien St. Goar, Oberwesel, Wiebelsheim, Bacharach und Niederheimbach des Kreises St. Goar, ist das Erdbeben gar nicht ver-

spürt worden; zu Bacharach hat man in der Nacht vom 16. auf den 17. einen starken Sturm bemerkt, und einige Leute wollen auch um Mitternacht Donner vernommen haben. Ebenso will man zu Niederheimbach am 16. oder 17. Nachmittags 2 Uhr ein donnerähnliches Getöse in der Luft während einiger Sekunden gehört haben, ohne daß weder Blitz noch Hagelschlag gesehen worden. Zu Boppard wollen einige Einwohner die Erderschütterung am 17. Morgens 6¼ Uhr wahrgenommen haben und zwar in der Richtung von Süden nach Norden. Gleiche Wahrnehmung fand zu Beckenbach und Mühlpfad (Bürgermeisterei Pfalzfeld) Morgens zwischen 6 und 7 Uhr statt. Man verspürte daselbst nur einen, nicht lange währenden Stoß. In den benachbarten Gemeinden wurde man Nichts gewahr; dagegen wurde aber zu Hirschwiesen, Halsenbach und Dörth (Bürgermeisterei Halsenbach) ein schwaches Beben bemerkt. Am stärksten zeigte sich dasselbe an der Mosel.

So schreibt man aus der Bürgermeisterei Brodenbach: „Am 17. Dec. v. J. um 6 Uhr des Morgens verspürte man in den Ortschaften längs der Mosel, rechten Ufers, und auf dem Hunsrücken eine Erderschütterung, der ein heftiger Sturmwind kurz vorherging. Die Erschütterung war so stark, daß man das Schwanken der Möbel wahrnahm und ging von Osten nach Westen. Den Tag vorher wehte der Wind aus Westen, und war trübes Wetter, am 17. war der Wind Nordwest und mit Regen vermischt."

Aus dem Kreise Ahrweiler wird gemeldet: „Am 17. Dec. gleich nach 6 Uhr Morgens spürte man zu Remagen und Bodendorf ein mit Geräusch verbundnes Erdbeben, verschiedene Personen erwachten durch die Erschütterung ihrer Lagerstätten. Dieselbe wurde zwischen 6 und 7 Uhr auch in Sinzig,

sonst aber in keinem andern Orte dieses Kreises bemerkt."

Im Kreise Koblenz stimmen die Nachrichten überein, daß gegen 6 Uhr 10 Minuten Morgens, am 17. Dec. v. J. in der Stadt zwei Stöße, ein geringerer und ein darauf folgender stärkerer, bemerkt worden seyen, wodurch leichte Gegenstände, wie Gläser, Flaschen, in Bewegung gesetzt worden. Die Richtung schien von Süden nach Norden zu gehen. Auf den Höhen von Ahremberg, Arzheim und Neudorf wurde keine Bewegung verspürt.

Man schreibt aus Mayen: „Am 17. Dec. 1834 Morgens 9 Minuten nach 6 Uhr wurde in den meisten Gemeinden des Kreises ein ziemlich starker Erdstoß verspürt. Allen Nachforschungen zufolge soll dessen Richtung von N.-O.-N. gegen S.-W.-S. gewesen seyn. Die Bewegung war stark, zitternd und aufrüttelnd, und die Dauer etwa zwei Secunden. Die nächst dem Rhein wohnenden Einwohner von Andernach wollen ein starkes Brausen vom Rhein her gehört haben." In vielen Gemeinden ist Nichts bemerkt worden.

In Münster-Maifeld wurde das Erdbeben in 4—5 starken Stößen bemerkt, welches etwa 2 Sekunden währte; dasselbe wurde eben so in allen Gemeinden dieser Bürgermeisterei wahrgenommen, selbst auf dem rechten Moselufer zu Alken und im Thal Ehrenburg. Die Nacht war sehr stürmisch, doch hatte sich der Sturm um 5 Uhr gelegt, und zur Zeit des Erdbebens war es ruhig. In den Bürgermeistereien Burgbrohl, Mayen und Polch wurde die Erschütterung nur in den Hauptgemeinen wahrgenommen. Auch in Niedermendig wurde sie um dieselbe Zeit verspürt. Es waren 2 Stöße, deren Richtung man von S. O. noch N. W. angeben zu können glaubt.

Im Kreise Kochem wurde die Erschütterung in der Gemeinde Lutz (Bürgermeisterei Treis) in der

ganzen Bürgermeisterei Carden und in jener von Kaisersesch verspürt, ganz besonders auffallend aber in den Gemeinden Moselkirn, Karden, Kaisersesch und Düngenheim. Der Bürgermeister von Kaisersesch bemerkte die Bewegung so stark, daß er den Einsturz seines Hauses fürchtete, und der Pfarrer in Moselkirn glaubt deutlich eine Bewegung der in seinem Zimmer befindlichen Meubeln bemerkt zu haben. In Kochem, Eller, Lützerath und Treis hat man nichts verspürt.

Im Kreise Neuwied ward die Erschütterung in den tiefer liegenden Orten Engers, Neuwied, Irlich, Fahr und längs des Rheins bis Linz am stärksten; weniger in dem mittleren Theile des Kreises, der Bürgermeistereien Heddesdorf, Anhäuser, Neuenburg und Neustadt; gar nicht aber in denen von Asbach, Altenwied, Dierdorf, Unkel, so wie in den hochgelegenen Dörfern der Bürgermeisterei Linz, namentlich in Hargarten, Ohlenberg, Ockenfels, Dattenberg verspürt. Richtung südwestlich, Dauer 2 Sekunden. In den Orten, wo die Bewegung stärker war, ward Getöse gleich dem eines rollenden Wagens wahrgenommen.

So wäre denn durch diese Nachrichten die Zeit jenes lokalen schwachen Erdbebens ziemlich übereinstimmend und sein Wirkungskreis vollständig festgestellt. Es ergiebt sich aber daraus, daß derselbe nicht, wie Zeitungsnachrichten angegeben haben, auf das eigentlich vulkanische Gebiet am Niederrhein beschränkt gewesen ist, sondern sich auch an mehreren Seiten noch über das Grauwacken- und Thonschiefergebirge verbreitet hat. Wollte man selbst annehmen seine eigentliche Thätigkeitsursache wäre nur unter jenem vulkanischen Gebiete verbreitet gewesen (welche Annahme aber keineswegs nothwendig ist, da weder die Orte der vormaligen vulkanischen Thätigkeit mit denen der heutigen genau zusammenfallen müssen, sondern auch in frühern Zeiten nicht

über jedem vulkaniſchen Heerde Durchbrüche erfolgt ſind), ſo liegt es doch auch in der Natur feſt aufeinander liegender ſchwingender ſtarrer Körper, welches die Felsarten bei Erdbeben ſind, daß die Schwingungen ſich nicht ſcharf abgrenzen können, vielmehr erſt nach und nach ſich verlieren müſſen.

Das Erdbeben hat, wie es ſcheint, nach einem Sturme oder wenigſtens heftigem Winde ſtatt gefunden. Es iſt ein ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß Erdbeben ſich nur bei Stürmen ereignen und durch das vorliegende Beiſpiel könnte derſelbe leicht einige Unterſtützung gewinnen. Neuere Naturforſcher erſten Ranges haben ſich indeſſen damit beſchäftigt, die atmoſphäriſchen Zuſtände bei Erdbeben älterer und neuerer Zeiten, ſo weit die Materialien reichten, genau zu unterſuchen und zu vergleichen, in welcher Beziehung unter andern die Ermittelungen und Zuſammenſtellungen von Fr. Hoffmann vorzüglich werthvoll ſind. Es hat ſich dabei unzweifelhaft ergeben, daß die Erdbeben im Allgemeinen, eben ſo wie alle übrigen vulkaniſchen Phänomene, von den atmoſphäriſchen Zuſtänden ganz unabhängig ſind, daß ſie in jeder Jahreszeit, bei jedem Barometerſtande, bei jeder Windſtärke und Windrichtung u. ſ. w. in ziemlich gleicher Anzahl erfolgt ſind, und ſo muß denn auch — dem Volksglauben entgegen — bei dem vorbeſchriebenen Erdbeben angenommen werden, daß das nahe Zuſammentreffen deſſelben mit einer vorhergegangenen heftigen Luftbewegung ein blos zufälliges, von keinem urſachlichen Verbande abhängiges geweſen ſey. Nöggerath.

VIII.

Einiges aus der Witterungskunde.

Vom Herrn Gymnaſiallehrer Großmann in Trier.

Wenn die Meteorologie auch den Zweck hat, durch

Beobachtungen der in einem Lande vorkommenden Lufterscheinungen, den Einfluß derselben auf das Thier- und Pflanzenreich, so wie überhaupt den klimatischen Unterschied mehrerer Länder näher kennen zu lernen: so dürfte es nicht ganz ohne Interesse seyn, auch hier eine vergleichende Uebersicht meteorologischer Beobachtungen aus der heißen und einer gemäßigten Zone aufgestellt zu sehen.

Von den hier folgenden Beobachtungen sind die einen in Paramaribo [1]), der gegen 6 Grad nördlich vom Aequator und zwei Meilen von der Mündung des Flusses Surinam entfernten Hauptstadt der holländ. amerikanischen Kolonie Surinam, und zwar vom 16. Nov. 1832 an bis zum 31. Octob. 1833, die andern, gleichzeitigen, in Trier (49½ Gr. nördl. Breite) angestellt worden.

1) Schon im J. 1833 hatte ich durch einen unvergeßlichen Freund den Herrn Joh. Friedr. Mohr, Kaufmann aus Trier, der mehrere Jahre in Paramaribo gewohnt, die Beobachtungen vom November, December 1832 und vom Januar 1833, die theils er, theils der Inspektor des dortigen Militärhospitals angestellt hatte, erhalten; die der folgenden Monate aber sind mir erst vor Kurzem zugekommen. Er hatte sie mir selbst einhändigen wollen; aber als im letztvergangenen Monate Oktober er sich schon dem Ziele seiner Reise hierher zu den Seinigen nahe glaubte, traf den sehr hoffnungsvollen jungen Mann das Unglück, daß er bei dem Seesturme in der Nähe der holländischen Küste in den Wellen seinen Tod fand! In seinen Effekten, die man bald nachher landete, fanden sich dann auch diese Beobachtungen.

November, vom 16.—30.

Tageszeit.	Lufttemperatur (nach Réaumur). Paramaribo. höchste.	Tag.	niedrigste.	Tag.	Trier. höchste.	Tag.	niedrigste.	Tag.	Gefallener Regen in Paramar. Zoll	Lin.	Trier. Zoll	Lin.
Morgens	+19,5	28	+18,6	an 5 T.	+5,0	28	—4,0	25		[2]		
Mittags	+25,3	25	+20,4	16	+6,5	28	—1,5	24	12	11,7	1	3,5
Abends	+21,3	21	+19,5	16. 18	+5,2	30	—3,8	24				
December.												
Morgens	+19,5	an 6 T.	+17,7	13. 27	+7,2	2	—6,2	9				
Mittags	+24,0	9	+16,8	29	+9,5	1	—1,8	8 9	41	1	3	3,5
Abends	+20,8	4.7	+18,6	8	+9,0	1	—4,2	8.30				
Januar 1833.												
Morgens	+20,0	8.25	+17,3	27	+2,0	29	—11,0	10				
Mittags	+23,5	30	+20,4	4. 11	+2,9	30	—5,0	6.10	26	10,7	0	6,2
Abends	+21,3	an 4 T.	+20,0	an 7 T.	+2,2	29	—8,9	10				[3]

2) In Paramaribo stellte sich, nach einer dreimonatlichen Trockenheit (der Erdboden springt dort während derselben bisweilen 5—6 Schuh auf), die nur ein einziges Mal durch einen kleinen Regenschauer war unterbrochen worden, am 16. Nov. die Regenzeit ein. Am 20. fielen dort in zwei Stunden 84 Linien oder 7 Zoll Wasser. Die stärkste Regenmasse, die seit vielen Jahren zu Trier in dem so kurzen Zeitraume von 2 Stunden fiel, hatten wir am 16. Juli 1829, sie betrug 2 Zoll.

3) Vom Monate Februar sind mir keine Beobachtungen aus Paramaribo zugekommen.

März.

Tageszeit.	Lufttemperatur (nach Réaumur). Paramaribo. höchste.	Tag.	niedrigste.	Tag.	Trier. höchste.	Tag.	niedrigste	Tag.	Gefallener Regen in Paramar. Zoll	Lin.	Trier. Zoll	Lin.
Morgens	+20,4	an 4 T.	+17,3	10.12	+3,8	29.30	—3,0	20				
Mittags	+24,0	23.24. 25	+20,4	31	+14,0	27	—1,0	9	5	0,5	1	4,4
Abends	+22,2	27	+20,4	a.10T.	+7,0	5	—2,0	12				
April.												
Morgens	+20,4	13.17	+19,1	a. 6 T.	+7,9	2	+0,2	18				
Mittags	+23,5	5.20	+20,0	15.21	+14,0	21	+7,0	14	40	3,5	2	0,4
Abends	+21,7	5	+19,5	15.21	+9,0	27	+2,0	17				
Mai.												
Morgens	+20,4	an 5 T.	+18,6	1	+14,5	18	+3,0	1				
Mittags	+24,8	18	+20,0	31	+26.5	17	+14,3	1	37	0	0	5,4
Abends	+22,6	an 7 T.	+20,0	29.30.31	+18,0	17	+7,9	27				
Juni.												
Morgens	+20,4	15.17	+19,1	4. 12.28	+14,5	30	+5,2	1				
Mittags	+24,4	an 4 T.	+20,0	1	+27.5	26	+16,0	12	33	2	2	5,5

Juli.

Morgens	+20,4	27	+17,7	28	+13,8	1	+7,5	3.4 5	20	1,2	4	0,5
Mittags	+25,7	25	+21,3	16.29	+24,5	7	+13,0	8				
Abends	+23,1	25.26	+19,5	3.17	+16,0	19.30	+11,3	3				

August.

Morgens	+20,4	30	+19,1	15.20	+11,3	22	+4,0	27	16	10,7	0	11,0
Mittags	+25,7	an 5 T.	+22,2	11.15	+22,7	29	+12,5	31				
Abends	+23,1	25.26	+20,8	11.14	+14,8	2	+8,3	31				

September.

Morgens	+20,8	21	+19,1	7.26	+10,0	an 8 T.	+4,0	14	3	9,5	4	5,4
Mittags	+27,5	21	+24,0	1	+19,8	15	+10,0	3.4				
Abends	+23,1	an 8 T.	+20,0	11	+12,7	15	+6,8	2				

October.

Morgens	+20,8	an 6 T.	+19,5	a. 5 T.	+9.8	1	—0,8	30	2	2,5	1	5,0
Mittags	+27,5	1.6.12	+24,0	17.31	+16,0	3	+6,4	31				
Abends	+24,0	14	+21,3	31	+11,0	3.23.24	+4,0	31				

Anmerk. In der vorstehenden tabellarischen Uebersicht muß uns wohl am meisten die Menge des während der genannten Monate in Paramaribo gefallenen Regens auffallen; denn sie beträgt 229 Zoll 5,3 Linien oder 19 Fuß 1 Zoll 5,3 L., die gleichzeitige von Trier aber nur 22 Z. 2,8 L. In Trier fallen übrigens nach vieljährigen Beobachtungen im Durchschnitt jährlich 27 Z. 4 L. die im Jahre 1816 hierselbst gefallene, für unsern Erdstrich außerordentliche Quantität von 41 Z. 6 L. hatte sich hier seit undenklichen Zeiten nicht eingestellt, und wird, wie wir hoffen, auch wohl noch lange unsere höchste bleiben!

Den mir zuletzt zugekommenen Beobachtungen aus Paramaribo [4]), von den Monaten März, April u. d. f., ist, außer einigen meteorologischen Bemerkungen, auch nach einem Atmometer die Quantität der in diesen Monaten dort stattgehabten Ausdünstung des Wassers beigefügt.

März 1833. Atmometer: 56 Linien. — Meistens klares Wetter. Von Morgens 10 bis 4 Uhr häufig starker O. und N.-O.-Wind. Das Hygrometer zeigte in der 2. Hälfte viele Feuchtigkeit der Atmosphäre an, welche, wenn kein Regen fiel, die Wärme drückend machte.

April. Atmom.: 44 L. — Außer einigen trockenen Tagen gegen die Mitte dieses Monates, beinahe immer Regen und stürmisches Wetter. Den 31. v. M. stellte sich die große Regenzeit ein. Im J. 1827 kam sie 10 Tage früher. Den 10. u. 11. Donner — der erste seit 6 Monaten. Im J. 1827 fiel 5 Fuß 2 Zoll Wasser.

Mai. Atmom.: 41 L. — 27 Tage mit mehr oder weniger Regen; den 30. und 31. allein 129 L. Wasser gefallen. Der Wind meistens S. O. und mäßig, die Wärme drückend. Den 21. u. 22. etwas Donner.

Juni. Atmom.: 54 L. — Durchgehends veränderlicher Wind. Der Regen fiel in der zweiten Hälfte nur bei Sturm; Wind meistens S.-O., einige Mal N.-O. Die Wärme kommt mit der vom vorigen Monat überein.

Juli. Atmom.: 58 L. — Das Wetter bis

4) Die Beobachtungszeit ist dort des Morgens um 7, Mittags um 2 und Abends um 7 Uhr. In Trier ist sie des Morgens, das ganze Jahr hindurch, kurz vor Sonnenaufgang; Mittags um 1—3 Uhr (nach den verschiedenen Jahreszeiten), und Abends in der Regel einige Stunden nach Sonnenuntergang.

zum 18. dem im v. M. gleich, nur wärmer. Einige Gewitter — der Blitz schlug in zwei Häuser ein, jedoch ohne großen Schaden zu verursachen. Den 28., an welchem das Thermometer am niedrigsten stand, außerordentlich starker Wind. Am 18. fing die trockene Jahreszeit an. Die Regenzeit hat also 3 Monat und 19 Tage gedauert; und es sind in dieser Zeit 9½ Fuß Wasser gefallen. Die Mondsfinsterniß war von 8 bis 9½ Uhr Abends herrlich schön sichtbar.

August. Atmom.: 62 L. — Den ganzen Monat hindurch wechselte des Nachmittags mehr oder weniger starkes Regenwetter mit der Trockenheit ab. Gegen das Ende des Monats war der Wind des Mittags meistens westlich. Die Wärme kommt der im v. M. gleich. Das Thermometer [5]) stieg bei seinem höchsten Stande (+25,7), 10 Minuten lang der Sonne ausgesetzt, bis auf 39,5 Grad. (In Trier war das Thermometer einmal, nämlich am 19. Juli 1825, in der Sonne auf 48 Grad gestiegen, während ein anderes eben so eingerichtetes Instrument, auch im Freien, aber im Schatten 30 Grad anzeigte.)

September. Atmom.: 78 L. — Mit Ausnahme eines starken Gewitterregens, am 11. war die Luft seit dem 2. beinahe immer heiter; die Hitze war in der 2. Hälfte des Monates 3° bis 4° stärker, als in den 6 ersten Wochen der trockenen Zeit. Der Seewind des Mittags machte die Hitze erträglich.

Oktober. Atmom.: 88 L. — Die trockene Zeit dauert fort wie im v. M. Der Regen fiel nur strichweise. Des Nachts thaute es oft sehr stark, und des Nachmittags erschien die Atmosphäre an

5) Es ist in dem Hofe des Hospitals, wo der Wind von allen Seiten freien Eingang hat, angebracht.

manchen Orten voll Nebel wegen eines großen Waldbrandes. Des Abends oft harter Wind.

IX.

Ueber das Gewitter am 5. Februar d. J. zu Heinsberg u. a. O., und die Nothwendigkeit der Blitzableiter auf Thürmen u. s. w.

Zu den außerordentlichen Naturerscheinungen unserer Zeit, gehören u. a. auch die jetzt häufiger stattfindenden, sehr oft Gefahr bringenden Gewitter in den Wintermonaten.

Ein solches erhob sich wieder kürzlich am 5. Febr. Abends gegen 8 Uhr bei Westwind, mit Hagel und Regen begleitet [1]); ein furchtbar schmetternder Schlag traf ungefähr ein Viertel vor 9 Uhr, die Spitze des hiesigen Thurms der schönen, im Jahr 1262 erbauten Pfarrkirche zum h. Gangolph, der Strahl hatte das Holzwerk des Thurmdachs entzündet. Auf den ersten Feuerruf eilten die Bewohner der Stadt in zahlreicher Menge herbei, mit Eifer dem Brande ihres ehrwürdigen Gotteshauses Einhalt zu thun. Das Auge sah beim ersten Aufblick zum Thurme mit Schrecken nach Westen fliegende Funken von glühenden Holzspähnen, man befürchtete mit Recht den augenblicklichen Ausbruch der Flamme im Glockenstuhl. Während alle vereint Wasser, ja sogar einige, als besseres Löschmittel, Milch herbeitrugen, die Spritzen zweckmäßig aufgestellt wurden u. s. w.

1) Nach öffentlichen Nachrichten hat sich dieses Gewitter über einen großen Theil von Deutschland verbreitet und hat an vielen Orten eingeschlagen. Vor 95 Jahren traf an demselben Tage ein Blitzschlag den Thurm der schönen Münsterkirche zu Neuß; der Brand zerstörte ihn bis auf das Gemäuer. D. H.

kam schon nach einer viertel Stunde die frohe Kunde vom Thurme herab: das Feuer sey gelöscht.

Der Entschlossenheit und Umsicht eines hiesigen jungen Mannes, Herrn Franz Reiners, war es gelungen, unmittelbar nachdem er das Feuer am Thurme erblickte, hinauf zu eilen, und bei Mangel an Wasser, das brennende Holz mit feuchtem Schutt und den Händen auszulöschen. Am andern Tage wurde ein feierlicher Nachmittags-Gottesdienst gehalten, dem Allerhöchsten für die gnädige Bewahrung der Stadt und der Kirche zu danken. Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Dechanten und Oberpfarrer Herrn Hendrichs, auf die dringende Nothwendigkeit eines Blitzableiters aufmerksam gemacht, indem während eines Zeitraumes von kaum 20 Jahren der Blitz zweimal zündend und zweimal kalt den höchsten Punkt hiesiger Gegend — die Thurmspitze traf.

Der letzte Strahl hatte fast dieselbe Direction wie früher genommen. An einem Eisendrath, oben vom Schlagwerk der Uhr, durch die Orgel herabfahrend, sprang derselbe im Zickzack in den Mauerpfeiler über, durch diesen in den Boden der Kirche fahrend, sah man deutlich an einigen zersprungenen Flursteinen gegen Westen, die Entladung des Blitzes.

Das gleichzeitige Zünden und Abbrennen mehrerer Kirchthürme, unter andern auch zu Kornelimünster, sollte billig als warnendes Beispiel überall wo Kirchthürme die höchsten Punkte einer Gegend bilden, die Einwohner solcher Gemeinden veranlassen, die wohlthätige Erfindung B. Franklins, durch schützende Blitzableiter, in Anwendung zu bringen.

Die Meinung einiger, als würden Gewitter dadurch eher angezogen, ist kein Grund; auch die Kosten werden reichlich aufgewogen, durch die Sicherheit der Bewohner solcher Orte bei herannahenden Gewittern.

Außerdem, und bevor diese wohlthätige Vorrich-

tung eine allgemeine Anwendung findet, könnte auch manches Brandunglück der Kirchen und Thürme gleich im Entstehen dadurch verhindert werden, daß man in den Glockenstühlen einige Tonnen oder Fässer anbrächte, in welchen eine Mischung von grüner Seife, Salzwasser, etwas Kalkbrei und Lehm enthalten wäre, wodurch das Feuer weit schneller gedämpft würde als durch bloßes Wasser; das Gemisch besitzt auch den Vortheil, daß die Flüssigkeit im Winter nicht zu Eis friert. (Vergl. die kleine höchst beachtungswerthe Schrift des Hauptmanns von Köller: „Ein untrügliches Feuerlöschungsmittel ꝛc.“ Düsseldorf 1831 bei J. Wolf.)

Nicht minder zweckmäßig würde es seyn, in der Nähe dieser Behälter eine kleine kupferne Handspritze oder Druckpumpe, wie solche häufig zum Reinigen der Fensterscheiben gebraucht werden, aufzuhängen; mit welcher sich ein Wasserstrahl fast 80 Fuß hoch empor treiben, und jedes Feuer in Schornsteinen u. a. O. leicht im Entstehen löschen läßt.

Heinsberg. A. Voget.

X.

Ueber die Beschaffung und den Gebrauch der Weinpfähle.

Ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins vom 7. März 1835 von dem K. Oberforstmeister Herrn Jäger zu Coblenz.

Da der Mangel und die Theuerung des Eichennutzholzes immer fühlbarer wird, und viele von den sogenannten Rahmbüschen und Hecken, aus welchen die Weinbauern, besonders am Rhein, die Weinrahmen nehmen, wegen der schlechten Bewirthschaftung derselben verderben, so dürften dem löb-

lichen Vereine zweckmäßige Vorschläge zur Erlangung guter dauerhafter Pfähle um möglichst wohlfeile Preise, angenehm seyn; daher ich in Folge meiner bei der letzten General-Versammlung gemachten Aeußerung, gegenwärtigen Vortrag zu halten mich beehre.

Die Wichtigkeit dieses landwirthschaftlichen Gegenstandes läßt sich daraus entnehmen, daß in den Rheingegenden von Coblenz bis unterhalb Bonn, mit Einschluß der Kreise Kochem, Coblenz, Ahrweiler und Adenau, welche mit dem Rheine in so naher Verbindung stehen, 41,885,000 Weinstöcke bebaut werden.

Nach der von den betreffenden Herren Landräthen mir mitgetheilten neuesten Aufnahme des Weinbaues werden nämlich:

1. in dem Kreise Kochem . .		9,876,000	St.
2. „ „ „ Coblenz:			
a. am Rhein	3,878,000	10,897,000	„
b. an der Mosel	7,019,000		
3. in dem Kr. Neuwied—Linz.		7,083,000	„
4. „ „ „ Ahrweiler . .		7,019,000	„
5. „ „ „ Adenau . . .		82,000	„
6. „ „ „ Bonn . . .		2,863,000	„
7. im Siegkreise:			
a. im Rheinflußgebiete . .		3,473,000	„
b. im Sieggebiete . . .		592,000	„
		41,885,000	St.

bebaut.

Hinsichtlich der Dauer verdient der Eichenpfahl wegen seiner Härte und Festigkeit, sowohl beim Gebrauch im Trocknen als im Feuchten und Nassen, vor allen Laubhölzern den Vorzug. Es werden aber bei dem Weinbau an der Mosel, am Rhein, an der Ahr und der Sieg zu den Pfählen und Rahmen meistens Stockausschläge von Maibuchen, Hainbuchen, Ahorn, Ulmen, Haselnuß, Aspen, Erlen

und Weiden, und nur an wenigen Orten ungespaltene Pfähle von jungen Kiefern und Rothtannen gebraucht.

Es kommt aber in merkantilisch-ökonomischer Hinsicht bei der Anschaffung und dem Verbrauch der Pfähle nicht allein auf ihre Dauer, sondern auch auf die relativen Kosten des Ankaufs, der Zurichtung und der Unterhaltung derselben während des Verbrauchs an, nach welchem das Betriebskapital für den Weinbau erhöhet oder vermindert wird. Von der Härte und der Festigkeit auf die Dauer des Holzes geschlossen, muß man annehmen, daß das Holz aus hohen und kalten Gebirgsgegenden, wie die Eifel, der Westerwald und der Hundsrücken, dauerhaftere Pfähle giebt, als das Holz aus den Niederungen: daher auch Pfähle von schwereren Stangen und von Stammholz härter und dauerhafter sind, als von Gierten und Reidelnholz, wonach auch der eigentliche Werth der Pfähle verschieden ist. Die Preise habe ich aus den verschiedenen Gegenden des Rheins, der Mosel und der Ahr ermittelt, und nachdem ich von den in den angeführten Kreisen befindlichen 41,885,000 Weinstöcken für die jungen Schnittlinge und Neuräder 2,885,000 Stöcke abgezogen habe, lege ich bei der Berechnung des Werthes der übrigen 39 Millionen folgende Durchschnittspreise und Zeit der Ausdauer derselben zum Grunde.

1) Für einen vierkantig gespaltenen Eichenpfahl, 7 bis 8 Fuß lang und 1¼ bis 1½ Zoll stark . . . . . 10 Pf.
Für die Ausdauer desselben . 16 Jahre.

2) Für einen solchen ungespaltenen Pfahl oder Rahm . . . . . 6 Pf.
Dessen Ausdauer . . . . . 12 Jahre.

3) Für einen 6 bis 6½ Fuß langen und 1 Zoll dicken gespaltenen Pfahl von Kiefern oder Forlen, wie solche vom Main und vom Oberrhein bezogen werden . . . . . 8 Pf.

Die Ausdauer . . . . . 10 Jahre.

4) Für einen 7 bis 8 Fuß langen und 1¼ bis 1½ Zoll ſtarken ungeſpaltenen Pfahl von Rothbuchen, Hainbuchen, Haſeln, Aspen, Erlen und Weiden . . . . . 4 Pf.

Ausdauer derſelben . . . . 6 Jahre.

Akazien und Lärchen werden noch zu wenig gezogen, als daß deren Verbrauch zu Weinpfählen hierbei in Anſchlag kommen könnte, obwohl ſie wegen ihres ſchnellen und ſchäftigen Wuchſes und wegen ihrer Dauer die beßten und wohlfeile Pfähle geben.

Ich nehme ferner an, daß der Eichenpfahl nach ſeiner Ausdauerzeit im Weinberg noch als Brennholz werth iſt . . . . . 3 Pf., der Pfahl von allen übrigen Sortimenten 1 Pf., wonach ſich die Zinſenrechnung und das Verbrauchskapital für die Pfähle und Rahme folgendermaaßen herausſtellt.

1) Der geſpaltene Eichenpfahl, als Grundlage genommen, erfordert für das Verbrauchsquantum von 39 Millionen Pfähle nach dem Durchſchnittspreiſe von 10 Pf. innerhalb 16 Jahren ein Kapital von 1,083,333 Th. mithin jährlich 67,709 Th.

2) Bei ungeſpaltenen Pfählen à 6 Pf. und 12 Jahre Ausdauerzeit iſt das Verbrauchskapital 650,000 Th.

und demgemäß in 16 Jahren . . 866,666 Th.

von 433,333 Th., von welchen gemäß dem Anſchaffungsfonds (der obigen sub 1 bezeichneten Pfähle) noch 4 Jahre disponibel bleiben, betragen die Zinszinſen à 5 % . . . . . 93,386 „

Dieſe von dem obigen Kapital ab, koſten die Rahme in 16 Jahren. . 773,280 „

mithin jährlich 78,230 Th.

3) Bei gespaltenen Pfählen von Kiefern oder Forlen nach dem Durchschnittssatz zu 8 Pf. und der Ausdauerzeit von 10 Jahren 866,666 Th.

demnach auf 16 Jahre	1,386,666 Th.	
Davon 216,667 Th. Kapital während 6 Jahren die Zinsen à 5 % ab mit	73,687 „	
bleiben		1,302,979 „

und jährlich 81,436 Th.

4) Die Pfähle von Haseln, Hainbuchen, Aspen, Erlen und Weiden zu 4 Pf., 6 Jahre Ausdauerzeit, 433,333 Th., auf 16 Jahre . . .	1,155,554 „	
Davon bleiben für die 6 ersten Jahre 650,000 Th. zu benutzen à 5 % Zinsen zu Zinsen . 221,062 Th.		
für die 4 letzten Jahre bleiben noch 216,667 Th. zu verzinsen à 5 % . 46,693 „		267,755 „

also kosten die Pfähle von Haseln u. sonstigem Weichholz in 16 Jahren . 897,799 „; jährlich 56,112 Thaler.

Da die Rahmen von Weichholz nach dem Maaße ihrer geringen Dauer alle 3—4 Jahre frisch zugespitzt werden müssen, so verhalten sich die Eichenpfähle rücksichtlich dieser Unterhaltungskosten ungefähr wie 1 zu 3.

Da aber der Pfahl von Weichholz sich leichter zuspitzen läßt, als der Eichenpfahl, und da die Rahme bei dem Ankauf schon gehörig zugerichtet ist, so kömmt dieselbe innerhalb 16 Jahren 2 bis 3mal ohne desfallsige Kosten an den Weinstock.

Die Benutzung der Rahme als Brennholz ist innerhalb 16 Jahren fast 3mal größer als jene von Eichenpfählen. Daher ich keine Zinsenzinsen wegen dieser Zwischennutzung in Anschlag genommen habe.

Eine kleine Differenz kann noch in den Transportkosten der verschiedenen Gattung Pfähle gesucht werden, welche wegen der längeren oder kürzeren Abnutzung der Pfähle sich bei den gespaltenen Eichen beiläufig

a. gegen ungespaltene wie 3 zu 4,

b. gegen Kiefern und Forlen wie 5 zu 8,

c. gegen die Weichholzpfähle wie 3 zu 8 verhält; da aber die Pfähle am Weinberge gewöhnlich von den Winzern oder Taglöhnern, welche die Reben schneiden, die Weingärten graben und die Pfähle stecken, von dem Platze, auf welchem sie angefahren werden, an die Weinreben getragen werden, so werden dadurch weiter keine Kosten verursacht.

Nach dieser Durchschnittsrechnung würden die gespaltenen 7 bis 8 Fuß langen Eichenpfähle jährlich mehr kosten als

a. die gewöhnlichen Eichenrahmen . 19,379 Th.

b. weniger als die 6 bis 6½ Fuß langen gespaltenen Kiefern oder Forlen 13,727 „

c. mehr als die übrigen Rahmen von Hainbuchen, Ahorn, Haseln, Ellern und sonstigem Weichholz . . . 11,597 „

und es folgt daraus, daß in ökonomischer Hinsicht der Gebrauch der gewöhnlichen Rahmen für den Weinbau am Rhein, an der Ahr und an der Sieg, wo die Winzer viele Rahmbüsche besitzen, der zweckmäßigste ist. Außer den schon als vorzüglich empfohlenen Pfählen von jungen ungespaltenen Kiefern, Lärchen und Akazien, verdient übrigens die Rahme von Haseln und Erlen vor den übrigen Weichhölzern den Vorzug, wenn sie bei regelmäßiger Bewirthschaftung der Büsche und Niederwaldungen 1¼ bis 1½ Zoll stark gezogen wird.

Das Bestecken der Weinreben mit Rahmen von 7 bis 7½ Fuß lang hat auch noch vor den längeren und stärkeren Weinpfählen den Vortheil, daß sie weniger Schatten auf die Reben werfen und

dem Winde leichter widerstehen als die größeren und stärkern Pfähle, welche an der Mittelmosel und in einigen Gegenden des Rheins von 9 und 10 Fuß gebraucht werden.

Die Weinbauern pflegen die Pfähle oder Rahmen aus 10- bis 18jährigen Privat-Rahmbüschen oder Hecken, Fehmel- oder Plänterweise theils außer der Saftzeit im Spätherbst und Winter, und meistens im Frühling und anfangs des Sommers, also in der Saftzeit zu hauen, um im letzten Falle von den Eichen die Lohrinde zu benutzen.

Um gegenwärtig die gefällige Aufmerksamkeit der löblichen Gesellschaft nicht zu viel in Anspruch zu nehmen, will ich weiter nichts über das Schädliche des Fehmeln oder Plänterns, und über die damit in Verbindung stehende Nutzung des Futterlaubes und der Waldstreu in dergleichen Holzungen sagen, da jeder erfahrene Landwirth wohl weiß, daß eine solche Hauart der Waldkultur sehr schädlich ist, indem die Mutter- und Wurzelstöcke dadurch zurückbleiben, und der Ausschlag darunter leidet; ich bemerke für jetzt nur, daß, da die Fäulniß des Holzes hauptsächlich durch die Feuchtigkeit veranlaßt wird, der Saft im Sommer wässeriger als im Winter, und die große Verschiedenheit der spezifischen Schwere der verschiedenen Holzarten im frischen und lufttrockenen Zustande nachgewiesen ist, die Dauer des Holzes wesentlich dadurch bedingt wird, daß es mit Ausnahme der Erle und Aspe außer der Saftzeit im Winter gehauen, und vor seiner Anwendung gehörig trocken werden muß.

Es giebt bekanntlich viele Mittel zum Schutze des Holzes gegen Fäulniß, und zur Vermehrung der Dauer desselben; worüber jedoch die Meinung der Landwirthe und Winzer verschieden ist. Für eines der ältesten und beßten Mittel wird das Anbrennen des Holzes an seiner äußern Oberfläche gehalten, indem die Kohle im unzersetzten Zustande

in allen Flüssigkeiten unauflöslich ist. In einigen Gegenden des Rheins und der Mosel wird dasselbe bei gespaltenen Weinpfählen von Eichen und Kiefern, in andern auch bei dergleichen ungespaltenen, in wenigen aber bei Pfählen von andern Holzarten angewandt. Auf der Ahr und der Sieg ist das Anbrennen der Weinpfähle nicht üblich.

Ich halte das gewöhnliche starke Anbrennen der Pfähle nicht, sondern das Röften derselben bis zum Braunwerden für zweckmäßig, wozu die abgespitzten Stücke von den Pfählen und die abgeschnittenen Reben vortheilhaft benutzt werden können.

Es giebt bekanntlich auch mancherlei Anstriche, um das Holz gegen Fäulniß zu schützen, wovon das Anstreichen mit Theer zum Abhalten der Feuchtigkeit das einfachste und minderkostspieligste zu seyn scheint. Einige suchen das frische oder grüne Holz vor dem Verbrauche zu Weinpfählen in Wasser oder mittelst eines Dampfbades auszulaugen.

Als das bewährteste Mittel zur Verhinderung der Fäulniß wird empfohlen, das Holz wohlfeile Säuren einsaugen zu lassen, um alle inneren Säfte vor Zersetzung kräftig zu bewahren. (Dingler's polyt. Journal, B. 3, S. 442).

So werden in der Gegend von Coblenz bei Sayn und Bendorf von einigen Weingutsbesitzern die gespaltenen Eichenpfähle unten angebrannt, die Rahme von Hainbuchen, Haseln und andern Weichhölzern mit den beiden Enden 4 bis 5 Wochen in Mistjauche gestellt, was die Haltbarkeit der Pfähle vermehren soll.

Es wäre zu wünschen, daß über die angeführten Mittel mehrere Versuche gemacht, und andere, welche in Erfahrung gebracht werden, den Bewohnern dieses Landes öffentlich mitgetheilt würden.

Ich bitte diejenigen Herren Mitglieder, welche die Dauer der verschiedenen Pfähle näher untersuchen wollen, von jedem Sortimente von hartem und wei-

chem Laubholze, aus einer und derselben Lage und einem und demselben Boden, welche ich aus der Nähe von Coblenz bezogen und hieher mitgebracht habe, einen Pfahl zu demselben Ende zu übernehmen, und werde auf Verlangen auch noch ungespaltene Pfähle von Akazien und Kiefern, die heute nicht zeitig genug hier eingeliefert werden konnten, demnächst mittheilen, und bei einer andern Gelegenheit auch den Anbau dieser Hölzer, besonders der Kiefern, hinsichtlich der wohlfeilen Beschaffung guter Weinpfähle davon, empfehlen, und dabei auf die bereits empfohlene Kultur der Weiserle Bezug nehmen.

XI.

An die Niederländer.

Stimme für den Nahewein.

Nicht nur am Rheine wachsen edle Reben,
Nein! auch im Nah'thal reift der Traube Gold!
Den man Euch oft für Rheinwein hat gegeben,
Wobei Ihr ruft! wir sind dem Wein so hold! —
Entsprungen war er unsern Rebenhügeln,
Mit anderm Namen ward er Euch bekannt;
Denn klar ist es dem merkantil'schen Klügeln:
Er sey dem besten Rheinwein nah' verwandt.

Kann's anders seyn? In unserm schönen Thale,
Dem reichen Brautschmuck die Natur verlieh,
Da wäre keine edle Nektarschale,
Nicht zwischen Thal und Hügel Sympathie?
Der Sonne Gluth durchdräng' nicht Hügelkronen,
Wo reger Fleiß die Rebe sorgsam pflegt,
Des Winzers Schweiß soll Traubengold nicht lohnen,
Werth, daß es seines Ursprungs Namen trägt?

Wo Sickingen, der edle Ritter lebte,
Ein Michel Mort die starke Rechte schwang,

Nach blumenreichen Liedern Nänny strebte, [1])
Sein Kreuznach Maler Müller feurig sang;
Ein Thal, das sein den geist'gen Carmer [2]) nannte,
Wo Schmerz, Maus, Götz, in Dichterluft geblüht; — [3])
Das bringt auch Wein, werth, daß dem fernen Lande
Ihn preißt Nah'thalers schönes Nah'weinlied.

Kunstsammlungen kann unser Thal nicht bieten,
Ein groß Gemälde schuf es die Natur,
In Farbenpracht der tausendfält'gen Blüthen
Und wunderbarem Reiz, Berg, Fels, Wald, Flur! —
Studier'st du seine Naturalien-Kabinette
Voll edlem, blumig-starkem Feuer-Wein
Und geistig-süßem, — dann fürwahr! ich wette!
Du schwörst dem Nah'wein immer nah' zu seyn. —

Karl Chr. Kehr.

Mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit, hier einige Worte über die Nahweine selbst zu sagen. Vorurtheil und vielleicht selbst Kaufmanns Spekulation hat dieselben verschrien; das erstere, weil das in jeder Beziehung köstliche Wachsthum des Nahethales als Nahewein bei uns gar nicht bekannt ist, und man nur schlechtes Zeug unter diesem Namen ausschenkt; die zweite, weil die reinen Naheweine bei uns gewöhnlich unter dem Namen von Rheinweinen verkauft werden, und man daher, wie es scheint, Alles aufbietet, um die feinen Naheweine unter ihrem Namen nicht in den Handel zu bringen, da der Name im Handel und überhaupt sehr viel im gewöhnlichen Leben thut. Wie viel Niersteiner, Hochheimer, Steeger u. s. w. wird hier nicht getrunken, der doch im schönen Nahethal

1) und noch strebt.
2) Königl. Preuß. Staatskanzler unter Friedrich dem Großen; Carmer war zu Kreuznach geboren.
3) Hier darf J. H. Kaufmann nicht vergessen werden, dessen muntere Dichterader noch immer schlägt.

gewachsen ist. Kennten die gewöhnlichen Consumenten den eigentlichen Naheweín in seiner natürlichen Reinheit, sie würden ihm sicher vor vielen andern, und mit Recht, den Vorzug geben. Es muß daher die Sorge der Produzenten seyn, ihr Produkt bekannter zu machen, dessen Ruf zu retten, denn sie werden mir selbst zugestehen, daß einzelne Weinhändler in ihren Gegenden, sich auf die Weinfabrikation oder Veredelung per Rosinen, wie sie es nennen, legen, und eben durch ihr Geschmier den Ruf des Naheweines selbst untergraben; denn tragen ihre Fabrikate auch gewöhnlich die Namen von Rheinweinen, so wird doch wieder von ihnen auf den Naheweín geschlossen. Kleinlicher, niedriger Krämeregoismus stört auf diese Weise den Verkehr einer ganzen Gegend, wirkt dahin, daß der sauere Schweiß der rüstig thätigen Winzer des Nahethales umsonst auf seinen Lohn harrt. Gegen jene Fabrikanten war mein Artikel im Welt- und Staatsboten Nro. 289 vom 16. Okt. 1834 gerichtet, und zwar war meine Absicht rein und edel, denn er sollte das Unedle, das sich mit meiner Moral nicht paart, bekämpfen, aber gewiß nicht den Weinproduzenten des Nahethales im Geringsten zu nahe treten, wenn auch natürlich die Betroffenen es demselben unterschoben, um sich hinter diesem Schilde mit ihrem Treiben berger zu können. Es muß der Produzenten Streben daher seyn, wollen sie ihr herrliches Produkt wieder in den Credit bringen, den es seiner Güte, seiner Vortrefflichkeit wegen, verdient, diesem Unwesen zu steuern, es mit aller Macht aus ihrer Mitte zu verbannen. Die Mittel dazu, werden sich ihnen selbst leicht an die Hand geben. Gelingt ihnen dies, so haben sie bald wieder Absatz, und bringen sie es nun auch dahin, daß wir den gewürzreichen feinen Winzenheimer, den lieblichen Bosenheimer, den kostbaren kreuznacher Münchberger den vollen, kräftigen Kautzenberger,

den edlen Monzinger auf unsern Weinkarten finden, daß daselbst dem Nahethale, das noch so viele edle und schöne Sorten Wein liefert, auch ein Plätzchen gegönnt ist, so werden sich die Weine selbst, durch ihre Vortrefflichkeit einen allgemeinen Ruf sichern, und gewiß wird man allenthalben eben so froh dem Weine der Nahe als dem des Rheines singen. — Zu wünschen wäre es, daß auf eine oder die andere Weise die Weinproduzenten des Nahethales dahin zu wirken suchten, daß ihre herrlichen Weine, die besonders im vorigen Jahre nichts zu wünschen lassen und die feine Weinzunge, wie den Gaumen des Nichtkenners ganz befriedigen, unter ihrem wahren Namen in den Handel kommen, und bald wird man ihnen auch Gerechtigkeit widerfahren lassen und jedes Vorurtheil schwinden.

Wenn sich, wie es scheint, dieses Vorurtheil, gewiß nachtheilig für das Nahethal selbst, leider in unsern Gegenden schon sehr verbreitet, so muß aber demselben, da es durchaus ungegründet, mit allen Kräften entgegen gearbeitet werden. Wer sich einmal von der Güte des Naheweins überzeugt, wird demselben gewiß sein Lob, seinen Beifall nicht versagen, aber auch eben so sehr, wie ich, die verachten, die durch ihre Schmiereréien, durch ihren Krämeregoismus, der Prozente willen, ihn um seinen wohlverdienten Ruf gebracht haben. Jeder muß mit mir wünschen, daß einem solchen Unfuge, wodurch die jüdischen Fabrikanten ihren fleißigen Landsleuten am Meisten schaden, gesteuert werde, und daß der Nahewein bald allgemein zu Ehren gebracht werde.

Wer einen reinen, herrlichen Nahewein haben, sich von dem überzeugen will, was ich hier gesagt, der wende sich nur mit seinen Bestellungen an die Produzenten selbst, und sicher wird er sich eines kostbaren Weines freuen, der in mancher Beziehung den feinsten Sorten des Rheinsweines wohl

an die Seite gestellt werden darf, und es mir vielleicht Dank wissen, darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn.

Köln, März 1835. E. —n,
weder Weinhändler, noch Weinproduzent.

XII.

Nachträgliche Bemerkung über die den Pappelstämmen schädlichen Insekten;

und Anfrage wegen eines Vertilgungsmittels gegen den, den Nadelhölzern so schädlichen Borkenkäfer (Hylurgus typographus).

Dem gefälligen Einsender der Erwiederung ꝛc. meiner Anfrage, im 2. Hefte S. 161 d. Rh. Pr. Bl., sage ich hiemit meinen freundlichen Dank für die umfassende, wissenschaftliche Auskunft über den fraglichen Gegenstand. Bisher nur die zerstörende Wirkung an den Stämmen, (wie gebohrte Löcher, mit sägemehlartigem Auswurf) gewahrend, konnte ich nie den Zerstörer selbst habhaft werden [1]); es wurde mir von einigen Landwirthen versichert, der Urheber dieser Löcher sey die Weidenraupe oder der Weidenspinner. Erfreulich war mir daher eine bessere Belehrung über diesen Gegenstand zu finden; nur bedauere ich, daß, außer den allerdings sehr nützlichen Spechten, kein anderes Mittel gegen jene gefräßigen Käferarten angegeben werden konnte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auch in Betreff des sich in ungeheurer Zahl jährlich vermehrenden Borkenkäfers (Hyl. typogr.) die Frage aufzustellen: ob es kein Mittel giebt, diesen gefährlichen Feind aller Nadelbäume zu töd-

1) Das Alter der von Löchern durchbohrten Kanadapappeln war 16 Jahre; die Bäume waren mithin im besten Wachsthume begriffen. B.

ten, oder wenigstens seiner ungeheuern Vermehrung Einhalt zu thun? So wurde hier u. a., in der Nähe bei Wassenberg, ein ganzer Tannenwald von einigen zwanzig Jahren total durch dies schädliche Insekt zerstört.

Die gefällige Beantwortung dieser Frage würde gewiß für viele Leser dieser Blätter großes Interesse haben.

Heinsberg im März 1835. A. Voget.

XIII.

Kreosot,

ein bewährtes Mittel zur Conservirung thierischer Körper.

Es ist oft der Fall, daß man in den Besitz irgend eines der Aufbewahrung werthen Vogels oder andern Thierkörpers gelangt, wobei häufig der Wunsch nahe liegt: wäre er doch ausgestopft! Da aber nur Wenige diese Kunstfertigkeit besitzen, so geht mancher schöne Körper verloren.

Dr. Reichenbach zu Blansko in Mähren gebührt das Verdienst, uns einen neuen Stoff, das Kreosot, kennen gelehrt zu haben, welcher im hohen Grade die Fäulniß thierischer Stoffe hemmt. Derselbe ist in dem gemeinen Holzessig sowohl wie in dem Theer enthalten, und kann aus beiden isolirt dargestellt werden. Für die Freunde der Ornithologie dürfte das Kreosot ein ganz besonderes Interesse gewähren, indem ohne viele Mühe sich jeder Vogel leicht dadurch konserviren läßt. Ich habe mit mehreren Vögeln dieserhalb Versuche angestellt, unter andern mit dem schönen, vaterländischen Eisvogel (Alcedo Ispida L.) Von dem Kreosot wurde ein Theil mit zehn Theilen Essig vermischt, mit dieser Flüssigkeit Baumwolle getränkt, welche in die zuvor seines Inhalts entledigte Bauchhöle

gefüllt, und jenen (durch die fehlenden Eingeweide entstandenen) leeren Raum wieder einnahm. Gleichzeitig wurde etwas Kreosot-Lösung in den Schlund des Vogels getropft, und der Schnabel einige Minuten zugehalten. So zugerichtet, war der Eisvogel schon nach einigen Wochen unversehrt, und ohne die geringste Spur von Fäulniß zu verrathen, ausgetrocknet, und konnten nun leicht durch einen Drath, die fehlende Haltung; und durch ein Paar schwarze Samen der Canna indica, die Augen naturgetreu ergänzt werden.

Ein Versuch mit einem Stück frischen Kalbfleisch ergab folgendes Resultat: dasselbe wurde während einer halben Stunde mit der Kreosotlösung in Berührung gelassen, und hierauf in die Sonne gehängt. Es zeigten sich weder Schmeißfliegen noch eine Spur von faulichtem Geruch, sondern das Fleisch besaß einen rauchähnlichen Geruch, und war auf der Oberfläche ganz zusammengeschrumpft.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Kreosot sehr bald, als thierische Körper konservirender Stoff, große Aufnahme finden wird.

Schließlich bemerke ich noch, daß man Kreosot jetzt aus jeder guten Materialhandlung und Apotheke beziehen kann.

Heinsberg. A. Voget.

XIV.

Literatur, Landkarten, Lithographien.

1) Geschichte des Karmeliten-Klosters, der Villa Harna, der Gelehrtenschulen in Aachen vor Einführung des Jesuiten-Gymnasiums, der vormaligen Herrschaft Eilendorf u. s. w. von Christian Quix, Oberlehrer und Stadtbibliothekar. Mit 60 Urkunden. Auf Kosten des Verfassers. Aachen, in Komm. b. J. A. Mayer. 1835. VIII u. 218 S. 8. br. 25 Sg.

Zu den zahlreichen, tüchtigen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, welche wir dem Hrn. Verf. bereits verdanken, gesellt sich auch dieser von besonderm Werthe, der vorzüglich durch den beigefügten Abdruck von so vielen interessanten Urkunden gesteigert wird. Wir können die reiche Gabe nicht ausziehen. Der Gelehrte vom Fach wird sie zu finden und zu benutzen wissen.

2) Die Verurtheilung und Hinrichtung der eilf Preuß. Offiziere vom Schill'schen Corps durch die Franzosen bei Wesel den 16. Sept. 1809. Zur Erinnerung an Schill und seine Gefährten bei der Enthüllung des auf ihren Gräbern errichteten Denkmals am 31. März 1835. Von Dr. Franz Fiedler. Nebst Abbildung des Monuments und der franz. Vertheidigungsrede von J. N. Perwez. Wesel b. Becker. 1835. IV u. 123 Seiten. 8. br. 15 Sg.

Die denkwürdige Sache selbst, wovon diese Schrift handelt, ist in neuerer Zeit vielfach in Tageblättern besprochen worden. Sie darf im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden: daher nur hier die Bemerkung, daß in der Schrift die Materialien dazu fleißig gesammelt und zusammengestellt und bündig und ansprechend, mit Beifügung der nöthigen Aktenstücke, vorgetragen sind. Spätere Geschichtschreiber werden die Quelle mit Ueberzeugung benutzen können, und jeder Zeitgenosse wird sie gerne lesen, um vollständiges Licht über den schauderhaften Akt der Willkühr zu erhalten, der in der Maske der Gerechtigkeit aufzutreten wagte. Das errichtete eiserne Denkmal, so sagt der Verf., erinnert uns bedeutungsvoll an die schwere Zeit und an eine blutige That der französischen Kaiserherrschaft, welche vor Preußens siegreichem Adler endlich zusammenstürzte.

3) Die älteren und neuen Maaße und Gewichte der K. Preuß. Rheinprovinz. Ein Handbuch für Beamte, Kaufleute und Geschäftsmänner. Unter Mitwirkung des Hrn. Dr. Fr. Ahn, vorm. Sachverständigen bei der K. Eichungs-Commission zu Aachen, herausgegeben von C. L. W. Aldefeld, K. Pr. Regierungs-Se-

Tretär. Aachen und Leipzig 1835 b. J. A. Mayer. VIII u. 232 S. 8. br. 1 Thl.

Die Nützlichkeit eines solchen Unternehmens, das auf Genauigkeit Anspruch machen kann, liegt auf der Hand. Die meisten Ländertheile, aus welchen die Rheinprovinz zusammengesetzt ist, hatten vor der franz. Occupation ihre besonderen Maaß- und Gewichtssysteme. In dem vorliegenden Buche sind sie mit den franz. und preuß. Maaßen und Gewichten sorgfältig verglichen, und es enthält die Verhältnisse von 30 verschiedenen Fuß-, 44 Ellen-, 28 Acker-, 102 Flüssigkeits-, 115 Getreide-, 6 Kalk-, 2 Kohlen-, 2 Salz-, 21 Holzmaaßen und 34 Gewichten.

4) Der im Oktober 1835 sichtbare Halley'sche Komet in seiner wahren und scheinbaren Bahn während der Jahre 1835 und 1836. Gemeinfaßlich dargestellt von C. Heis, ord. Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am K. Fried. Wilh. Gymnasio zu Köln. Mit zwei Karten. Köln, 1835, bei DuMont-Schauberg. IV u. 36 S. gr. 8. br. 10 Sg.

Populär, sehr bestimmt, genau und eben so klar in der Darstellung ist diese Schrift über den so vielfach besprochenen Gegenstand. Alle unwesentlichen Erörterungen, welche nicht auf mathematischer Basis beruhen, sind mit Recht unberücksichtiget geblieben. So zeichnet sich die kleine Abhandlung unseres Landsmannes vor manchen andern über den Kometen aus. Sie ist es werth gelesen zu werden, und wird daher sicher in der Provinz, außerhalb derselben aber wohl auch noch ihr Publikum finden.

5) Das Zuckerbier und seine Bereitung, ein neues, höchst angenehmes, gesundes, wohlfeiles und leicht zu bereitendes Getränk für Jedermann. Nebst Vorschriften zur künstlichen Darstellung des Champagnerweins, Honigweins (Meth) und eines vortrefflichen mousirenden Essigs (Vinaigre de l'empereur). Beachtungswerth für jeden Hausvater, Gastwirth, Weinhändler u. s. w. Von A. R. L. Voget, Apotheker in Heinsberg u. s. w. Mit einer Abbild. Crefeld, 1835. b. C. M. Schüller. X u. 24 S. 8.

Der Verf. spricht über die Zuckerbiere (Apfelsinen- oder Pomeranzenbier, Citronenbier, Corianderbier, Gewürzbier, Kirschbier, Heidelbeerenbier, Pflaumenbier, Ingberbier, Hopfentafelbier, Doppelhopfenbier) und ihre Bereitung aus eigner Erfahrung. Er preißt ihre Wohlfeilheit, den Wohlgeschmack und ihre Zuträglichkeit für die Gesundheit. Die Recepte sind meist einfach; die Bereitung kann jede Haushaltung leicht ohne besondern Apparat vornehmen. Es verdienen die wenigen wohlfeilen Blätter daher wohl die Berücksichtigung der Hausväter. Auch die Zugaben der Schrift, welche auf dem Titel angedeutet sind, enthalten Brauchbares.

XV.

Miszellen aus der Provinz.

Verein zur Beförderung des sittlichen und bürgerlichen Wohls der in dem Landkreise Köln entlassenen Gefangenen.

Dieser Verein constituirte sich am 24. Nov. v. J. in Brauweiler, welcher Ort auch zum zukünftigen Versammlungsort desselben bestimmt wurde. Der Verein verdient Anerkennung und Nachahmung in andern Kreisen der Provinz, da er in seinen Zwecken, welche der gewählte Vorstand [1]) und die zahlreich beigetretenen Mitglieder gewiß eifrigst zu erstreben bemüht seyn werden, nur als ein sehr löbliches Muster betrachtet werden kann. Ueber das Wesen und Wirken des Vereins spricht sich folgender kurzer

1) Zum Obervorsteher des Vereines erwählten die Mitglieder einstimmig den Herrn Hofrath Ritelhueber, Director der Provinzial-Arbeitsanstalt zu Brauweiler. Als Vorsteher wurden denselben durch Stimmenmehrheit zugesellt: der Landdechant, Herr Pfarrer Sieben zu Stommeln, der Pfarrer, Herr Schmitz zu Genen, der Pfarrer, Herr Cüpper zu Widdersdorf, der Pfarrer, Herr Brohm zu Frechen, der Pfarrer, Herr Hermanns zu Müngersdorf, der Gutsbesitzer, Herr Wolf zu Poulheim, der Bürgermeister, Herr Jungen zu Uesdorf. Der Verein wählte zum Rendanten den Pfarrer, Herrn von der Bank zu Brauweiler und den Oeconomieverwalter, Herrn Menike daselbst, zum Assistenten desselben. Er bestimmte den Gutsbesitzer, Herrn Simons auf Vogelsang zum ersten, und den Fabrikinspector, Herrn Wülffing zum zweiten Sekretair. Als Pflegeväter wurde eine Anzahl notabler Männer für jede Bürgermeisterei gewählt.

Leitfaden für die Pflegeväter desselben aus, welcher unlängst von dem Vorstande ausgegeben wurde.

Die Aufforderung zur Bildung eines Hülfsvereines der rheinisch-westphälischen Gefängnißgesellschaft hat in dem menschenfreundlichen Sinne unserer Kreisbewohner allenthalben ein lebendiges Interesse und eine rege Theilnahme gefunden, welche der Gesellschaft für jenen Bezirk fortan eine kräftige Stütze sichern.

Die, mit den Gesetzen übereinstimmende, Beförderung der sittlichen Besserung der in den Landkreis Köln entlassenen Gefangenen, damit der oft obdach- und hülflose Verirrte fernerhin den Einsassen als zudringlicher Bettler nicht lästig falle, oder als noch gefährlicherer Vagabunde die Sicherheit der Personen und des Eigenthums neuerdings bedrohe, daß vielmehr der Verirrte an der Hand des werkthätigen Menschenfreundes der bürgerlichen Gesellschaft als ein nützliches Glied zurückgeführt werde, ist Zweck des Vereins.

Nothwendig gewordene Unterstützungen mit den dringendsten Lebensbedürfnissen; Angewöhnung an anhaltende Arbeitsamkeit durch Eröffnung angemessener Erwerbsquellen, welche die lasterhafte Neigung unterdrücken und die Versuchung zum Bösen vermindern; endlich die Einprägung der einfachsten, überzeugendsten Lehren der christlichen Religion, welche eine moralische Kraft entwickeln, die am meisten geeignet ist, den Menschen auf dem Pfade der Tugend zu erhalten, sind die wirksamsten Mittel, den ausgesprochenen Zweck zu erreichen.

Wo demnach ein dürftiger, hülfloser Entlassener in den Kreis zurückkehrt oder sich bereits in demselben befindet, wird der Pflegevater des betreffenden Ortes besorgt seyn, ihn, erforderlichen Falles, aus dem jeder Bürgermeisterei überwiesenen eisernen Bestand sofort mit dem Allerdringendsten zu versorgen; er wird sodann seine Arbeitskräfte und Arbeitsfähigkeiten berücksichtigen, um ein demselben angemessenes Unterkommen sich bemühen und demnächst an den Vorstand der Gesellschaft nach Brauweiler über die getroffenen Maßregeln mit gutachtlichen Bemerkungen und Vorschlägen berichten. Eine besondere Obsorge mögen die Pflegeväter demjenigen widmen, bei welchem sie eine vorherrschende Neigung und Fähigkeit zu irgend einem Handwerk wahrnehmen, welches dem Pflegbefohlenen für die

Zukunft sichere Aussicht zu einem einträglichen Erwerb verspricht.

Die Pflegeväter werden fortwährend ihre Schützlinge beaufsichtigen, durch freundlich-eindringliche Ermahnungen sie auf dem rechten Wege zu erhalten suchen und für diejenigen, welche durch anhaltend gute moralische Führung sich auszeichnen, eine passende Prämie zur fernern Aufmunterung in Vorschlag bringen. Unterstützungen in baarem Gelde sind im allgemeinen jedoch weniger zweckmäßig, als jene in Kleidungsstücken, Werkzeugen oder andere ähnlicher Natur. Geldgaben möchten jene meist an eine unordentliche Lebensweise gewohnte Menschen nur in Versuchung führen, sich nach ihrer Art einen guten Tag zu machen, ohne zu beherzigen, daß sie nachher destomehr schlimme haben werden.

Jede Unterstützung knüpft sich in der Regel an Arbeit, an eine nützliche Thätigkeit, denn der Verein will nicht die arbeitscheuen Müßiggänger noch vermehren, welche als Tagediebe sich umhertreiben, um aus den menschenfreundlichen Beiträgen unserer Gesellschaftsglieder sich ernähren zu lassen. Auch soll der Lasterhafte nicht begünstigt und dadurch dem wahrhaft Hülfsbedürftigen eine wirksamere Unterstützung entzogen werden.

Die unbedingte Unterstützung aller Entlassenen liegt ebenfalls nicht im Zwecke des Vereins; es werden vielmehr viele unter diesen seyn, welche zu einer fruchtbaren Verwendung keine Aussichten eröffnen. Die Aufmerksamkeit ist demnach auf die einzelnen Personen und namentlich am meisten auf die lenksame Jugend zu richten, deren empfängliches Gemüth für erwünschte Resultate festere Hoffnung giebt.

Obgleich die Unterstützung des Vereines sich nicht auf verarmte Personen ausdehnen kann, soll gleichwohl, bei zureichenden Mitteln, auf die zurückgelassene Familie des abgeführten Verbrechers Bedacht genommen werden, damit nicht, durch Noth auf Abwege gezogen, sie als tiefer Gesunkene dennoch später der Obsorge der Gesellschaft anheim fallen. Der Einsicht der Pflegeväter muß es hier überlassen bleiben, die einzelnen Fälle zu erwägen und dem Vorstand die zweckersprießlichsten Mittel mit Bemerkung der nähern Verhältnisse der Schutzempfohlenen jedesmal in Vorschlag zu bringen.

So spricht der Verein die Tendenz aus, die menschenfreundlichen Bemühungen der rheinisch-westphälischen Gefängnißgesellschaft in ihrem Geiste und Sinne zu unterstützen; indem er das begonnene Besserungswerk an den entlassenen Sträflingen kräftigst fortsetzt; ihnen in allen leiblichen und sittlichen Nöthen beisteht, auf daß es dem einhelligen Zusammenwirken nach einem Plane thätiger, christlich gesinnter Personen gelingen möge, der leider fortwährend im Zuwachs bleibenden Anzahl von Verbrechern möglichst Schranken zu setzen.

Jedem Einwohner des Landkreises, der nach Vermögen für die Zwecke des Vereins mitzuwirken sich geneigt erklärt, steht ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse die Befugniß zu, demselben beizutreten; wogegen es jedem Mitglied unbenommen bleibt, von der Theilnahme sich loszusagen, sobald es dem Vorstande diese Absicht vier Wochen vor dem Schlusse des Jahres erklärt haben wird.

Auf die Einladung des Vorstandes versammeln sich alle sechs Monate die sämmtlichen Mitglieder des Vereines in Brauweiler, um einen Generalbericht über die Leistungen und das Rechnungswesen anzuhören und um die geeigneten innern Angelegenheiten der Gesellschaft zu berathen.

Wir bitten alle wohlwollenden, von wahrer Menschenliebe beseelten Kreisbewohner, unserm Beginnen auch fernerhin Herz und Hand zu öffnen, Menschenelend nach besten Kräften zu mindern und Menschenwohlfahrt zu befördern. Wessen Herz möchte sich auch dem Unglück und den Widerwärtigkeiten bedauerungswerther Verirrten verschließen, und wer wollte wohl die natürlichsten Empfindungen des Menschen unterdrücken, hingegen den Regungen des Eigennutzes und der Selbstsucht so viel Raum geben, um sich von der Theilnahme an den Schicksalen seiner auf Abwege gerathenen Brüder loszusagen?

Brauweiler am 23. Februar 1835.

Der Vorstand des Vereins.
Ristelhueber, Sieben, Schmitz, Cüpper, Brohm, Jungen, Herrmann, von der Bank, Simons, Wolf, Wülffing, Menike.

Handel und Gewerbe im Reg. Bez. Düsseldorf.

Die Fabrikation wird im Allgemeinen sehr mäßig betrieben, und besonders gilt dies von den Tuchmanufaktu-

ren und der Fabrikation der seidenen Modewaaren, angeblich noch immer wegen dem unverhältnißmäßig hohen Preise der Urstoffe. Viele Arbeiter sind in Folge dessen außer Verdienst gesetzt, und für die Uebrigen ist der Arbeitslohn so gedrückt, daß sie theilweise die Nacht zu Hülfe nehmen müssen, um soviel verdienen zu können, als des Tages Nothdurft erheischt. — Seit einiger Zeit haben verschiedene Eisen- und Stahlwaaren einen vermehrten Absatz nach Belgien gefunden. — Auf den Kohlenhandel wirken die Zeitverhältnisse ungünstig. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Düsseldorf v. M. Febr.)

Kirchen- und Schulwesen im Reg. Bez. Düsseldorf.

Am 28. Januar wurde der von Sr. Majestät dem Könige dem Pastor Primarius van Gülpen zu Werden Allergnädigst verliehene rothe Adlerorden 3. Klasse überreicht.

Nicht bloß der Jubilarpfarrer, sondern auch Stadt- und Pfarrgemeine haben über diese Auszeichnung sich höchst erfreut bewiesen, und es sind an dem Tage der Ueberreichung viele fromme Gebete und die ehrfurchtsvollsten Wünsche für Se. Majestät und des Allerh. Hauses Wohlfahrt mit Inbrunst dargebracht worden. Ein katholischer Geistlicher, der Pfarrer Velthuysen zu Haffen und Mehr, der seiner Gemeine schon 43 Jahre vorsteht, hat seinen Wohlthätigkeits- und Gemeinsinn auf eine fruchtbringende Weise bewährt. Nachdem derselbe schon vor mehreren Jahren auf die Erbauung eines neuen Schulhauses und die Ausstattung der dortigen Kapellaney über 3500 Thlr. aus eigenem Vermögen verwendet hat, erklärt er jetzt der Pfarrgemeine, daß er auch das Kapellaneyhaus auf seine Kosten erbauen will, wobei er weiter nichts von den Eingepfarrten verlangt, als die unentgeldliche Beifuhr der Baumaterialien. (Dieselbe Quelle).

Handlungen der Wohlthätigkeit im Reg. Bez. Düsseldorf.

Der Frauenverein zu Wesel hat im vorigen Jahre sich einer besondern Theilnahme zu erfreuen gehabt und sich dadurch in den Stand gesetzt gesehen, außer den angemessenen Speisen sehr viele Bekleidungsgegenstände an Wöchnerinnen und bedürftige Kranke zu vertheilen. In der kleinen Stadt Kempen hat ein zum Besten der Armen gegebenes Concert eine reine Einnahme von 67 Thlr. 3 Sgr. 5 Pf. aufgebracht. (Dieselbe Quelle).

Die Jubelfeier des Herrn med. Doct. K. G. Th. Kortum in Stolberg, den 19. März 1835.

Stolberg den 20. März 1835. Dem Verdienste seine Kronen!

Der gestrige Tag war für die Bewohner Stolbergs ein Jubel- und Ehrentag, die Feier eines 50jährigen gesegneten Wirkens, unseres hochgefeierten Herrn med. Dr. K. G. Th. Kortum. Kaum wurde das Herannahen dieses Tages bekannt, als Jeder in hoher Begeisterung entflammte, diesen Tag des Gegenstandes würdig zu feiern. Es bildete sich ein Comité, das mit dem größten Eifer alle Anordnungen traf und leitete. Am Vorabend des frohen Tages verkündete das Geläute aller Glocken von den Hochpunkten Stolbergs die Feier des folgenden Tages. Mit Sehnsucht wurde er erwartet. Der Nebel, der mehrere Tage hindurch wie ein düsteres Leichentuch über unserm freundlichen Stolberg hing, löste sich auf, und triumphirend trat die Sonne aus ihrem rosenfarbenen Thore und begrüßte den schönen Tag.

Im Berliner Hofe, wo das Fest gefeiert werden sollte, versammelten sich gegen 10 Uhr die Behörden, die Geistlichkeit, die Kaufmannschaft und übrigen Theilnehmer des Jubelfestes. Von hier begab sich der festliche Zug unter dem Geläute aller Glocken nach der Wohnung des Herrn Jubilars, um ihn mit kurzen aber herzlichen Glückwünschen zu begrüßen.

Während einer im Nebenzimmer unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Becker vom 34. Infanterieregiment trefflich ausgeführten Musik überreichte hier der Herr Bürgermeister Michels mit wenigen aber herzlichen Worten dem Herrn Jubilar eine prachtvolle silberne, inwendig und auswendig stark vergoldete Ehrenvase, mit der Inschrift: „Dem hochverdienten Jubilar, Herrn med. Dr. K. G. Th. Kortum von seinen Mitbürgern. Stolberg den 19. März 1835." Hier brachten ihm mehrere hohe Beamte von Aachen persönlich ihre Glückwünsche und der Herr Medicinalrath Zitterland übergab ihm hier folgendes ehrenvolle Schreiben einer hochlöblichen Regierung zu Aachen so wie auch das eines Königl. Medizinal-Collegiums zu Koblenz:

„Sie begehen, wie uns berichtet worden, den 19. dieses „Ihr 50jähriges Doctor-Jubiläum, ein Fest, welches zu „erreichen, schon zu den seltenen Begünstigungen der Vor„sehung gehört und noch seltener unter so glücklichen, hei„tern Umständen gefeiert wird, als es bei Ihnen der Fall

„ist. Umgeben von einer blühenden Nachkommenschaft,
„von theilnehmenden Freunden, von dankbaren Familien,
„denen Sie in mehreren Generationen freundlicher Rath-
„geber, Retter und Tröster waren, stehen Sie mit noch
„frischer Kraft auf dem Berufswege, dem Sie Ihr Leben
„weihten.

„Nicht die Anerkennung, die Ihre Gelehrsamkeit in der
„literarischen Welt Ihnen erwarb, nicht Versprechungen
„die Ihres künstlerischen Talents sich versichern wollten,
„vermochten Sie, sich dem Ihnen theuer gewordenen Krei-
„se Ihrer langjährigen, wohlthätigen Wirksamkeit zu
„entziehen.

„Mit seltener Uneigennützigkeit, mit aufopfernder Thä-
„tigkeit, mit tiefer Einsicht übten Sie die schweren Pflich-
„ten Ihres menschenfreundlichen Berufes.

„Euer Wohlgeboren unter diesen Umständen an Ihrem
„Ehrentage unsere Werthschätzung und unsern Dank für
„Ihre Verdienste um einen ansehnlichen Theil unserer Ver-
„walteten auszusprechen, gereicht uns um so mehr zur wah-
„ren, erfreulichen Genugthuung, als wir hoffen dürfen,
„daß mit Gottes Hülfe noch manches Jahr Sie in unge-
„schwächter Kraft und unverminderter Thätigkeit wieder-
„finden und als den allgemein geliebten und verehrten
„Arzt begrüßen werde, wobei unsere besten Wünsche Sie
„begleiten.

Aachen, den 15. März 1835.

Königliche Regierung.
v. Arnim."

„Bei der vollkommenen Anerkennung der Verdienste, wel-
„che Ew. Wohlgeboren sich während 50 Jahren nicht nur
„als praktischer Arzt Ihrer Umgegend, sondern und haupt-
„sächlich als Schriftsteller in weit größerem Umfange der
„gelehrten Welt erworben haben, gereicht es uns zum be-
„sonderen Vergnügen, Ihnen zu der bevorstehenden Feier
„Ihres Jubiläums unsern Glückwunsch abzustatten und
„Sie unserer innigsten Theilnahme an Ihrem Wohlerge-
„hen zu versichern. Mögen Sie noch lange mit den näm-
„lichen Kräften wie bisher fortwirken und der späte Abend
„Ihres Lebens ruhig eintreten, aber auch heiter.

„Ew. Wohlgeboren können ja mit voller Zuversicht sa-
„gen: non omnis moriar! Das verbürgen Ihre Werke,

„das verbürgt ein des Vaters würdiger und rühmlichst bekannter Sohn.

Koblenz, den 15. März 1835.

Königl. rheinisches Medizinal-Kollegium.

(folgen die Unterschriften).

Noch wurde hier dem hochgefeierten Jubilar eine ehrenvolle Anerkennung seiner Verdienste zu Theil, indem sein Sohn, der Herr Doctor und Kreisphysikus in Düren, sich des angenehmen Auftrags entledigte, das von dem einzigen seiner noch lebenden Lehrer, dem Herrn Doctor Blumenbach in Göttingen, der bereits vor 10 Jahren jubilirte, ihm gesandte erneuerte Doctordiplom zu überreichen.

Es ist rührend folgende mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen des Nestors der deutschen Gelehrten zu lesen:

Göttingen den 28. Februar 1835.

„Mit herzlicher Theilnahme beehre ich mich als zeitiger „Decan der medicinischen Facultät, Ew. Wohlgeboren das „erneuerte Diplom des so vielseitig verdienstvollen Jubel„doktors, Ihres würdigen Herrn Vaters zu übersenden, „von dessen hiesigen Lehrern ich allein noch übrig bin ꝛc.

Joh. Friedr. Blumenbach.

Nach dieser Feierlichkeit kehrte der ganze Zug wieder nach dem Berliner Hofe zurück, um der Ankunft der hohen eingeladenen Gäste entgegen zu sehen, die nun vom Comité und von einigen Honoratioren empfangen wurden.

Nach Ankunft des Regierungspräsidenten, Herrn Grafen von Arnim und des Vicepräsidenten, Herrn von Mallinkrodt begab sich das Comité in Begleitung der hohen Gäste abermals nach dem Hause des Jubilars, um denselben zur Mittagstafel abzuholen. Unter dem Geläute der Glocken, und einer dreimaligen Salve der Böller traf der hochverehrte Jubilar in den schön dekorirten Saal im Berliner Hofe ein, wo für 140 Personen servirt war. Mehr Theilnehmer erlaubte der für heute zu beschränkte Raum nicht, so daß viele erst später am Feste Antheil nehmen konnten. An dem für den hochgefeierten Jubilar bestimmten Platze stand ein, von der dankbaren Liebe der Bewohner Stolbergs für ihn bestimmter, prachtvoller Sessel. Hieher geführt, hielt der Herr Prediger von Alpen eine schöne, treffliche Rede, in der er ihm nochmals im Namen sämmtlicher Bewohner Stolbergs Glück wünschte, seinen Wohlthätigkeitssinn, seine viele Verdienste als Arzt,

im Allgemeinen und für die Bewohner Stolbergs besonders entwickelte und ihn bat, die Veranstaltung dieses Festes als eine kleine Anerkennung derselben anzusehen.

Hierauf begrüßte ihn der Regierungs-Präsident, Herr Graf von Arnim, und, indem er ihm zu diesem schönen Tage Glück wünschte und ihm in einer kurzen, aber sehr schönen Rede zeigte, wie Se. Majestät, unser vielgeliebter, gnädigster König stets die Verdienste zu belohnen und zu ehren wisse, überreichte Er ihm, nach geschehener Verlesung, folgendes huldvolle Schreiben:

„Es ist durch die Königliche Regierung zu Aachen zu „meiner Kenntniß gelangt, daß Ew. Wohlgeboren am 19. „März Ihr 50jähriges Doktor-Jubiläum feiern werden. „Ich habe mich verpflichtet gehalten, Sr. Majestät dem „Könige von diesem seltenen Feste Anzeige zu machen und „Allerhöchstdieselben haben, in Rücksicht auf Ihre stets bewiesene rühmliche Thätigkeit, durch welche Sie in einem „so langen Zeitraume sowohl als Arzt, wie als Schriftsteller mit dem glücklichsten Erfolge gewirkt haben, Ihnen mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 22. dieses „Monats den rothen Adlerorden dritter Klasse Allergnädigst zu verleihen geruht, dessen Insignien Ihnen mit „Gegenwärtigem eingereicht werden. Ich freue mich aufrichtig, Ihnen zu diesem ausgezeichneten Beweise der Allerhöchsten Huld und Gnade Glück wünschen und Ihnen „meine Theilnahme an dem erlebten Jubiläum ausdrücken „zu können."

„Empfangen Ew. Wohlgeboren zugleich mit dem herzlichsten Wunsche für Ihr ferneres Wohlergehen die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung"

Berlin den 27. Febr. 1835. v. Altenstein.

Nachdem der Herr Regierungs-Präsident den Jubilar mit dem Orden dekorirt hatte, setzte man sich zur Tafel. Von den vielen Toasten brachte unser hochgeehrter Jubilar den ersten Seiner Majestät dem Könige aus. Mit innig er Rührung und kräftigen Worten sprach er seinen Dank aus, für die Huld und Gnade unseres Königs, und mit hoher Begeisterung wurde unter lang anhaltendem Tusch des Orchesters, dem Donner der Böller, das Sr. Majestät dargebrachte dreimalige „Lebehoch!" von der zahlreichen, glänzenden Gesellschaft aufgenommen, bis der laute Jubel zu dem vom Orchester angestimmten „Heil, unserem Kö-

nig, Heil!" überging und kräftig intonirte. Der zweite Toast wurde dem hochgefeierten Jubilar vom Herrn Regierungs-Präsidenten gebracht. Ihn begleitete der Donner der Böller, der schmetternde Tusch des Orchesters und das stürmische Hoch der Gesellschaft, und endigte mit einem dazu verfertigten Festgesange, in den die ganze Gesellschaft begeisternd einstimmte.

Herzlicher wurde wohl nie ein „Lebehoch!" gebracht. Ein Beweis, wie sehr unser hochgeehrter Jubilar sich die Liebe und den Dank der Bewohner Stolbergs erworben hatte. Wie konnte es auch anders seyn!

Er, der von 50 Jahren eines praktischen Wirkens, die 44 Jahre, die er in Stolberg verlebte, sogar mit Aufopferung seiner Gesundheit jede Stunde bei Tage und bei Nacht bereit war, Hülfe zu leisten; dessen thätiger und geschickter Hülfe so mancher Anwesende es verdankte, noch Zeuge dieses schönen Festes zu seyn, der so Manchem ein theures Glied der Familie gerettet und erhalten hatte, wie war wohl hier der laute Jubel zu unterdrücken! Aber mehr noch als Alles dieses, ein noch weit schöneres Denkmal seines edeln Herzens war der Dank, der heute im Stillen aus den Hütten so mancher leidenden Familie, aus den Wohnungen des Kummers und der Armuth zum Ewigen für ihn emporstieg, für ihn, der nicht nur zu jeder Stunde bereit war ärztliche Hülfe zu leisten, sondern der auch zugleich als ein rettender Engel erschien, um die Noth zu mildern. O, dieser Dank, der an diesem Tage so vielfach und im Stillen aufstieg, dieser Altar, den seine Wohlthätigkeit erbaut hat, und auf den die Thränen des Dankes niederfielen, und gleich Opferflammen der leidenden Menschheit zum Ewigen emporstiegen, waren ein noch weit schöneres Denkmal seines guten edeln Herzens, hallten lieblicher zum Himmel empor, als der Donner der Böller, das Geläute der Glocken und das Schmettern der Musik. Ihm Ehre und Heil! Dem Herrn Regierungs-Präsidenten, der durch seine kurze Anwesenheit sich schon die Liebe Aller erworben hatte, wurden, so wie dem Herrn Vice-Präsidenten von Mallinkrodt und dem Herrn Landrath von Strauch Toaste gebracht. Herr Prediger Königsfeld aus Düren, nannte in einem ausgebrachten Toaste unsern Jubilar mit allgemeinem Beifall eine wahre Assekuranz zur Verlängerung des menschlichen Lebens.

Ein glänzender Ball, den der Herr Regierungs-Präsident gegen 7 Uhr eröffnete, beschloß die Feier dieses Tages. — Die Erinnerung an denselben wird den Bewohnern Stolbergs unvergeßlich seyn!

Heil allen solchen verdienstvollen Jubilaren! Heil aber auch denen, die so das Verdienst zu schätzen und zu ehren wissen!

Folgende biographische Skizze dürfte den zahlreichen Verehrern und Freunden unseres Jubilars nicht unangenehm seyn.

Dieser so hoch verehrte Jubilar, Karl Georg Theodor Kortum, wurde am 29. Mai 1765 in Dortmund geboren, und auf dem damals sehr guten Gymnasium unterrichtet. Nach zurückgelegtem 13. Jahre wurde er neben seinen Gymnasialstudien 4 Jahre hindurch in der Offizin seines sel. Vaters, welcher Apotheker war, in der Pharmazie und von seinem Oheim, mütterlicher Seite, einem Arzte, in den zur Medizin gehörigen Vorwissenschaften unterrichtet. Diese Vorbereitungen erleichterten ihm ungemein das Studium auf der Universität zu Göttingen, die er schon im Alter von 17 Jahren bezog und wo er auf die rühmlichste Weise unter den damaligen Lehrern, Richter, Murray, Peter Frank, Gmelin, Wiesberg und dem noch lebenden Blumenbach mit andern vortrefflichen und hochberühmt gewordenen Männern, die damals auf dieser Hochschule ihre Studien vollendeten, wetteiferte. Von diesen zum Theil noch lebenden Männern brauchen wir nur einen Hufeland, Hildebrand, Althof, Girtanner, Arnemann, Brandis, Haselberg, Heineken, Wichelhausen, G. H. Ritter, Gotl. v. Ehrhart, J. J. Römer, Ulteri, Josephi, Schmidtmann und Ludw. Frank zu nennen, um den würdigen trefflichen Geist zu charakterisiren, der damals auf dieser Hochschule herrschte. Unser Jubilar hatte sein 20. Jahr noch nicht zurückgelegt, als er schon am 19. März 1785, nachdem er zuvor eine dissertatio de apoplexia nervosa vertheidigt hatte, promovirte. Wie wenig er hinter so vielen ausgezeichneten Commilitonen zurückstand, beweist der ehrenvolle Umstand, daß sowohl der gelehrte Professor E. F. Ludwig in Leipzig (scriptores neurologici minores selecti) als J. Peter Frank in Italien (delectus opusculorum in diversis Germaniae academiis edi-

torum 1789) diese Dissertation als ausgezeichnet anerkannten und wieder abdrucken ließen. Der große Frank nennt unsern verehrten Jubilar sogar bei dieser Gelegenheit einen seiner vorzüglichsten Schüler. Haec circa definitionem apoplexiae opinio, sagt er, mentis acumiem haud parvam ostendit et tota haec dissertatio auctoris, quem inter optimos clinices meae auditores Goettingae numeravi etsi juvenile opus varia tamen continet notatu dignissima u. s. w.

Unser hochgefeierter Jubilar kehrte nun nach Dortmund zurück, wo er beinahe 6 Jahre lang fleißig prakticirte, folgte aber 1791 dem Rufe der Kaufmannschaft unseres damals so sehr blühenden Stolbergs, wo er nun 44 Jahre lang in einem sehr ausgedehnten Kreise seine Talente als praktischer Arzt entwickelte. Nicht die angestrengteste Berufsthätigkeit indeß, nicht die Sorge für eine zahlreiche Familie, noch die weite Entfernung von wissenschaftlichen Hülfsmitteln vermochten seine entschiedene Liebe zu literarischen Beschäftigungen zu unterdrücken, und es erschienen von ihm nach und nach folgende Schriften:

1) Commentarius de vitio scrofuloso. Tom. II. 1789—1790. Wurde in's Deutsche übersetzt v. Focke 1793.
2) Medicinisch-practische Bibliothek für Aerzte u. Wundärzte. 3 Bände 1789, 90 u. 91.
3) Medizinisch-chirurgisches Handbuch der Augenkrankheiten. 2 Bde (nur halb vollendet 1791 u. 93).
4) Kaempfii enchiridion medicum, passim emendatum et auctum denuo edidit C. G. Th. Kortum 1792. Später 2mal in's Deutsche übersetzt von Dr. Dürr und Dr. Bährens.
5) Beiträge zur practischen Arzneiwissenschaft, worin auch eine medicinische Topographie von Stolberg und der umliegenden Gegend. Göttingen. 1796.
6) Physikalisch-medicinische Abhandlung über die warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burtscheid, Dortmund. 1798. Hierzu ein Anhang. 1817.
7) Mehr als 50 kleinere und größere Aufsätze in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde v. 1797 an.

Diese Arbeiten wurden sämmtlich und zwar einige sehr günstig aufgenommen, jedoch erhielt der Commentarius de vitio scrofuloso, wie eine Menge von Rezensionen bezeugt, den meisten Beifall, und steht noch jetzt fast in

allen Compendien der praktischen Medizin unter der Literatur der Skropheln voran. Unter andern erklärt ihn Sömmering (de morbis vasorum absorbentium) für ein opus classicum.

Bei seinem nicht geringen literarischen und praktischen Rufe fehlte es ihm von Zeit zu Zeit an günstigen Gelegenheiten nicht, seinen Wohnort zu verändern. Unter diesen machte ihm wohl die meiste Freude der ehrenvolle Antrag im Jahre 1804 die Professur der Therapie in Marburg, an des verstorbenen berühmten Baldingers Stelle zu übernehmen, wozu ihn sein Universitätsfreund, der noch lebende berühmte Leibarzt Brandis (jetzt in Copenhagen) und der sel. Archiater Hensler in Kiel, bekanntlich einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit, dem Kurfürsten von Hessen empfohlen hatten, worauf dann der förmliche Antrag in einem noch vorliegenden, sehr schmeichelhaften Schreiben des Leibarztes Piderit von Kassel aus wirklich erfolgte. Daß er nicht darauf einging, beweist wohl hinlänglich, wie theuer ihm sein hiesiger Wirkungskreis geworden war.

Unerschütterliche Berufstreue, seltene Uneigennützigkeit, musterhaftes Betragen gegen Collegen, praktische Tüchtigkeit, umfassende literarische Kenntnisse und ächte Humanität sicherten ihm ein halbes Jahrhundert hindurch unausgesetzt die Liebe und Hochachtung Aller, die mit ihm in Berührung traten, und einstimmig war daher in Stolberg und dessen Umgebung der Jubel, mit welchem die Feier seines 50jährigen Doktor-Jubiläums beschlossen, und am 19. März glänzend ausgeführt wurde.

Möge Er, der gefeierte Jubilar, noch lange in seiner gewohnten Thätigkeit unter uns wandeln! Möge Er, wenn er sein Tagewerk beschließt, einen heitern, schönen und stillen Lebensabend feiern! Mögen seine zahlreichen Kinder und Enkel, von welchen zwei seiner Söhne als Aerzte rühmlichst den von ihm bezeichneten Weg verfolgen, mit uns noch oft die Freude haben, den 19. März wiederkehren zu sehen! Gott gebe es! S.

XVI.

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Zahl der in den engliſchen Steinkohlengruben durch böſe und ſchlagende Wetter verunglückten Arbeiter.

Nach dem Mechanics' Magazine Nro. 582 (Dingler's polyt. Journ. 1. Jan. Heft 1835) ſind in den Steinkohlenbergwerken von England und Wallis ſeit dem Jahre 1810 d. h. in 24 Jahren, nicht weniger als 1028 Menſchen durch böſe und ſchlagende Wetter verunglückt. So groß dieſe Anzahl iſt, ſo ſind die in den großen Kohlendiſtrikten von Durham und Worceſter zahlreichen Verunglückten nicht einmal mit inbegriffen, indem von jenen Gegenden keine Berichte eingingen. Nach der Natur der engliſchen Steinkohlenwerke werden davon nur wenige Perſonen an erſtickenden Wettern umgekommen ſeyn, die ganz überwiegend größere Zahl muß durch ſchlagende Wetter ihr Leben verloren haben. Es ſcheint bei der dem Bergmann ſo werthvollen, national-engliſchen Erfindung der Davy'ſchen Sicherheitslampe, daß ſehr wenige polizeiliche Sorgfalt zur Erhaltung des Menſchenlebens beim Bergbau in England angewendet werden muß, denn ſeit jene bekannt und ihre Anwendung ſtreng-polizeilich bei den Preußiſchen, wohl gleich gefährlichen Steinkohlengruben eingeführt iſt, gehören Unglücksfälle dieſer Art zu den größten Seltenheiten, welche nur bei Nachläßigkeiten in der Anwendung dieſer Lampe oder durch ganz beſonders unglückliche Zufälligkeiten, wobei Beſchädigungen der Lampe ſtatt finden, eintreten können.

Eiskeller. [1])

Eiskeller dienen bekanntlich nicht nur zur Erhaltung eines ſchätzbaren Erfriſchungsmittels, ſondern ſind auch zur Aufbewahrung von Speiſen in der Haushaltung von weſentlichem Nutzen. Wir halten es daher nicht für unzweckmäßig, hier die Beſchreibung der Einrichtung eines Eiskellers, der im vorigen Jahr zu Amorbach gebaut

1) Entnommen aus dem Wochenbl. f. Land- u. Hauswirthſchaft, Gewerbe u. Handel. Stuttg. 25. Okt. 1834.

wurde, und in manchen Beziehungen Vorzüge vor den gewöhnlichen Eiskellern hat, mitzutheilen, wie wir dieselbe durch die Güte des Hrn. Oekonomen Arthur Schott in Stuttgart erhalten haben.

Während man gewöhnlich zur Aufbewahrung des Eises es für unumgänglich nothwendig hält, eine Grube in die Erde oder einen Keller zu graben, weßhalb man auch solche Aufbewahrungsorte immer Eisgruben, Eiskeller nennt, besteht der Eiskeller in Amorbach aus einem kleinen Gebäude, das frei auf dem Boden aufsitzt, und auch in seinen Umgebungen keinen weiteren Schutz gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen hat. Dessenungeachtet erhält sich das Eis in solchen Kellern so gut, daß sich in einem ähnlichen zu Waldleiningen bereits sechsjähriges Eis befindet.

Dieses Resultat erreicht man dort

1) durch dicke Wände, die aus schlechten Wärmeleitern zusammengesetzt sind. Die äußerste Umgebung besteht nämlich aus einer 6 Zoll dicken, mit Backsteinen ausgemauerten Riegelwand; die innere Wand, welche mit dem Eis unmittelbar in Verbindung steht, besteht aus eichenen 2 Zoll dicken Bohlen. Zwischen der Riegelwand und der inneren hölzernen Bekleidung ist ein Raum von 2 Fuß, welcher mit Asche, Heu, Stroh, Häcksel, Spreu u. s. f. ausgefüllt wird, indem man diese Materialien fest hineintritt. Auf diese Art ist die ganze Wand 2 Fuß 8 Zoll dick. Am meisten Sorgfalt muß dabei auf die innere Wandung verwendet werden, welche mit Einschluß des Bodens und der Decke gleichsam einen Würfel oder viereckigen Kasten von 10 Fuß nach jeder Richtung bildet. Dieser Würfel wird von außen durch starke, gut in einander gekeilte Pfosten zusammengehalten, und um den Eisbehälter selbst luft- und wasserdicht zu verschließen, werden sämmtliche Bohlen durch Federn von weichem ausgetrocknetem Holz miteinander verbunden und der ganze Kasten erhält noch einen Anstrich von Fett, Harz, Unschlitt ꝛc. Natürlich gibt man dem Häuschen ein kleines Fundament, sollte aber das Terrain des Bauplatzes etwas naß seyn, so läßt sich durch einige Karren Bauschutt oder Köhlerlösch leicht helfen; die Bedeckung des Gebäudes geschieht mit einem dichten Strohdach.

2) Durch zweckmäßige Ableitung des Schmelzwassers.

Um dieses Wasser, was in keiner Art von Eiskeller ganz vermieden werden kann, aus dem Keller zu entfernen, giebt man dem Boden nach einer Seite hin einen Fall von 1½ bis 2 Zoll auf 10 Fuß, und führt es so durch ein in den Boden gebohrtes Loch in eine bleierne Abführungsröhre, welche sich außerhalb mündet. Damit aber durch diese Röhre keine Luft eindringen kann, wird dieselbe, nachdem sie sich etwa 10 Zoll herabgesenkt hat, wieder um 5 bis 6 Zoll aufwärts gebogen, so daß sie immer mit Wasser gefüllt bleibt und somit Luftzutritt unmöglich wird. Es läuft sodann nur soviel Wasser ab, als über das Niveau der äußeren Mündung der Röhre vom Eisbehälter herabdringt.

3) Durch gehörige Verwahrung des Eingangs zum Gebäude. Zu diesem Ende befindet sich nicht nur vor der Thüre ein sogenannter Kellerhals, der groß genug ist, um die letztere bequem auf- und zumachen zu können, sondern es ist auch der eigentliche Eingang der ganzen Dicke der Wandung nach ausgemauert und mit einzelnen Bunden Stroh dicht verrammelt. Dieses muß man dann wegräumen und den Laden, der sich innen befindet, öffnen, so oft man zu dem Eis gelangen will.

Solche Eiskeller haben vor den gewöhnlichen den Vorzug, daß man in Bezug auf die Wahl des Platzes viel weniger beschränkt ist, und daß die Ableitung des Schmelzwassers, welche bei den bisherigen Eiskellern immer schwierig, oft sogar unmöglich ist, hier leicht ausgeführt werden kann.

Wir fügen dem Bisherigen noch die praktische Regel bei, daß, wenn man im Winter bei strenger Kälte Eis aus Teichen oder Flüssen holt, man gut thut, dasselbe vorher etwa 1 Tag lang im Trockenen an der Luft liegen zu lassen, ehe man es in den Eiskeller schafft. Denn so lang es mit tropfbarem Wasser in Berührung ist, hat es auch nur die Temperatur dieses Wassers d. h. 0° R. und bekommt erst die kältere Temperatur der Luft, wenn es nicht mehr mit dem tropfbaren Wasser in Berührung steht; aber es ist natürlich von Wichtigkeit, es so kalt als möglich in den Keller zu bringen.

Verhütung des Wassersteins in Dampfkesseln. [1])

Es ist bekannt, daß in Gefäßen, in welchen man gewöhnliches Wasser entweder längere Zeit stehen läßt, so daß es nach und nach verdunstet, oder in welchen solches Wasser durch Anwendung von Wärme verdampft wird, sich ein erdiger Niederschlag oder Bodensatz bildet, den man gewöhnlich mit dem Namen Wasserstein (Kesselstein, Pfannenstein) bezeichnet. Das gemeine Brunnen- oder Quellwasser ist nämlich nie vollkommen rein, sondern enthält immer mehr oder weniger erdige und salzige Theile, welche nicht mit dem Wasser zugleich verdampfen, sondern, wenn dieses verdampft, zurückbleiben und sich gewöhnlich an dem Boden des Gefäßes als harte Rinde anlegen.

Zwar ist die Menge dieser fremden Bestandtheile bei gewöhnlichem Wasser an sich nicht bedeutend, — $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{20}$ Procent oder auf 1 Ctr. Wasser ungefähr 1 Loth. Dies beträgt aber bei einem zu einer Dampfmaschine von 4 Pferdekräften gehörigen Dampfkessel doch schon täglich (den Tag zu 16 Arbeitsstunden gerechnet) einen Niederschlag von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pf. [2]), und erfordert somit eine öfters wiederkehrende Reinigung des Kessels. Denn wenn diese Kruste überhand nimmt, so findet nicht nur wegen der größeren Dicke, welche der Kessel dadurch erhält, und wegen der schlechten Wärmeleitung dieses Wassersteins ein bedeutender Wärmeverlust Statt, da der Kessel jetzt vielmehr erhitzt werden muß, — sondern es steht auch zu befürchten, daß der Kessel dabei glühend wird. Dieses Glühendwerden macht aber den Kessel schwächer, befördert sei-

1) Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel, 1834, Beilage Nro. 3. D. H.

2) Die Menge des in einer bestimmten Zeit erzeugten Dampfes oder des verdampfenden Wassers hängt (außer der Stärke der Feuerung und der Dicke der Wandungen des Kessels) nur von der Größe der Feuerfläche ab, worunter man denjenigen Theil des Kessels versteht, der von außen von dem Feuer bestrichen wird, und von innen mit dem Wasser in Berührung steht. Bei gewöhnlicher Feuerung lehrt nun die Erfahrung, daß ein Quadratfuß Feuerfläche in einer Stunde etwa 7 Pfund Wasser in Dampf verwandelt; und da man gewöhnlich auf 10 Quadratfuß Feuerfläche eine Pferdekraft rechnet, so wird bei einer Maschine von vier Pferdekräften in jeder Stunde 4. 10. 7=280 Pfund, und somit täglich 16. 280 =4480 Pfund Dampf erzeugt.

ne allmählige Zerstörung, und veranlaßt auch wohl, wenn stellenweise die Rinde sich losmacht, ein plötzliches Zerbersten desselben.

Da nun auf der andern Seite das Losschlagen dieser harten Kruste nicht nur mühsam ist, sondern der Kessel dabei auch leicht beschädigt wird, so müssen Mittel erwünscht seyn, die Bildung dieses Wassersteins zu verhüten. Bernoulli führt in seinem Handbuch der Dampfmaschinenlehre S. 195 [3]) folgende Mittel an, welche mehr oder minder zweckmäßig erfunden worden sind, und von welchen die ersteren nur bezwecken, den Niederschlag auf eine Stelle zu bringen, wo er leichter weggeschafft werden und weniger schädlich wirken kann, während die letzteren den Niederschlag selbst verhindern oder ihn wenigstens lockerer machen sollen.

1) Man bringe in einiger Entfernung über dem Boden eine Anzahl flacher Platten an; die Unreinigkeiten werden sich vorzugsweise auf diese Flächen niederschlagen, da das Wasser über denselben ruhiger ist.

2) Man bringe in dem Kessel eine senkrechte Scheidewand an, welche etwa bis zum vierten Theil der Höhe des Kessels hinaufreicht, und läßt die Mündung der Speiseröhre in den hintern, vom Feuer entferntesten Theil des Kessels auslaufen. Ist der Kessel von beträchtlicher Länge, so werden die erdigen Theile sich fast ausschließlich in jener Abtheilung absondern, wo der Satz weniger nachtheilig ist.

3) Man bringt unter dem Kessel einen eigenen Bodensatzbehälter an. Der Satz soll sich nämlich fast ausschließlich in dieser Röhre ansammeln, und hier keinen Nachtheil bringen, weil diese Röhre dem Feuer nicht ausgesetzt ist, und leicht gereinigt werden kann.

4) Man setze dem Wasser etwas grobgepulverte Kohle bei, wodurch die entstehende Kruste weniger hart werden soll.

5) Das gewöhnlichste und wohl einfachste Mittel besteht

3) Handbuch der Dampfmaschinenlehre für Techniker und Freunde der Mechanik. Von Dr. Christoph Bernoulli, Professor in Basel. Mit 12 Kupfertafeln. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 8. 1833. Preis 3 fl. 36 kr.

Ein vorzügliches Werk, das Niemand, der sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

darin, daß man einige zerquetschte Kartoffeln oder die Abfälle auf den Malzböden in den Kessel wirft. Die schleimige Eigenschaft, die dadurch dem Wasser mitgetheilt wird, hindert das Niederfallen der erdigen Theile.

Das neueste Heft des polytechnischen Journals von Dingler (Bd. 52. S. 74) enthält nun die Anzeige von einem Dampfkessel, der jetzt 17 Jahre arbeitet, immer nur mit Flußwasser gespeist wurde, und sich gegenwärtig noch in vollkommen gutem Zustande befindet. Dieser günstige Erfolg soll dadurch bewirkt worden seyn, daß der Eigenthümer den Kessel sehr oft reinigen und nach jeder Reinigung immer mit Oel ausstreichen ließ. Von dem Besitzer eines andern großen Dampfkessels wird dabei erzählt, daß er 5 bis 6 Maaß Wallrathöl hineingab, wodurch der Kessel bei einem ununterbrochenen achtwöchentlichen Gebrauch eine weit dünnere Kruste als sonst ansetzte, welche überdieß so locker war, daß der Kessel leicht mit einem steifen Besen vollkommen gereinigt werden konnte. Es scheint sich also hierdurch zu bestätigen, daß ölichte und schleimigte Zusätze den Zweck am besten erreichen.

Was man übrigens auch für Mittel anwenden mag, um die Entstehung des Kesselsteins zu verhindern, — auf jeden Fall muß von Zeit zu Zeit das trübe Kesselwasser abgelassen und der Kessel geputzt werden.

Mittel, die Fliegen abzuhalten.

Beim Herannahen der wärmeren Jahreszeit, dürfte es vielen Lesern dieser Blätter erwünscht seyn, obiges Mittel kennen zu lernen, insbesondere auch jedem Pferdebesitzer nützlich seyn, indem diese Thiere in den Sommermonaten außerordentlich viel von den lästigen Fliegen heimgesucht und gequält werden.

Die Annales scientifiques de l'Auvergne, Septemb. 1829 enthalten darüber folgendes:

„Die Fliege ist ein Insekt, das man nicht ohne Grund für eine Hausplage hält, deren man sich sehr gerne entledigen möchte. Zuckerwaaren, Fleisch u. s. w. wohin sie ihre Eyer legen, ziehen sie am meisten an. Eine Menge Mittel, die die Fliegen abhalten sollen, hat man vorgeschlagen, keines aber erreicht vollkommen seinen Zweck, wenn es nicht ein Gift ist, dessen Gebrauch immer nachtheilig werden kann. Die Fleischer in Genf besitzen seit

undenklichen Zeiten ein Mittel, die Fliegen von dem Fleische abzuhalten, so daß die Fremden, welche die Schrannen dieser Stadt besuchen, mit Erstaunen eine unzählige Menge Fliegen an den äußern Wänden der Metzgergebäude sitzen sehen, keine aber es wagt, sich auf das Fleisch selbst zu setzen. Durch vieles Nachfragen erfuhr ich endlich, daß man dem Geruche des Lorbeeröls diesen Vortheil verdankt. Dieses Oel ist den Fliegen zuwider, so daß sie sich in dessen Nähe nicht begeben. Wir machten den Versuch auch an einigen großen Spiegeln mit vergoldeten Rahmen mehrere Sommer hindurch an einem Orte, wo diese Insekten sich in unzähliger Menge einzufinden pflegen, und es bewährte sich vollkommen.

Man bereitet sich das Oel durch Kochen der Lorbeerenfrucht in Wasser. Wenn die Masse durchgeseihet und stark ausgepreßt worden ist, so bildet sich auf der Oberfläche nach dem Erkalten eine fette grüne Materie von butterartiger Konsistenz und aromatischem Geruche. Dieses natürliche Oel muß man nicht mit dem Lorbeeröl des Handels verwechseln, indem dieses größtentheils aus Schweinfett ꝛc. besteht." A. Voget.

Druckfehler im vorigen Hefte.

Seite 302 in der Anmerk. Zeile 7 u. 8 muß wegfallen: 68 Siamoisenfabriken.
Seite 326 Zeile 13 von unten statt 1811 ließ 1809.

I.

Historische Notizen über Kreuznach.

(Fortsetzung).

Kreuznach ging als eine Königliche Domäne von den Karolingern zu den salischen Kaisern über, unter welchen Heinrich IV. durch eine Urkunde vom 30. August 1065 sie der Stiftskirche zu Speyer geschenkt haben soll. [32]) Diese blieb im Besitze derselben bis zum Jahre 1241, wo sie den Königshof mit allem Zubehör an die Grafen von Sayn verkaufte, von welchen er durch Verheirathung an die Grafen von Sponheim gekommen ist.

In dem Schenkungs-Briefe geschieht aber des Pallastes, oder der Burg keine Erwähnung; [33])

32) Kremers diplom. Beitr. p. 15. 139. Trith. Chr. Sponh. pag. 277. Obwohl die Aechtheit dieser Urkunde in Abrede gestellt wird (Acta Acad. Pal. II. pag. 255. III. pag. 431) so geht doch aus der speierer Chronik (Lehmannus V. C. 89. pag. 600) hervor, daß eine Schenkung statt gefunden habe. Ferner wird die Schenkung durch den Umstand bestätigt, daß im Jahr 1237 eine Verpachtung der Münzstätte zu Kreuznach für Rechnung des Domkapitels zu Speier statt fand (Roos l. c. pag. 12)

33) Kremer in den diplom. Beitr. pag. 139. und Andr. in der Chron. Cruc. pag. 119. sind der Meinung das Pallatium sey in der Schenkung begriffen gewesen. Aber abgesehen davon, daß der Ausdruck, "Cum omnibus appendiciis,, eine stehende Formel war, so wurden diese Zubehörungen in der Regel einzeln genannt, wie dies auch in der Urkunde von 1065 geschehen ist (Confer. Eichhorn. l. cit. §.

wir finden vielmehr etwas ſpäter die Grafen von Veldenz im Beſitze von Oſterburg und der ihr anklebenden Gerichtsbarkeit und Gefälle. Auch war der Zehenten und das damit verbundene Patronatrecht der Pfarrkirche [34]) nicht in der Schenkung begriffen, ſondern ſie gingen ebenfalls an die Grafen von Veldenz über, von welchen ſie die Rheingrafen zu Lehen erhielten; durch Vertrag von 1689 wurde das oſterberger Gericht ſammt dem Zehenten an Kurpfalz abgetreten. [35])

204. pag. 508), und wenn man mehrere Urkunden dieſer Art miteinander vergleicht, ſo erlangt man die Ueberzeugung, daß in der angeführten Urkunde keine Aedificia genannt ſind, wie dies z. B. in einer andern Schenkungsurkunde des Kaiſers Heinrich vom nämlichen Jahre wegen der Villen Hochfelden und Saueichhuſen geſchehen iſt (Kremers dipl. Beitr. pag. 138).

34) Confer. Eichhorn loco cit. §. 186.

35) Die Grafen von Veldenz ſind eine jüngere Linie der Wildgrafen von Schmidtburg, welche wir ſeit dem 10. Jahrhundert als Grafen im Nahegau antreffen, und welche in dieſer Eigenſchaft in dem K. Pallaſte oder der Burg, das Recht an des Kaiſers Statt handhabten. Nachdem die Burg zum beſſern Schutze gegen die Angriffe fremder Völker, als Normannen, Slaven, Ungarn befeſtigt war, woher ſie den Namen Caſtrum erhielt, bauten ſich mehrere Familien in der Nähe derſelben an, und erhielten Burglehen, oder es wurden den in der Umgebung wohnenden Burglehen mit mehrern Begünſtigungen verliehen. (Conf. Eichhorn. l. c. §. 224). Bei der Schenkung des Könighofes blieb die Burg mit den ihr anklebenden Prärogativen, dem Grafen, deſſen Lehen ſeitdem ſchon erblich geworden war, und wahrſcheinlich kam ſie bei einer Theilung unter die beiden Linien des ſchmidtburgiſchen Geſchlechtes, Kyrburg und Veldenz, zu Anfang des 12. Jahrhunderts zur Letztern. Denn zu Ende deſſelben, finden wir die Rheingrafen durch die Grafen von Veldenz mit den oſterburger

Gleichzeitig ſchenkte Kaiſer Heinrich IV. der Stiftskirche zu Speyer das in der villa indominicata gelegene Beneficium des Grafen Eberhard von Sponheim, welcher in zweiter Ehe die Schweſtertochter Heinrichs II. und Wittwe des Grafen Eppos von Nellenburg, Gräfin Hedwig, geheirathet hatte, und der Kollegiatkirche St. Mathias zu Trier den Herrnhof zu Kreuznach, welche beide, ſo wie die ganze Villa indominicata auf dem rechten Naheufer, oder in der Altſtadt gelegen waren. Hierdurch war dieſe, mit Ausnahme der K. Burg, der weltlichen

Zinſen und dem Zehnten belehnt. (Kremers Geſch. des Wild- und Rheingräfl. Hauſes pag. 4. 31). Die Burg iſt ſeitdem mit den dazu gehörigen Burghäuſern verfallen, und es ſcheint im Jahre 1206, ein Verſuch zu deren Wiederherſtellung oder zur Erbauung einer neuen gemacht, aber von dem König Philipp unterſagt worden zu ſeyn. (Kremers diplom. Beitr. pag. 113. 144. Widder geogr. Beſchr. der Kurpfalz pag. 25, IV.). Die Gerichtsbarkeit verlor dadurch auch ihre Bedeutung und es blieb den Rheingrafen nur noch der oſterberger Zins, der wie oben bei Note 29 geſagt iſt, in einem Drittel aller Erzeugniſſe der oſterbergiſchen Güter beſtand, und welchen ſie 1698 an Kurpfalz abgetreten haben. (Kremers Geſch. d. Rh. u. W. Gr. H. pag. 169). Auch findet ſich in dem Weisthum der Stadt Kreuznach von 1601 keine Gerichtsbarkeit der Rheingrafen erwähnt, vielmehr heißt es darin:

„Sonſten haben ihre Kur- und Fürſtliche Gnaden „(Kurf. von der Pfalz und Markgrafen von Baden) „alle hohe und niedere Obrigkeit, Verbot und Gebot, „wie auch Schatzung, Steuern, Umbgelt, Frevel, „Bruch, Bußen Muſterung und was dergleichen „Herrlichkeit und Gerechtigkeiten mehr ſeyn mag, in „ruhigem Herbringen, und wird ſonſten im Geringſten einer fremden Herrſchaft nichts zugeſtanden."

Ueber das Patronat-Recht der Pfarrkirche und der Zehnten finden ſich mehrere Urkunden vor, welche bei Roos Geſch. der Pfarrk. pag. 20 und Acta Acad.

Gerichtsbarkeit ganz entzogen, und es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser seinen nahen Verwandten, den Grafen von Sponheim, durch die schon oben angeführte fast gleichzeitige Schenkung der Villen Hochfelden und Saueichhusen für die Verzichtleistung auf seine Lehen in der Altstadt entschädigte. [36])

Die Grafen von Sponheim waren ein sehr mächtiges und angesehenes Geschlecht, stammten von den Grafen von der Mosel ab [37]) und hatten auf dem linken Ufer der Nahe in der Gemarkung, [38]) so wie in der Nähe von Kreuznach sehr ansehnliche Besitzungen. [39]) Sie standen bei den Kaisern und der hohen Geistlichkeit in großer Gunst, und erfreuten sich reichlicher Schenkungen und Lehen. [40]) Dadurch war es ihnen leicht geworden, nicht nur ihre eigenen Besitzungen der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen zu entziehen, sondern auch, als die Gaugrafschaften durch die geistlichen Immunitäten und die Erblichkeit der Lehen lockerer und zuletzt ganz aufgelößt wurden, die Belehnung mit den Grafenrechten oder der Gerichtsbarkeit über die übrigen,

Pal. T. II. pag. 240 angeführt sind. Eine Urkunde gegeben Dominica quasi Medegoniti 1400, in welcher auch des Hofes zum Brunshorn, eines adeligen Geschlechtes im ehemaligen Trachgau, Erwähnung geschieht, befindet sich im städtischen Archive zu Kreuznach.

36) Kremers diplom. Beiträge pag. 113. Widder l. cit. p. 24. Andr. Ch. Cruc. pag. 124.

37) Die Abstammung und Geschichte dieser Familie bleibt, einer andern Zeit, wenn die Kräfte und Muße es gestatten, vorbehalten, und verdient vollständiger ermittelt zu werden, als dies durch Trithem und Kremer geschehen ist, deren Verdienste aber hierdurch nicht geschmälert werden können.

38) Davon liefern die Grundbücher der Stadt jetzt noch Zeugniß. Conf. Kremers diplom. Beitr. pag 9. 113.

39) Vorzüglich in Bockelheim, Sponheim, Schwabenheim.

40) Conf. Kremers diplom. Beitr. und Trithem. Chron. Sponh. wo sich Belege genug dazu finden.

mit den ihrigen im nämlichen Weichbilde gelegenen Güter zu erlangen. [41])

Der Sohn des vorerwähnten Grafen Eberhard,

41) Conf. Wenck, heſſ. Landesgeſch. pag. 449 und 679. II. Eichhorn deutſche R. u. R. G. §. 234. II. und §. 173. I. Widder in ſeiner geograph. Beſchreib. der Kurpfalz pag. 24 meint, daß bei der im Jahre 1065 der Stiftskirche zu Mainz gemachten Schenkung die Gerichtsbarkeit nicht begriffen geweſen, ſondern den Gaugrafen vorbehalten worden ſey. Dies verträgt ſich aber nicht mit dem ſchon im 9. Jahrhundert ſichtbaren Streben der Kirche, ſich der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. (Eichhorn R. u. R. G. §. 172) Ich bin vielmehr der Meinung, daß mit der Schenkung der Villa auch die Gerichtsbarkeit an die Stiftskirche von Speyer übergegangen iſt, mit Ausnahme jedoch derjenigen, welche der K. Burg, als ſolche (Ostroburgum) anklebte, (jurisdictio Castrensis) in deren Beſitz wir die Grafen von Veldenz finden. Ob ihnen dieſe durch ihre Verwandtſchaft mit den Gaugrafen, den Wildgrafen von Schmidtburg, oder in ihrer Eigenſchaft als Burggrafen überkommen iſt, muß einer ſpätern Unterſuchung vorbehalten bleiben. Worin das Benificium des Grafen Eberhard von Sponheim beſtanden habe, iſt in der Urkunde nicht angeführt. Wir könnten aber darunter die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit der Villa, welche zwiſchen ſeinen Beſitzungen mitten inne gelegen war, verſtehen, welche er, als die Villa, an die Stiftskirche überging, abtreten mußte. Dieſe Anſicht verträgt ſich wenigſtens ſehr gut mit der ſpätern Geſtaltung des Rechtszuſtandes der Stadt; denn als im Jahre 1270 der Königshof an die Grafen von Sponheim kam, vereinigten ſie in ſich die Gerichtsbarkeit über alle in dem Weichbilde gelegenen Güter, durch den Zuſammenfluß der aus dem Hof- und Lehen-Rechte, ſo wie der Vogtey hervorgehenden landesherrlichen Gewalt, welche ſie ohne Beſchränkung übten und auf ihre Nachfolger vererbten. Conf. Krem. diplom. Beitr. pag. 10—14. Acta Acad. Pal. II. pag. 266—267.

Eberhard der VI. seines Stammes, stiftete im Jahre 1044 mit Zustimmung seiner Mutter Hedwig die Kirche auf dem Feldberge bei Sponheim, und stattete sie mit Gefällen und Zehenten reichlich aus. [42]) Sein Sohn Stephan verwandelte die Kirche in ein Kloster, starb aber, ehe der Bau vollendet war, und trug seinem Sohne Meinhard die Vollendung auf. Dieser brachte das väterliche Vermächtniß zur Ausführung und 1123 wurde das Kloster von Burkard II., Bischof von Worms, im Namen Adelberts, des Erzbischofs von Mainz, eingeweiht. Nachden er dasselbe ebenfalls mit reichlichen Einkünften versehen hatte, schenkte er es dem Erzbisthum Mainz zum Eigenthum, behielt aber sich, und nach seinem Tode dem ältesten von seinen Söhnen und Nachkommen, welcher zugleich Herr von Kreuznach wäre, die Vogtei vor. [43])

So lange indessen der Königshof in dem Besitze der Stiftskirche zu Speier und der Grafen von Sayn blieb, beschränkte sich die Grafschaft auf die in der Neustadt, oder auf der linken Naheseite gelegenen Güter; nachdem aber die Altstadt durch Verheira-

42) Trithem. Chr. Sponh. p. 237.

43) Trith. Chron. Sponh. p 240.
„Post mortem vero meam senior ex filiis meis, qui „Dominus fuerit in Creuznach, et post eum sem„per senior de Cognatione mea, Comes de Sponheim „et Dominus in Creuznach advocatium praefati „monasterii gerat.„ Dominia incarnationis 1125.
Wenn man hiermit die oben erwähnte Schenkung des Herrenhofes (aulam dynastiae) zu Kreuznach an die Kollegiat-Kirche zu Trier zusammenhält, so ist wohl kein Zweifel, daß diese Dynasten die Grafen von Sponheim waren, und diese nebst großen Gütern auch die Grafschaft oder Gerichtsbarkeit über dieselben besaßen. Confer. Eichhorn R. u. R. G. §. 234. a. II. das Citat aus Chron. hirs. pag. 475. dessen Widder pag. 24 Erwähnung thut, habe ich indessen nicht aufgefunden.

thung mit der saynischen Familie dazu gekommen, dehnte sich die Herrschaft der Grafen von Sponheim über das ganze zur Stadt gehörige Weichbild zu beiden Seiten der Nahe aus.

Der erste Graf, welcher als Landesherr in den Besitz von ganz Kreuznach gekommen ist, nach der Huldigungsurkunde vom Grafen Walram zu urtheilen, Graf Simon. [44]) Demselben folgte sein Sohn Johann der Lahme, und diesem (1291) dessen Söhne Simon und Johann, welche eine Zeitlang die väterlichen Lande gemeinschaftlich besaßen, aber 1301 unter Vermittelung ihres Bruders Emicho, Archidiakonus von Lüttich, eine Theilung vornahmen, bei welcher die Burg und Stadt Kreuznach mit mehrern andern Orten der Erbportion Johanns zugetheilt wurde. [45]) Johann starb ohne Erben und hatte vor seinem Tode seinen Neffen Walram, der Sohn seines Bruders Simon, zum Erben eingesetzt, welcher

44) Gegeben auf St. Gregorius Tag 1341. In derselben sind als Vorfahren des Grafen Walram genannt: Graf Johann sein Oheim, Graf Simon sein Vater (Brüder), Graf Johann und Graf Simon (Groß- und Urgroßvater.

Als Zeugen sind genannt: Die Edlen, Friedrich v. Leiningen Domprobst zu Worms, und die Raugrafen Konrad und Johann, Wildgrafen zu Dhaun.

Andreä sagt in seiner Chron. pag. 126: die Grafen von Sponheim seyen erst 1270 durch Heirath in den Besitz der Altstadt, folglich der Landesherrlichkeit über ganz Kreuznach gekommen. Nach Kremers diplom. Beitr. pag. 123 und 142 aber ist Graf Simon schon vor 1266 gestorben. Es ist mithin auf einer Seite ein Irrthum, entweder darin, daß Graf Simon später gestorben, oder die Altstadt früher in ihren Besitz gekommen ist. Trithem setzt den Tod des Grafen Simon ins Jahr 1275. pag. 289 seiner Chron. Sponh.

45) Kremers diplom. Beitr. pag. 277.

nach eingenommener Huldigung die Privilegien und Freiheiten der Stadt Kreuznach bestätigte, und darüber die vorerwähnte Confirmationsurkunde darstellte. Auf Walram folgte dessen Sohn Simon, welcher beim Antritte seiner Herrschaft eine ähnliche Urkunde ausstellte. [46]) Diese, so wie die obenerwähnte Urkunde von 1341 enthalten außer der Erbfolge, Ordnung in der vordern Grafschaft Sponheim und der Herrschaft Kreuznach die Bestimmung, daß jeder Erbe, ehe er in den Besitz von Schloß und Stadt Kreuznach gesetzt wird, zuvor geloben und beschwören soll, der Stadt die Freiheiten und Privilegien zu gewähren und zu erhalten, worüber sie Briefe besitzt.

Worin diese Privilegien bestanden haben, ist mit Sicherheit nicht mehr anzugeben; indessen finden wir einige in der Chronik aufgezeichnet, andere in den Rathsprotokollbüchern angeführt.

Zu den Privilegien, welche den Burglehen ver-

46) Gegeben auf Dienstag nach dem Sonntag Misericordia Domini. Auch hier werden die Vorfahren in der oben erwähnten Ordnung mit Hinzufügung von Walram wieder genannt. Als Zeugen treten auf die Edlen: Friedrich, Graf zu Leiningen, Graf Heinrich zu Sponheim, Heinrich, Graf zu Veldenz und die Räthe „die by dieſſen ſachen geweſt ſint". Antelmann von Graſeweg, Hermann von Brandenburg, Rüdewin von Stromberg, Idelwolf von Sponheim und Syfried Sneberg von Wartenberg, Ritter. Beide Urkunden, von welchen die jüngere leider sehr beſchädigt iſt, enthalten die ausdrückliche Bestimmung wegen der Erbfolge, daß Kreuznach, Burg und Stadt immer ungetheilt nur an einen und zwar den älteſten Sohn übergehen ſoll, und wenn kein ſolcher vorhanden, an die zunächſtſtehende Tochter, welche zu freier Hand mannet und danach auf einen und den älteſten Sohn, der lehenbar iſt und wenn kein lehenbarer Erbe vorhanden, wieder auf eine Tochter, wie vorgeſagt und alles nur auf immer einem Erben.

liehen waren und 1393 durch die Gräfin Elisabeth von Sponheim und ihrem Eheherrn den Pfalzgrafen Ruppert Pipen bestätigt wurden [47]), gehörten:

1. Abgabenfreier Weinzapf.
2. Fisch- und Jagdgerechtigkeit im ganzen Oberamte.
3. Zollfreier Verkauf des Getreides, jedoch hier so wie bei pos. 1. mit Beschränkung auf die eigne Creszenz.
4. Zollfreie Einfuhr des Getreides und Weines zum Gebrauche der Burgmannen.
5. Unentgeldliche Nutzung des nöthigen Bauholzes aus dem Soonwalde, genannt das Stammrecht.
6. Unentgeldliche Eichelmastung im Soonwalde für alle Schweine, zum Hausbedarf der Burgmannen.
7. Freie Einfuhr aller in den Weinbergen der Burgmannen außerhalb der Gemarkung von Kreuznach gewonnenen Weine.
8. Das Recht, den zum Gebrauche der Burgmannen nöthigen Ehren- und Trunkwein von außen einzuführen, und
9. Exemtion von städtischer Herrschaft und Gerichtsbarkeit. [48])

Zu den Privilegien, welche die Bürger der Stadt genossen, gehörten

1. Das Verbot, fremde, nicht in der Gemarkung von Kreuznach gewachsene Weine in die Stadt zu führen und darin zu verzapfen, mit Ausnahme der

47) Andr. Chron. Cruc. pag. 135.

48) Es ist bemerkenswerth, daß hier so wie auch in dem Weisthum der Stadt von der osterbergischen Gerichtsbarkeit, welche im Jahr 1390 der Rheingraf Wernher besessen hat, keine Erwähnung geschieht. Conf. Note 29. 35.

den Burgmannen pos. 7. u. 8. zustehenden Begünstigungen. [49])

2. Freiheit vom Besthaupte, und das Recht keine Leibeignen zu dulden. [50])

3. Freiheit von der Verpflichtung mit den Benachbarten Steine zu setzen. [51])

4. Das Vorrecht, daß alle durch solche, welche in- oder außerhalb der Grafschaft Sponheim angesessen sind zu Kreuznach gemachte oder geborgte Schulden auch zu Kreuznach bezahlt oder gerechtfertigt werden sollen. [52])

5. Das Vorrecht, daß Niemand, der nicht Bürger der Stadt ist, an andern Tagen, als am Samstage in der Stadt feil halten darf. [53])

6. Soll den Metzgern zum Lohne für die dem Grafen Johann v. Sponheim in seiner Fehde gegen den Erzbischof Wernher von Mainz geleistete Hülfe, bei welcher Gelegenheit Michel Mort sich heldenmüthig aufopferte, abgabenfreien Weinzapf und abgabenfreie Vieheinfuhr bewilligt worden seyn. [54])

Von andern Immunitäten, welche dem Adel, der Geistlichkeit und den Beamten zustanden, wird weiter unten die Rede seyn, wenn wir von der Schatzung und den Steuern handeln.

Auf den Grafen Simon von Sponheim folgte, weil bei dessen im Jahre 1414 erfolgten Tode kein männlicher Erbe vorhanden war, dessen einzige überlebende Tochter Elisabeth. Sie war in erster Ehe mit dem Grafen Engelbr. v. d. Mark verheirathet

49) Rathsprotokoll vom 17. Dec. 1601.
50) Weisthum der Stadt von 1601; Rathsprotokoll vom 12. September 1727.
51) Rathsprotokoll vom 7. Oktober 1602.
52) Rathsprotokoll 1514 Donnerstag nach Lätare; Confer. auf den Bürgereid, der schon vor 1484 vorkömmt.
53) Rathsprotokoll vom 7. October 1602.
54) Trithem. Chron. Sponh. p. 290. Andr. Chron. Cruc. p. 132, 135.

gewesen, und hatte unter dem 7. Juni 1381 allen Ansprüchen auf die väterliche und mütterliche Hinterlassenschaft, aus Rücksicht auf den reichen Brautschatz von 12,000 fl., jedoch mit Vorbehalt des eventuellen Wiederauflebens ihrer Rechte, entsagt. Sie vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Pfalzgrafen Ruppert Pipan, dem erstgebornen Sohne des Kurfürsten und nachherigen Kaisers Rupert, welcher aber auch 1396 ohne Hinterlassung von Leibeserben starb. Unterdessen waren auch ihre beiden Geschwister Maria und Walram gestorben und sie trat nun in ihre früheren Erbrechte zurück, und wurde, als ihr Vater am 29. August 1414 das Zeitliche segnete, die einzige und rechtmäßige Erbin der ganzen vordern Grafschaft Sponheim, mit allem, was dazu gehört. [55])

Sie starb 1417, hatte aber schon früher, den 9. Februar 1416 [56]) ihren Vetter, Grafen Johann zu Starkenburg, und ihren Schwager den Kurfürsten Ludwig, in die Gemeinschaft und den dinglichen Besitz der Burgen, Schlösser und Orte Kreuznach, Ebernburg, Gutenberg, Argenschwang, Naumburg, Copperstein, Kirchberg und Gemünd gesetzt, worüber sie am 10. Februar 1416 einen Burgfrieden schlossen. [57])

55) Krollius histor. Nachr. der Gräfin Elisabeth v. Sponheim; und diplom. geneal. Geschichte der Grafen von Zweibrücken. 2. Cap. I. Abschn.

56) Kremer diplom. Beitr. p. XXXII.

57) Auf Montag nach Dorotheentag. Krollius Gesch. der Pfalzgr. Elis. v. Sponh. p. 24.

Alle zur Grafschaft Sponheim gehörigen Besitzungen und Lehen blieben bis zum Jahre 1266 im gemeinschaftlichen Besitze der Grafen von Sponheim. In diesem Jahre auf Cäcilientag fand eine Theilung zwischen dem Grafen Johann II. und seinen beiden Neffen, den Söhnen seines Bruders Simon statt, wodurch die Grafschaft Sponheim in die vordere und in die hintere getheilt und diese dem ältern Bruder Johann mit der Residenz Starkenburg, jene dem jüngern

Graf Johann v. Starkenburg ſtarb am 26. Jenner 1437, hatte aber ſchon im Jahre 1425 ſeines Vaters Schweſterſöhne, den Markgrafen Bernhard v. Baden und den Grafen Friedrich von Veldenz zu Erben ſeiner Lande eingeſetzt. Er war der letzte männliche Sproſſe des einſt ſo blühenden und mächtigen Geſchlechtes der Grafen v. Sponheim, welches fortan nur durch weibliche Deszendenz in den hohen Häuſern Baden und Veldenz, ſeit 1444 aber in den Markgrafen v. Baden, den Pfalzgrafen v. Simmern und den Kurfürſten von der Pfalz fortlebte.

Ehe wir indeſſen in dieſer Darſtellung vorangehen, wird es intereſſant ſeyn, am Schluſſe der Sponheimiſchen Periode einen Rückblick auf die Stadt zu werfen, und ihren ſocialen Zuſtand, ſo weit dies aus den vorhandenen Urkunden möglich iſt, kennen zu lernen.

Aus dem römiſchen Kaſtell war ein Königshof, aus dem Königshofe eine königliche Burg geworden. In der Umgebung hatten ſich Burgleute und freie Grundbeſitzer angeſiedelt; es entſtanden ſchnell Handel und Gewerbe und in der Schenkungsurkunde

Bruder Simon mit Kreuznach überwieſen wurde. So erzählt Kremer diplom. Beitr. pag. 85 und 142. Vergleicht man aber hiemit die obenerwähnte Willensverordnung des Grafen Meinhard, Note 43, nach welchen jedesmal der älteſte Sohn, welcher Herr zu Kreuznach iſt, die Vogtei des Kloſters erhalten ſoll, ſo findet ſich entweder ein Widerſpruch darin, daß von den beiden Söhnen Johanns I. der ältere Starkenburg und nicht Kreuznach erhielt., oder man muß annehmen, daß eine Theilung und Trennung in 2 Linien ſchon früher ſtattgefunden habe, und die Verordnung des Grafen Meinhard nun auf die Deszendenten der Kreuznacher Linie ſich bezog.

von 1065 treffen wir Mühlen [58]), Zölle und Münzen an. [59])

Zu Anfang des Jahres 1203 erscheint Kreuznach als oppidum [60]) und 1247 als civitas, folglich als eine mit Weichbild und Mauern, so wie einem vollständigen Gemeindewesen versehene Stadt. [61])

Städtische Verwaltung und Gerichtsbarkeit werden von einem Schultheißen, zwei Bürgermeistern und 10 Schöffen besorgt. Die Lehensträger und Dienstleute nehmen ihr Recht bei dem Lehenhofe und dem Hofgerichte; die Bürger der Stadt bei den Schöffen, von welchen später die Berufung an die Amtleute und das Hofgericht geht. Den Schultheißen bestellt die Landesherrschaft. Die Schöffen und Bürgermeister wählt die Stadt. [62]) Die Landesherrlichkeit besitzen seit 1270 die Grafen von Sponheim [63]), welche seit dem Jahre 1303 ihre Re-

58) Rheingraf Wolfram trug noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts 2 Mühlen zu Kreuznach von den Grafen von Veldenz zu Lehen. Conf. Orig. Nassov. Cod. dipl. p. 217—246.

59) Conf. Note 32.

60) Schenkungsbrief des Ritters Gernud v. Bosenheim für das St. Peterskloster: „Item in dicto Oppido Crucenacte tradidit quinque jugera Vinearum in Belc.“ (Im heutigen Kautzenberge).

61) In einer Schenkungsurkunde Datum apud Crucenacte anno Domini 1247.

1270 sagt Graf Johan der Lahme einem Wildgrafen zu, Niemand seiner Leute in die Stadt Kreuznach zu Pfahlbürgern aufzunehmen. Conf. Eichhorn d. R. u. R. G. §. 234, 243.

62) Confer. Nota. 44.

63) Gudenus Codex dipl. I. 771, wo im Jahre 1279 ein Scultetus, Consules et Scabini vorkommen. Ausstattung einer Kapelle zum Hospital neben St. Kilian gehörig vor Schultheiß und Gericht “datum et actum Anno 1310 in Octavo Epiphaniae.„ Ferner Vertrag, wegen der Beede mit dem Kloster St. Peter

sidenz in der Neustadt haben, wo sich auch der Lehenhof für die Sponheimischen Vasallen und das Hofgericht befindet. Den alten Herrenhof hatte Heinrich IV. dem Kollegiatstifte St. Mathias zu Trier geschenkt; sie bauten sich daher eine neue Burg und gaben dadurch Veranlassung zum Anbau der Neustadt. [64])

feria secunda propima Martini Anno 1270. Ob das Kollegium der 28r, dessen später Erwähnung geschehen wird, um diese Zeit schon bestanden habe, ist schwer zu ermitteln. Im Jahre 1247 entstand zwischen den Bürgern und den Schöffen ein heftiger Streit wegen Schmälerung der den Armen zustehenden Begünstigungen. Er wurde aber beigelegt. Trith. Chron. Sponh. p. 287. Im Jahre 1365 aber entstand eine zweite und weit ärgere Entzweiung, welche in einen Aufruhr ausartete und mit der Enthauptung von 4 Rädelsführern endigte. Trith. Chron. Sponh. p. 329. Andreae Chron. Cruc. p. 175. Nach diesem letzten Vorfalle scheint das Kollegium der 28r, das eigentliche Bürger-Kollegium, gebildet worden zu seyn, dessen Beruf darin bestand, die Bürgerschaft den Schöffen gegenüber zu vertreten, denn in den Urkunden des 15. Jahrhunderts, zu Anfange schon kömmt neben den Schultheiß, Bürgermeistern, Scheffen und Bürgern der Ausdruck Räthe und die Gemeinde gemeiniglich vor, während in den Urkunden des 13. u. 14. Jahrhunderts nur von den Schultheiß, Bürgermeistern, Scheffen, Bürgern und der Sadt die Rede ist.

64) Andreä in seiner Chronik p. 135 und Widder in seiner geogr. Beschr. der Kurpfalz p. 35 erwähnen dieses Pallastes, und es ist sehr wahrscheinlich, daß, nachdem die Grafen von Sponheim Landesherrn von Kreuznach geworden, auf denselben die Rechte und Privilegien des ehemaligen Pallatium regium, welches in der Altstadt gelegen, und sowohl durch die Einfälle der Barbaren, als die im Jahre 1183 ausgebrochene Feuersbrunst zerstört worden seyn mag, übertragen wurden. Schon im Jahre 1311 nennt Graf Johann die Stadt auf dem linken Naheufer Novam Civita-

In der Nähe der Burg siedelten sich die Lehensträger und freie adelige Familien, theils in Burglehen, theils in eignen Häusern an, und die Straße erhält davon den längst verschollenen Namen Burgstraße. Die Burglehen, so wie die neue Burg, wurden mit bedeutenden Privilegien und Immunitäten ausgestattet und der Pfalzgraf Ruppert Pipan, so wie dessen Gemahlinn Elisabeth bestätigten diese im Jahre 1393. [65]) Zur eignen Sicherheit, wie zum Schutze der Stadt, bauten die Grafen von Sponheim, bald, nachdem sie in den landesherrlichen Besitz von ganz Kreuznach gekommen waren, auf dem Kautzenberge ein festes Schloß, und 1309 eine Kapelle daran, welche sie mit Zehnten und Gefällen reichlich ausstatteten, jedoch mit dem Vorbehalten, daß dem Pfarrer und der Pfarrkirche kein Nachtheil daraus erwachsen solle. [66])

tem. Würdwein. Dioc. Mog. I. p. 102. Confer. Nota 35.

65) Feria Quarta ante Dominicam: Esto mihi. Diese Burg ging später an die Pfalzgrafen von Simmern und zuletzt an Kurpfalz über. Andr. Chron. Cruc. p. 135. Die Gegend, wo die Burg stand, heißt jetzt noch der „Simmersche Hof."

66) Kremer's diplom. Beitr. p. 310. Würdtewein Dioc. Mogunt. I. pag. 105—107, wo auch der Namen Baumgarten (Bongert), Pomerium, schon vorkömmt, und Audreae Chron. Cruc. p. 144. Letzterer setzt das Alter dieser Burg in das 9. Jahrhundert.; Widder l. c. p. 32 in das 13. Ich pflichte dieser Meinung bei, und zwar aus folgenden Gründen:

Die erste urkundliche Erwähnung der Burg geschieht 1303 in die Catharinae Virginis, wo Graf Johann v. Sponheim sich verbindet, die Wildgräfinn Susanna v. Kirn zur Gemahlinn zu nehmen. — Kapelle und Altar in diesem Schlosse wurden erst 1309 gestiftet; die Grafen v. Sponheim würden aber bei ihrer Frömmigkeit und großer Freigebigkeit gegen Kirchen und Kapellen mit der Schloßkapelle keine hun-

Außer dem im 8. Jahrhundert schon vorhandenen St. Martinskloster, finden wir im Jahre 1196

dert, am allerwenigsten aber 500 Jahre gewartet haben. — Der erste Anbau von Häusern in der Neustadt (oder auf dem linken Naheufer) fällt in das 13. Jahrhundert, und es würden gewiß früher Wohnungen in der Nähe der Burg gebaut worden seyn, wenn diese viel früher, oder gar schon im 9. Jahrhundert erbaut worden wäre. — So lange die Altstadt, (oder das rechte Naheufer) der Domkirche zu Speyer gehörte, hatte diese ein Interesse daran, daß keine einem fremden Dynasten zugehörige feste Burg in der Nähe ihrer Besitzungen gebaut wurde, wie dies das vom König Philipp im Jahre 1206 erlassene Verbot, den angefangenen Burgbau fortzusetzen, zeigt (Kremer's dipl. Beitr. p. 113 u. 144. Widder loco cit. IV. pag. 25); sie war aber von 1065—1241 im Besitze derselben und da es nicht wahrscheinlich ist, daß sie vor 1065 gebaut worden, so kann die Zeit ihrer Erbauung mit weit mehr Wahrscheinlichkeit hinter das Jahr 1241 verlegt werden. Vielleicht trug die nach der Fehde mit dem Erzbischofe von Mainz den Wildgrafen von Kyrburg, dem Grafen v. Sponheim und dem Rauhgrafen von Ravensberg, als Preis der Aussöhnung mit dem gedachten Erzbischofe durch die vermittelnde Erzbischöfe von Köln und Trier angerathene Uebertragung ihrer Burgen an das Erzbisthum Mainz, von welchem sie dieselben wieder als Lehen erhielten, zum Bau der Kreuznacher Burg auf dem Kautzenberge bei. — Endlich gibt es überhaupt bestimmte Epochen in der Geschichte, in welchen die Erbauung von solchen Burgen vorkömmt. Solche waren 882—883, als die Normanen die Rheinprovinz verheerten, und wahrscheinlich ist um diese Zeit das Pallatium Regium befestigt und in ein Kastrum umgeschaffen worden; ferner 913—933, als die Ungarn das Austrasische Reich mit Feuer und Schwert heimsuchten, und 1224—1273, zur Zeit des Faustrechtes. Diese letzte Epoche trifft auch mit derjenigen zusammen, in welcher die Grafen v. Sponheim durch Verheirathung mit dem G. Sayn'schen Hause in den Besitz

schon das oben erwähnte St. Peterskloster [67]), im Jahre 1310. Die St. Kilianskirche [68]), und im Jahre 1332 wird mit Zustimmung des Erzbischofs Balduin von Trier, des Verwalters des erledigten bischöflichen Stuhles zu Mainz, die Pfarrei von der Kirche St. Kilian auf die neue vom Grafen Johann v. Sponheim auf der Insel oberhalb der Brücke erbaute Kirche übertragen und der h. Jungfrau Maria und dem h. Kilian geweiht. [69])

Außer dem Zehenten, welchen die Rheingrafen er-

von ganz Kreuznach kamen, und die Beschützung der Stadt, so wie ihre eigne Sicherheit, waren Veranlassung genug, diejenige Anhöhe, von welchen die beiden Stadthälften übersehen und beherrscht werden konnten, durch eine Burg zu befestigen.

67) Jetzt der Oranienhof. Vergl. Note 60. Monast. Palat. von Würdtwein v. p. 312. seq.

68) Bei der Heidenmauer gelegen. Andr. Chron. Cruc. pag. 117.

69) Datum Treviris anno Dⁱ 1332 die 13ª mensis Decembris.

In dieser Urkunde heißt es:

quatenus ipsam ecclesiam parrochialem dedicto antiquo oppido ad Cappellam sitam in insula *infra duo Nova oppida* Crucenam *supra pontem* ibidem in honorem etc.

und es erhellt hieraus, daß zu dieser Zeit ein großer Theil der Neustadt schon angebaut gewesen ist. Ja wenn wir von der Zukunft auf die Vergangenheit zurückschließen dürfen, so deutet das Daseyn von 2 Bürgermeistern in der Urkunde von 1279 (Note 62) schon auf das Vorhandenseyn von zwei Städten oder Stadthälften hin, denn wir finden später, daß immer jede Stadthälfte eine Bürgermeisterstelle besetzt. Unter der 2. neuen Stadt ist wahrscheinlich derjenige Theil der Altstadt zu verstehen, welcher die Brücke mit der mehr rückwärts gelegenen Altstadt verband und in dem Maaße, als die Wohnungen sich dem Flusse näherten, angebaut wurde. Die Rheingrafen, als Patrone der Pfarrkirche, willigten in die Uebertragung der Pfarrei ein, blieben aber auch bei der neuen Pfarrkirche

hoh[illegible] im [illegible] Jahr[illegible]che die Stadt erhob, wurden um [illegible] keine regelmäßigen Steuern bezahlt. [70]) (Fortsetzung folgt.)

II.

Ludwig XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongresse zu Nimwegen.

Von Herrn J. H. Böhm.

(Schluß des im vorigen Hefte abgebrochenen Aufsatzes.)

Sobald dieser Friede geschlossen, hob die Stadt Köln ihre bisherige Neutralität mit Frankreich auf, erklärte sich für die Partei des Kaisers, und machte den Baron von Kielmannseck zu ihrem Kommandanten. Die Städte Neuß, Kaiserswerth und andere Oerter wurden von den französischen Besatzungen geräumt und sogleich mit alliirten Truppen besetzt (Theat. Europ. Tom. XI. p. 564.)

Die holländische Partei hatte jetzt das Uebergewicht, besonders nachdem auch der Kurfürst von Brandenburg und der von der Pfalz sich an dieselbe angeschlossen. Ersterem war, wie wir früher gehört, in dem Frieden von Vossen die Freiheit vorbehalten, die Waffen zu ergreifen, wenn Frankreich das deutsche Reich feindlich behandeln würde. Von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, dazu hatte ihn Ludwig durch seinen Einfall in das Land

im Besitze ihrer Patronatrechte. St. Kilian wurde eine bloße Kapelle. Wann sie erbaut wurde, ist ungewiß; es ist aber ein Irrthum, daß Rheingraf Johann sie gebaut haben soll. Confer. Andr. Chron. Cruc. p. 111, 117. Würdtwein Diocös. Mogunt. I. p. 80 u. 92, wo auch alle in Kreuznach vorhandenen Kirchen genannt sind.

70) Conf. Die im Kreuznacher Archiv befindliche Urkunde von 1470. Freitag nach Vincula Petry. Später mehr hierüber.

des Bischofs von Würz[illegible] St. Peterskirche aufgefordert. Der Einladung des Kaisers, dem Bunde der Alliirten zur Befreiung des deutschen Bodens beizutreten, suchte Ludwig dadurch entgegenzuwirken, daß er dem Kurfürsten durch seinen Minister Verjuss Hoffnung machen ließ, noch während des Krieges Wesel und Rees, welche sich der König, wie wir oben gesehen, vorbehalten hatte, räumen zu wollen. Doch Friedrich Wilhelm kannte die Versprechungen und die Kunstgriffe, ihn von der gemeinen Sache des Vaterlandes abwendig zu machen, und schreibt dem Kaiser, der wegen der französischen Intriguen besorgt war, zurück: Wenn er gleich einige Privatvortheile erlangt habe, so werde er sich nichts destoweniger ein Bündniß mit ihm und den übrigen Alliirten zum allgemeinen Besten gefallen lassen (Puffendorf l. c. §. 31. p. 901). Nachdem einige Schwierigkeiten, die sich aufgeworfen, beseitigt worden, kam das Bündniß zwischen dem Kaiser, der Krone von Spanien, den Generalstaaten und Friedrich Wilhelm zu Köln an der Spree am 1. Juli 1674 zu Stande, worin sich der Kurfürst verpflichtete, gegen 200,000 Reichsthaler, wovon die eine Hälfte Spanien, die andere Holland bezahlen mußte, 16000 Mann in's Feld zu stellen. (Puffendorf §. 35 p. 906 sqq.)

Beide Parteien waren jetzt entschlossen, den Krieg nach Kräften wieder fortzusetzen. Ludwig drohte Deutschland mit einer Armee von 30000 Mann sich ihrer Kräfte bewußter Krieger. Die Macht der Alliirten war nicht viel unbedeutender. L'Isola hatte, als es dem Grafen Montecucculi gelungen war, durch einen einzigen geschickten Marsch den Feldherrn Turenne über den Rhein zu drängen, den kühnen Vorschlag gethan, nicht in Köln, sondern vor den Thoren von Paris müsse der Friede unterschrieben werden. Diesen Vorschlag wollten die Verbündeten jetzt verwirklichen, und statt, wie bis-

her, die Feindseligkeiten zu erwarten, Frankreich selbst angreifen. Aber die Geschichte aller Völker lehrt uns, daß es ein himmelweiter Unterschied sey, sich gegen ein Heer zu vertheidigen, das ohne eigenes Interesse blos auf Befehl seines Anführers ficht, und einen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, wo es um seine Nationalehre, um sein Hab und Gut zu thun ist, und der Enthusiasmus, der das Theuerste dem Heiligsten zum Opfer bringt, die Kräfte verdoppelt.

Ludwig, dessen Grundsatz es war, nie vertheidigend, sondern immer angreifend zu verfahren, kam auch in diesem Jahre seinen Feinden zuvor und vereitelte ihren zwar kühnen, aber nur auf halben Maaßregeln beruhenden Plan. Er eröffnete mit neuen Siegen den Feldzug im Elsaß, und nahm schon am 30. Januar 1675 Dachstein weg. Der diesen Ort vertheidigende Obrist-Lieutenant Haubitz, ein Schlesier, behauptete sich neun Tage lang, trotz des ununterbrochenen von dem ungestümen Marquis von Vaubrun geleiteten Sturmes. Nachdem jener aber bei einem Ausfalle geblieben, und das Kommando an den Italiener, Grafen Contarini, der, wie behauptet wird, von den Franzosen bestochen worden, gekommen war, ergab sich die aus 1000 Mann bestehende Besatzung und ging nach Strasburg. Der Herzog von Lothringen empfing aber den Grafen der Art, daß er voller Verzweiflung in sein Quartier zurückkehrte und sich durch einen Pistolenschuß tödtete, worauf sein Leichnam auf Befehl des Herzogs durch den Scharfrichter aus der Stadt geführt und begraben wurde.

Durch die Eroberung von Dachstein sahen sich die Franzosen Meister von ganz Ober-Elsaß, in welchem sie furchtbare Verheerungen anrichteten. Die Kaiserlichen kamen zwar dem bedrängten Lande zu Hilfe, mußten sich aber mit der Verschneidung der Päße und Besetzung der Stadt Neuburg

begnügen. Die Franzosen nahmen einen Ort nach dem anderen weg, eroberten Kieseloch, zogen darauf vor Bruchsal, dessen sie sich ebenfalls bemächtigten. Man befürchtete, sie würden über den Rhein gehen, das schwach besetzte Städtchen Germersheim wegnehmen, und dadurch die übrigen kur-pfälzischen Aemter nebst den daran gränzenden Orten in ihre Gewalt bekommen. Der Kurfürst von der Pfalz besetzte daher diesen Platz, fand ihn aber zum Widerstande untauglich und ließ ihn schleifen, welches der Kurfürst von Mainz, unter dessen Hochstift Germersheim gehörte, so übel empfand, daß er sich darüber sehr nachdrücklich bei der Reichsversammlung zu Regensburg beschwerte; seine Klagen aber verhallten in der allgemeinen am Oberrhein täglich zunehmenden Noth. Am 10. März rückte Vaubrun vor Neuburg, eroberte dasselbe, machte die Besatzung zu Kriegsgefangenen, plünderte die Stadt und steckte sie darauf in Brand. Strasburg erklärte sich hierauf neutral, der Kurfürst von Mainz aber, von welchem Frankreich dasselbe verlangte, erwiederte, daß es ihm, als einem Stande des Reichs, nicht frei stünde, sich anders, als des Reichs Gesetze mit sich brächten, zu verhalten.

Beide Armeen, die deutsche unter Montecucculi, die französische unter Turenne, waren sich unterdeß ziemlich nahe gekommen. Die erstere war in dem Renghen-Loch bei Offenburg, die letztere zwischen diesem Orte und der Stadt Strasburg. Turenne, dessen Heer großen Mangel an Lebensmitteln aller Art litt, entschloß sich, um aus dieser bedrängten Lage zu kommen, die Deutschen anzugreifen. Er schwang seinen linken Flügel bis nach Freistadt, ließ alle die kleinen Inseln des Rheins bei Wanzenau vom Marquis de Freseliere besetzen, legte eine starke Besatzung auf Hohenau, schlug hier, um die einzelnen Inseln zu verbinden und den Rücken frei zu haben, so wie über den Fluß Renghen eine

Schiffbrücke, ließ seine Reiterei nebst 6 Bataillons Fußvolk nach Achern und Weghorst übersetzen, um die Kaiserlichen von dem Gebirge abzuschneiden; allein Montecucculi, dem die Anstalten Turenne's nicht unbekannt waren, schickte den Grafen von Caprara mit einem Theile seiner Truppen hinterher, mittlerweile der Herzog von Lothringen einen andern Weg nahm, um mit 2000 Reitern und 1000 Dragonern den Feind von vorne anzufallen. Dieser Angriff des Herzogs geschah bei Renghen und gelang so gut, daß die Franzosen sich bis auf ihre letzten Posten zurückziehen mußten. Montecucculi suchte hierauf ein günstiges Terrain zu gewinnen, um seine Truppen in Schlachtordnung aufzustellen, wurde aber von Turenne bis Sasbach zurückgedrängt, wo sich eine geräumige Fläche, deren beide Seiten die Ebene beherrschende Anhöhen eingrenzen, den Armeen zur Lieferung einer Schlacht darbot. Die westlichen Hügel dieser Fläche besetzte Turenne, nachdem er Sasbach in Asche gelegt, die östlichen nahmen die Truppen des Grafen Montecucculi ein.

Es war am 27. Juli 1675, als beide Armeen sich hier entgegen standen. Es sollte sich entscheiden, ob Turenne's Genie, ob Montecucculi's kluge Besonnenheit den Sieg erringen würde. Ahndungsgrau stieg der Morgen am östlichen Horizonte auf, und die Sonne beleuchtete trauernd die tragische Bühne des Kriegsgotts. Gegen 9 Uhr begann das Treffen. Der geübte Blick des französischen Feldherrn bemerkte bald, daß seine Batterien gegen die Kaiserlichen zu niedrig strichen. Begleitet von dem General de St. Hilaire ritt er, um einen günstigeren Punkt zu wählen, den Berg hinan. Hier wurde er, eben beschäftigt die Disposition der nachgerückten Artillerie zu treffen, von einer Kanonenkugel getödtet. Der plötzliche Fall des das Ganze beselenden Feldherrn erregte Furcht und Verwirrung im französischen Heere. Hätten die Deutschen die-

sen Zustand benutzt, so würden sie zweifelsohne die feindliche Armee, um deren Oberkommando die beiden Generale Marquis von Vaubrun und Graf von Lorges sich lange stritten, zerstreut und über'n Haufen geworfen haben (Buisson vie de Turenne p. 465). Ob die Kaiserlichen den Tod Turenne's nicht wußten, oder ob Montecucculi, wie mémoires de Chavagnac p. 396 sqq. behauptet wird, von dem Grundsatze ausgegangen, man müsse dem weichenden Feinde goldene Brücken bauen, wollen wir unentschieden lassen; kurz sie benutzten den ihnen günstigen Zeitpunkt nicht, und ließen den Franzosen Zeit genug zum Rückzuge über die Kinzig nach ihren Brücken bei Altenheim. Hier kam es zu einem zweiten Treffen, in welchem die Deutschen den Tod Turenne's benutzten, die Franzosen den Verlust ihres Feldherrn mit dem Blute der Feinde rächen wollten. Es war ein grausames Würgen; Mann gegen Mann; die gegenseitige Erbitterung war so groß, daß man nicht für's Ganze, sondern für sich selbst zu fechten schien. Lange blieb der Kampf unentschieden; endlich wichen die Franzosen der Uebermacht der Deutschen, und ließen unter 400 Todten auch ihren tapfern General Vaubrün auf der Wahlstatt zurück, und gingen zwei Tage später über den Rhein nach dem Elsaß, wo sie sich zwischen Etstein und Eschau verschanzten. Nachdem ihnen aber Montecucculi hierher nachgefolgt, steckten sie ihr Lager in Brand und zogen sich bis Beefelden zurück, wo sich der Herzog von Duras, der mit einer starken Mannschaft aus Burgund gekommen war, mit ihnen vereinigte. Ihre Stellung war hier so fest, daß Montecucculi keinen Angriff wagte, und zur Belagerung von Hagenau schritt, die er aber, nachdem der Prinz von Conde aus den Niederlanden hier angekommen, aufzuheben genöthigt wurde. Er schritt hierauf zur Blokade von Zabern, von der er sich in Folge eines kaiserlichen

Befehls wieder zurückziehen mußte. Er äußerte bei dieser Gelegenheit: „Ich wünschte, daß der Befehl drei Tage früher, oder drei Tage später angekommen wäre, so hätte ich entweder die Belagerung nicht angefangen, oder wäre damit fertig gewesen.“ Hierauf ging er nach Landau und Speyer, befestigte Lauterburg, ohne ferner etwas zu unternehmen.

Die glücklichen Fortschritte der Alliirten im Elsaß und die Nachricht von dem Tode des gefürchteten Feldherrn Turenne belebten den Muth der deutschen Armee, welche an der Saar und Mosel stand, und der Krieg ward dort beinahe mit mehr Lebhaftigkeit geführt, als am Oberrhein. Eben war der Feldherr Crequy, welcher die französische Armee kommandirte, im Begriffe, nach Elsaß aufzubrechen, und die dort stehenden Franzosen zu verstärken, als er vernahm, daß die Alliirten einen Versuch, Trier zu erobern, beschlossen hätten. Ohne Verzug änderte er daher seinen Vorsatz und eilte dieser Gegend zu. Sobald die Alliirten von seinem Anmarsche in Kenntniß gesetzt waren, rückten sie ihm bis Saarbrücken entgegen, und als sie vernahmen, daß die Franzosen bei dem Dorfe Taberne ständen, durchritt die Kavallerie den Fluß, die Infanterie aber passirte die Brücke. Der Marschall Crequy hätte ihnen den Uebergang leicht streitig machen können; allein er ließ sie ruhig übersetzen, weil er wünschte, den Deutschen eine Schlacht, an deren für ihn glücklichen Ausgange er nicht zweifelte, zu liefern. Die Vorstellungen seiner Offiziere, die die Unmöglichkeit eines Sieges über den doppelt so starken Feind einsahen, blieben ohne Wirkung, weil der Marschall besondere Proben seines Heldenmuths zu zeigen, oder, wie der Marquis von Beauveau sich ausdrückte, die Deutschen en galant homme zu schlagen wünschte (mémoires du marquis de Beauveau pag. 449). Der Kommandant der Stadt Trier, Marquis von Vignori, rückte mit seiner 5000

Mann starken Besatzung aus, um die Alliirten im Rücken zu fassen, während Crequy sie von vorne angreife, allein jener stürzte beim Ausrücken vom Pferde und zerbrach das Genick, worauf die Besatzung, weil niemand in den Plan des Kommandanten eingeweiht gewesen seyn soll, wieder in Trier einrückte (P. Daniel histoire de France sous Louis XIV p. 79). Dieser Vorfall war Crequy unbekannt, und seinem eben so klugen als kühnen Plane zu Folge ließ er nicht nur die Deutschen die Saar ungehindert passiren, sondern gestattete ihnen auch Zeit genug, ihre Truppen nach dem Uebergange in völlige Schlacht zu stellen.

Die Lotharingsche Reiterei sprengte unter Anführung des Marquis de Grana zuerst auf ihn los. In kurzer Zeit sah er sich von allen Seiten feindlich umgeben; 2000 Mann Reiter fielen ihm aus einem nahe gelegenen Gebüsche in den Rücken, hieben alles, was sich widersetzte, nieder, und bereiteten ihm so das Schicksal, welches er seinen Feinden zugedacht hatte. Der rechte Flügel, welchen der Marschall selbst kommandirte, hielt sich zwar lange sehr tapfer, nachdem aber der linke, dessen Anführer, General de la Mark, gefallen war, die Flucht ergriffen, sah er sich ganz umringt. Crequy, dessen Muth an Verzweiflung grenzte, schlug sich, nachdem 3000 Franzosen auf dem Kampfplatze gefallen, mit den übrig gebliebenen Reitern durch, rettete sich in einen Wald, von wo aus er Mittel fand, sich zwei Tage später in Trier zu werfen. Der Rest des Fußvolkes zog sich unter Marquis von Bourlemont nach Metz zurück. (Die ausführliche Erzählung dieser Schlacht sehe man Theat. Europ. Tom. XI. p. 685. Calmet hist. de Lorraine Tom. III. in probat. und Hontheim histor. Trevir. diplom. Tom. III. p. 767.)

Die Deutschen rückten hierauf vor Trier, dessen Eroberung der Herzog von Lothringen beschlossen

hatte. Am 22. August waren die Laufgräben fertig, und alle Anstalten, die Stadt zu zerstören getroffen. Die Belagerten befanden sich in einem solchen muthlosen Zustande, daß sie den Marschall Crequy beschuldigten, er sey nicht sowohl um sie zu schützen, als vielmehr sie Alle den feindlichen Waffen aufzuopfern, in die Stadt gekommen. Am 4. Sept. wurde die Besatzung zum letztenmale aufgefordert, sich zu ergeben. Crequy, durch die Unzufriedenheit der Bürger und den drohenden Aufstand seiner Soldaten genöthigt, schickte zwei Hauptleute in das Lager der Feinde, um wegen der Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln, welche aber der Art ausfielen, daß er beschloß, bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Er warf sich in die Kirchen und die übrigen festen Gebäude der Stadt, sprach seinen Leuten Muth zu, stellte ihnen vor, daß ein in tapferer Gegenwehr erfolgter Tod der Schande eines verächtlichen Lebens weit vorzuziehen sey. Allein die meisten hielten es nicht mit diesem Glauben, sondern mit der natürlichen, auf die Erhaltung des Lebens gerichteten Meinung. Sie hätten, äußerten sie sich, keine Schlacht, wie Crequy, verloren, und also auch nicht nöthig, für die Rettung dessen Ehre sich todtschlagen zu lassen; überdem wäre es lächerlich, einem Feinde noch Widerstand leisten zu wollen, der sie ganz in seiner Gewalt habe, und der, wenn er nur wollte, mit ganzen Bataillonen durch die Oeffnungen der schon niedergerissenen Mauern in die Stadt rücken könnte. Diese Sittenlehre fand mehr Beifall. Der Marschall wurde verlassen, verrathen und mit sammt der Stadt von den Seinigen am 6. Sept. an die Feinde übergeben, von denen er als Kriegsgefangener nach Koblenz gebracht wurde.

Die Deutschen wirthschafteten in Trier recht soldateskisch. Die Juden wurden methodisch ausgeplündert, und nur das kräftigste Entgegenwirken

der höheren Offiziere konnte die Soldaten, die sich durch Rauben und Ausschweifungen aller Art für ihre Mühe und Gefahren entschädigen wollten, von dem Vorhaben, auch den Christen diese Ehre zu erweisen, abhalten. Die Stadt selbst gewährte einen traurigen Anblick, alle Merkmale eines verheerenden Krieges und einer zerstörenden Belagerung trug sie an sich. Die Straßenpflaster waren aufgerissen, die meisten Häuser durchlöchert, viele zertrümmert, viele Kirchen in Steinhaufen verwandelt; die Domkirche zum Pferdestall umgewandelt, der größere Theil des erzbischöflichen Pallastes durch Feuer verheert, die meisten Bürger zerrüttet, viele in drückende Armuth versetzt. Krankheiten, stete Gefährtinnen des Kriegs und an einen Ort zusammengedrängter Soldaten, hatten in Verbindung mit dem Schwerdte nur 1500 Soldaten von der 5000 Mann starken Besatzung übrig gelassen. Die Alliirten gingen nach der Einnahme von Trier auseinander, statt, wie jedermann vermuthete, nach einem so glücklichen Fortgange ihrer Waffen zu versuchen, in Lothringen oder das Bisthum Metz einzudringen. Die Herzoge von Lüneburg zogen wieder nach ihren Landen zurück, die lothringischen Truppen nahmen ihre Winterquartiere in der Unter-Pfalz.

Der Herzog von Lothringen fand in der Eroberung von Trier das Ziel seiner Siege, und schon am 18. Sept. zu Leebach das Ende seines vom Sonnenschein des Glücks so spärlich erleuchteten Lebens. (Man lese über ihn die Mémoires du marquis de Beauveau p. 451 sqq.) Ihm folgte als Herzog und Erbe von Lothringen sein Vetter Karl; dieser hinterließ einen natürlichen Sohn, den Prinzen von Vaudemont, der, seines Vaters nicht unwürdig, geschichtlich genug bekannt ist. —

Der Kurfürst von Brandenburg war zwar Verbündeter des Kaisers, konnte aber an dem Feldzuge dieses Jahres keinen thätigen Antheil nehmen, weil

die Schweden, nachdem seine im vorigen Jahre gegen Frankreich am Oberrheine im Kampfe gewesene Truppen die Winterquartiere bezogen, auf Anstiften der Franzosen in sein Gebiet eingefallen waren, und er deshalb seine ganze Streitkraft vom Rheine wegziehen und zur Vertheidigung seines Landes anwenden mußte. Durch die ewig denkwürdigen Siege bei Rathenow und Fehrbellin befreite er nicht allein sein Gebiet von den gegen alles Kriegs- und Völkerrecht eingedrungenen Feinden, sondern hatte auch das Vergnügen, zu sehen, daß die Schweden durch ihn und den König von Dänemark, der sich endlich für des Kurfürsten Partei erklärt hatte, Gützow, Spandau, Wollin, Wolgast, Damgard, Rostock und Vismar in Pommern, und durch den Bischof von Münster und die Herzoge von Lüneburg Bremen und alles umherliegende Gebiet bis auf Stade verloren. Eine gerechte Strafe für einen so ungerechten Krieg.

Das Waffenglück der Alliirten am Rheine und ihrer Verbündeten in den nördlichen Gegenden Europa's und der noch immer feststehende Plan des sich so vieler Kräfte bewußten Königs von Frankreich gaben dem Kriege von allen Seiten eine solche Thätigkeit, daß man den Gedanken an eine Aussöhnung der immer mehr gegeneinander erbitterten Parteien beinahe als eine Chimäre betrachtete. Selbst während der Winterquartiere dauerte der Kampf in den Rheingegenden fort, mit dem Unterschiede, daß die Soldaten, statt im Felde zu liegen, bei dem Bürger und Landmann wohnten, und statt ordentlicher Treffen fast tägliche Kämpfe um die Besitznahme oder Behauptung der Quartiere Städte und Dörfer zerstörten. In drückender Armuth darbende Bürger und Landleute, verlassene, öde, zertrümmerte Orte, blutige Grabmähler, durch den Krieg verwilderte, entmenschte, jedem edeleren Gefühle entfremdete, wegen des Drangs der Noth und des

Strebens nach Selbsterhaltung fast aller Disciplin entbehrende Soldaten waren an die Stelle früherer Wohlhabenheit und friedlicher Betriebsamkeit getreten.

Nachdem die Franzosen gleich im Anfange dieses Jahres sich des Herzogthums Zweibrücken auf eine eben so ungerechte Weise, wie früher Lothringens, bemächtigt hatten, und auf Befehl des Grafen Choiseul das Schloß und die Stadt Berg-Zabern verbrannt und die Festungswerke geschleift worden waren, rückten sie in die Pfalz ein, wo sie Ost- und Westhofen, Langenfeld und viele Orte im Breisgau einäscherten, und das Land auf die furchtbarste Weise kontribuirten. Der kaiserliche General Schulz kam dem bedrängten Volke zu Hilfe und überfiel mit einigen tausend Soldaten und einer Menge Bauern die Franzosen in Buchholz, schlug dieselben und nahm den Baron von Monklar, Gouverneur des Elsasses, nebst dem berüchtigten Parteigänger, Obrist La Brosse, gefangen (Verwirrtes Europa VIII. p. 26. Theat. Europ. T. XI. p. 853.)

Hierauf wurde nun beiderseits die Campagne wieder geöffnet. Der Herzog von Lothringen befehligte die Kaiserlichen, der Herzog von Luxemburg die Französischen Truppen. Was beiden an Erfahrung abging, das ersetzte ihr Muth. Ersterer stand an der Spitze einer Armee von 50,000 Mann; letzterer kommandirte ein eben so starkes Heer. Beide Armeen kamen sich am 4. Juni bei dem Köchersberge einander in's Gesicht, die Rohr, ein kleiner Fluß, trennte sie. Der Herzog von Luxemburg vermuthete keinen Angriff, weil er glaubte, die Absicht seines Gegners sei zunächst auf die Eroberung von Philippsburg gerichtet. Allein er sah bald, daß er sich getäuscht. Der Graf von Dünewald sprengte mit 2000 Reitern und 100 Dragonern auf ihn los. Dieser verwegene Angriff mislang. Er wurde umringt, das Terrain machte Secours unmöglich. Mit einem Verluste von 300 Todten,

worunter die Grafen von Tylli und von Kueffstein waren, mußte er sich zurückziehen.

Die Stellung beider Armeen war zu ungünstig, als daß sie ein allgemeines Treffen hätten wagen dürfen. Der Herzog von Luxemburg brach daher ganz in der Stille bei Nacht auf, um sich der Stadt Zabern, aus welcher alle Lebensmittel in das feindliche Lager kamen, zu bemächtigen. Die Deutschen erfuhren diesen Plan aber früh genug, folgten ihm rasch nach, überfielen die französische Armee, brachten dieselbe in eine solche Unordnung, daß sie eine völlige Niederlage erlitten haben würde, wenn nicht der besonnene und tapfere Engländer, Graf Hamilton, welcher die Arriergarde führte, durch seinen kräftigen Widerstand dieselbe gerettet hätte (die ausführl. Beschreibung dieses Treffens lese man im verwirrten Europa Tom. VIII. p. 104 ff.). Der Herzog von Luxemburg setzte darauf bei Zabern über die Soere, und nahm eine sehr vortheilhafte Stellung ein; der Herzog von Lothringen, nach einem fruchtlosen Versuche, jenen hieraus zu verdrängen, ging nach Strasburg, schickte von dort sein Geschütz nach Philippsburg, um die Belagerung dieser Stadt, welche die Kaiserlichen schon längere Zeit eingeschlossen hatten, mit Ernst zu betreiben. Das französische Heer zog, um dieses zu verhindern, in die Gegend von Hagenau, worauf der Herzog von Lothringen bei Lauterburg über den Rhein ging, und sein Lager bei Kron-Weißenburg zur Deckung der Belagerung von Philippsburg aufschlug. Die Franzosen vertheidigten diesen für sie wichtigen Ort bis zum 17. Sept., wo sie denselben unter ehrenvollen und einer so tapfern Besatzungsmannschaft würdigen Bedingungen übergaben, und mit brennenden Lunten, klingendem Spiele und fliegenden Fahnen auszogen. [1] —

1) Ueber dem Thore stand folgende stolze, aber dem Ausgange freilich nicht entsprechende Inschrift:

Mitten in diesem Zustande, wo fast zwei Drittheile Europas zum Schauplatze des Krieges geworden, ward eine Zusammenkunft der in den Kampf verwickelten Mächte zur Herstellung eines gründlichen und dauerhaften Friedens vorgeschlagen, und von allen Theilen bewilligt. Was das Merkwürdigste ist, die Schweden waren es wiederum, die in diesem Sturme der Zeit, in diesem ungeschlichteten Kampfe der Völker, die Urheber dieses Vorschlages waren; also gerade diejenigen, welche selbst ohne gegründete Ursache als kriegführende Partei aufgetreten, und eben dadurch die Schwierigkeiten in Ansehung einer gütlichen Ausgleichung so vieler streitenden Theile vergrößert hatten.

Nach dem fruchtlos in Köln abgelaufenen Kongresse hatten sie den Vorsatz, einen Frieden zu stiften, nicht aufgegeben, und man will behaupten, daß ihr Einfall in die Uckermark keinen anderen Zweck gehabt, als den Kurfürsten von Brandenburg zur Trennung vom Kaiser zu nöthigen, und diesen dadurch zum Frieden geneigter zu machen. An die Höfe aller am Kriege theilnehmenden Mächte schickten sie Gesandte, um die abgebrochenen Friedensunterhandlungen wieder anzuknüpfen. Nach Frankreich mußte der Graf Toth gehen, nach England der Baron Sparr. Bei den Generalstaaten erschien der Kanzler Ehrenstein, bei der Reichsversammlung zu Regensburg Herr von Marschalk; zu Wien hatte

Anno MDCLXVII.
Perfecit in terrorem hostium
Foederatorum [illegible]sidium,
Liliorum praesidium.
Aeterum Galliae eis Rhenum propugnaculum
Ac Germaniam [illegible],
Brisaco inferius situ, non robore
Quod ille claudit utrumque, nemo aperit,
Idem aperit, et nemo claudit.
(Ludolfs Schaubühne der Welt Tom. V. p. 155).

Oxenstierna dieses Geschäft zu betreiben. Letzterer schlug wiederum Köln als Versammlungsort der Unterhandlung vor, oder wenn dies nicht räthlich, würde sich Hamburg am besten dazu eignen. Zur leichteren Eröffnung der Verhandlungen und zur rascheren Abschließung des Friedens müsse ein Waffenstillstand festgesetzt, und der Prinz von Fürstenberg losgelassen werden. Dann würde die Krone Frankreich in Ansehung der Friedensbedingungen nachgiebiger, und auch dem Herzoge von Lothringen seine Länder, die ihm ohnehin schon versprochen worden, wieder zugestellt, und demselben, damit er den Verhandlungen beiwohnen könne, ein sicheres Geleit gegeben werden (cfr. Propositio prima Legati Suecici etc. bei Pachner von Eggendorf Sammlung der Reichsschlüsse Th. I. p. 770 ff.)

Nur unter der Bedingung, daß die Schweden von der Forderung der Freilassung des Prinzen von Fürstenberg und der Wiedererstattung des den Franzosen zu Köln weggenommenen Geldes abständen, und daß sie, außer dem Versprechen die Zurückgabe der Länder des Herzogs von Lothringen und die Theilnahme desselben an den Friedensunterhandlungen bewirken wollten, während des Krieges keine Partei ergreifen würden, fand sich der Kaiser Leopold zum Waffenstillstand und zur Annahme der Schwedischen Vermittelung geneigt. Oxenstierna schrieb wegen dieser Punkte an den Schwedischen Gesandten zu Paris, und dieser schickte bald darauf eine Erklärung des Königs von Frankreich an ihn des Inhalts, daß er zum Frieden geneigt, und Breda als den Ort der Abschließung desselben vorschlage. Dem Herzog von Lothringen verspreche er sicheres Geleit und freien Zutritt zu den Unterhandlungen; dagegen solle der Prinz von Fürstenberg in die Hände eines neutralen Fürsten gegeben, und daselbst bis zum Schlusse der Traktate behalten werden. Der Waffenstillstand aber selbst müsse noch

vor Eröffnung des neuen Feldzuges geschlossen werden (Declaratio Regis Galliae etc. bei Pachner p. 807 ff.).

Auf diese Weise legten die Schweden zwar den ersten Grund zu jenen Traktaten, die in der Folge wirklich geschlossen wurden, konnten aber das Mitteramt deswegen nicht ferner bekleiden, weil sie durch eine engere Verbindung mit Frankreich und durch endliche Ergreifung der Waffen gegen Brandenburg selbst Partei genommen, und folglich die vom Kaiser gemachte Bedingung überschritten hatten. England, das wegen seiner Macht vieles Gewicht besaß, und wegen seiner strengen Neutralität vieles Zutrauen genoß, wurde nun als Mediator an die Stelle der Schwedischen Krone gewählt. Jenes nahm dieses Geschäft auf sich, schickte Schreiben an alle Höfe, worin es eine gewissenhafte Verwaltung desselben versprach. Nachdem sich die Parteien wegen des Orts, wo die Traktate vorgenommen werden sollten, lange gestritten hatten, wurde endlich Nimwegen vorgeschlagen, und der Vorschlag von allen angenommen.

Anmerkung. Der Gang dieser mehrjährigen Friedensunterhandlungen, das Resultat derselben, Ludwigs fernere Kriege mit dem Deutschen Reiche, seine widerrechtlichen Reunionen, seine Verheerungen in den Rheinlanden, kurz, seine auf unsere Provinz bezughabende Geschichte bis zum Frieden von Ryswick werden wir, falls Wunsch und Zeit es geeignet erscheinen lassen, später diesen Blättern einverleiben. Vorläufig verweisen wir hinsichtlich der Nimwegschen Friedensunterhandlungen auf Didier histoire des négociations de la paix de Nimvegue, und hinsichtlich der späteren Kriegsereignisse am Rhein auf die mehrmals angeführten Geschichtschreiber.

III.

Einige Rückblicke auf Köln's äussere Handelsverhältnisse im Mittelalter.

Manchem Leser der Rhein. Prov. Blätter möchte diese Skizze vielleicht nicht unwillkommen seyn in einem Augenblicke, wo Köln durch die Beförderung der Anlegung der Eisenbahn nach der belgischen Gränze sich einigermaaßen wieder als Handelsstadt zu einem ähnlichen Range erheben kann, wie der war, den es in frühern Jahrhunderten unter Deutschlands, ja unter Europa's Städten auf eine so großartige Weise behauptete. Ein schöner Morgen, der einen segenreichen Tag verkündet, dämmert herauf, und gewiß wird der kölnische Handelsstand, der jetzt eingesehen, daß innere Regsamkeit und freie Rührigkeit die eigentliche Seele alles Verkehrs und alles Wohlstandes, auch die Gelegenheit ergreifen, durch Betheiligung an dem großen Unternehmen, dasselbe bald — recht bald segenreich in's Leben treten zu lassen.

Was aus der Anlegung der Eisenbahn von Antwerpen nach Köln — für Letzteres sich Alles neu gestalten wird, wer kann es vorhersagen, vorhersehen; groß und manchfaltig, das Handelsleben auf eine in den letzten Jahrhunderten in Köln selbst nicht mehr geahnte Weise anregend, werden und müssen aber die Folgen dieses Unternehmens seyn.

So wahr als treffend sagt die Einladung einer Hochlöbl. Königl. Handelskammer in Köln zur Betheiligung an dem großen Werke: „daß die natürlichen Verhältnisse im Innern Deutschlands den „Wunsch erzeugen müssen, in Köln die Vortheile „des belgischen und des holländischen Marktes vereinigt zu finden; daß durch die Eisenbahn alle „Elemente gegeben seyen, neben dem holländischen „und belgischen Markte Köln zum dritten zu er-

„heben, in so fern das energische, durch Eintracht „kräftige Streben seines Handelsstandes sich um „dieses Ziel bewerbe."

Sehr wahr, heißt es ferner: „Allein nicht nur „jenes ferne Ziel, auch das Mittel zu seiner Erreichung bedarf der ungetheilten Mitwirkung der „Bürgerschaft von Köln. Zu keiner Zeit ist „Großes vollbracht worden ohne Anstrengung; den hohen Rang, den unsere Stadt „in früheren Jahrhunderten einnahm, hat „sie der Thätigkeit ihrer zahlreichen Bewohner verdankt. Was der Abfall der „Niederlande im sechszehnten Jahrhundert zerstörte, das kann der Abfall der „Niederlande im neunzehnten Jahrhundert herstellen; aber handeln müssen wir dafür, einig, kräftig ohne Zögern. Köln, das den „Beruf übernommen, zu Deutschland zu reden von „den Vortheilen einer zweiten Straße nach dem „Meere, darf nicht vergessen, daß Deutschland „von ihm die Legung des Grundsteines erwarte."

Mit Zuversicht läßt die schaffende Handelsthätigkeit, die sich seit Aufhebung des hiesigen Umladerechts unter dem kölnischen Handelsstande so heilbringend entwickelte, erwarten, daß hier auch Alles aufgeboten wird, um das folgereiche Unternehmen zu fördern; denn wenn auch mehr oder minder Egoismus in des Kaufmanns Bestrebungen eine Haupttriebfeder ist, so kann der Kaufmann eben in der Beförderung dieses großen Werkes denselben befriedigen, und zugleich ein Wohlthäter des Allgemeinen für die nächste Gegenwart und die fernsten Geschlechter werden. Die Zeiten, wo der Kölner Kaufmann gleichsam im Schlafe verdiente, wo der Sohn still in dem Gleise des Vaters fortarbeitete, sind jetzt vorüber; es heißt sich thätig geregt, und daß dies geschieht, beweist uns das Fortschreiten des Eigenhandels in Köln; es wird daher der Kölner

Handelsstand auch gewiß keine, auch die kleinste Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, um denselben zu heben, auszudehnen und großartiger zu gestalten. Mit fester Zuversicht können wir daher dem Gelingen des großen Werkes entgegensehen, und Köln wird wieder Antheil nehmen am großen Welthandel, wie in den ersten Jahrhunderten des deutschen Reiches, wie in der Blütenzeit der großen deutschen Hanse.

Mit der Anlage der römischen Pflanzstadt, zu der Agrippina, Agrippa's Enkelin, Claudius Gemahlinn und Nero's Mutter, den Hauptsitz der Ubier, die Agrippa auf diese Seite des Rheines herübergezogen, im Jahr 51 n. Ch. erhob, waren gewiß schon Handelsabsichten verbunden; denn die Colonia Agrippinensis wurde jetzt nur um so besuchter, die Ubier selbst benutzten die Lage ihres Wohnsitzes nur um so mehr, da, nach meiner Ansicht, wohl einzig Handelsinteresse sie schon unter Cäsar mit den Römern befreundet hatte, und wie uns Strabo erzählt, sie daher auch der Einladung Agrippa's gern Folge leisteten, um sich auf der linken Seite des Rheines anzusiedeln.

Die Ubier blieben bis zu den Stürmen der Völkerwanderung stets thätige Zwischenhändler ihrer Stammgenossen, der jenseitigen Deutschen und der Römer. Ihre Stadt immer mehr im Ansehen steigend, wurde so auch als Handelsplatz immer bedeutender, denn mehre Hauptheerstraßen mußten natürlich von hier ausgehen und den Verkehr nach Gallien stets rege erhalten.

Den Stürmen der Völkerwanderung entging auch Köln nicht. Mit der fränkischen Herrschaft gewann es aber als Königssitz wieder an Ansehen und Macht, und waren auch die Zeiten bis zu Karl dem Großen noch so aufgeregt durch die blutigen Familienzwiste der Merovinger, war an eigentliches städti-

sches Gewerbe noch gar nicht zu denken, so bedingten die immer mehr steigenden Bedürfnisse doch schon ausgedehntern Handelsverkehr, und Köln benutzte gewiß seine Lage, sein Ansehen. Nie schwand aus den römischen Städten ganz die Erinnerung an ihren Ursprung, an die Macht, die ihre Gründer einst zu Herren der Welt machte, denen die Frankenkönige in manchen Zweigen der Verwaltung, was Handel und Verkehr anging, nur folgten, denn z. B. das Zollwesen war ihnen eigentlich etwas Fremdes, sie ahmten nach, was sie schon von den Römern her vorfanden.

Wie überhaupt mit Karl dem Großen ein neuer Tag aufging für das innere und äußere Leben der germanischen Lande, die er unter seinem Szepter vereinigte, so suchte der hohe Herrscher auch mit weiser Umsicht den Handelsverkehr in seinen Staaten zu beleben und durch alle nur möglichen Begünstigungen zu heben, um seinen Franken selbst Geschmack an dem Kaufmannsstande abzugewinnen, denn außer den Städten, die ihrer Lage nach, wie auch Köln, auf den Handel hauptsächlich hingewiesen waren, lag derselbe ausschließlich in den Händen der Juden, die Karl selbst, des Handels wegen, schützte.

Köln wurde als Handelsstadt jetzt schon bedeutender, denn die Handelsverbindungen, die Karl d. G. mit Griechenland anknüpfte, mußten den Rhein als Handelsstraße immer mehr beleben. Früchte, Zeuge und Stoffe, sowie alle Erzeugnisse des Orients wurden auf diesem Wege schon theilweise nach dem Westen geschafft, und neue Wege zur Erleichterung des Handels angelegt, wie Gesetze zur Beschützung der Kaufleute auf ihren Reisen vom Kaiser gegeben. Wie bedeutend der Handelsverkehr, beweisen die verschiedenen Verleihungen von Zollfreiheiten an einzelne Klöster und Stifter in verschiedenen Handelsplätzen, wie in Utrecht, Dorstadt, Nym-

wegen, Bardewyk, Magdeburg, Erfurt, Köln, Regensburg, Lorch u. s. w., deren innerer Verkehr er durch Errichtung von Marktplätzen eben so zu heben wußte, wie er seine Handelsverbindungen nach Norden an der Ostsee und nach Osten in Griechenland immer weiter ausdehnte. [1]) Köln, nicht selten sein Aufenthalt, zuweilen sogar der Sammelpunkt seines Heerbannes zu seinen Heerzügen [2]) und der Sitz seiner Reichsversammlungen mußte eben dadurch an innerem Verkehr und Gewerbe gewinnen, besonders da die Stadt, als einer der ein und zwanzig erzbischöflichen Sitze seines Reiches, in geistlicher Hinsicht auch in hohem Ansehen stand. Nicht unbedeutend war um diese Zeit schon der Verkehr in Wein, der aus der obern Rheingegend von Köln aus vertrieben wurde. Wenn auch, mit den Alles verheerenden Raubzügen der Normanen Köln, wie alle niederrheinischen Städte, außerordentlich litt, wenn auch die gegenseitigen Kämpfe der letzten Karolinger besonders in unsern Gegenden dem städtischen Verkehr mehr als hindernd waren, so erhielt doch mit Heinrich dem Vogler das Städtewesen im Ganzen seine eigentliche Bedeutung. Die schon bestehenden Städte wurden auf jede Weise gehoben,

1) Um nicht durch Citate zu ermüden, verweise ich, wo es sich von Verleihungen der deutschen Könige handelt, auf Böhmer's, Regesta Chronologico-Diplomatica Karolorum und Böhmer's Regesta Chronologico-Diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII.

2) Die häufigen Rheinübergänge, die Karl d. G. bei Köln veranstaltete, so unter andern im Juli 782 und im April 789 möchten die Vermuthung, als habe bei Köln wirklich eine durch Constantin erbaute steinerne Brücke gestanden, die durch Erzbischof Bruno (954—965) zum Bau der St. Panthaleons Kirche soll niedergerissen worden seyn, bestätigen, wenn auch Luden in seiner Gesch. der Teutschen das Gegentheil sehr triftig zu beweisen sucht.

indem Neue entstanden, jene jedoch immer den Vorrang behaupteten.

Köln's Handel gewann außerordentlich durch Otto I. Verbindung mit Griechenland, wodurch eben der Rhein immer belebter und Köln besonders gehoben wurde, während die Kölner ihre Handelsverbindungen nach dem Norden auch immer mehr erweiterten. Die Ottonen begünstigten vorzüglich die Städte; was that nicht Otto I. für Magdeburg, Halle, Nordhausen, Halberstadt, Quedlinburg u. s. w. — Erhob er erst 940 Magdeburg zur freien Reichsstadt und bevorrechtigte er eben mit dieser Begünstigung vorzüglich den Kaufmannsstand; die Kaufleute Magdeburgs erhielten nämlich freien Aus- und Eingang durch das ganze Reich, ohne irgend einen Zoll, Weg- noch Brückengelder zu errichten, außer den herkömmlichen Zöllen in Mainz, Köln, Tiel und Bardewyck — so hatte Köln schon im Jahr 936, wo es zur freien Reichsstadt erhoben wurde, dasselbe Recht erhalten. Wie eben durch diese Privilegien, die den Städten nur der Handelsvortheile wegen von den Fürsten gegeben wurden, der Handel im Allgemeinen in Flor kam, so mächtig hob sich auch Köln's Handel, denn schon am Ende des zehnten Jahrhunderts waren kölnisches Tuch und kölnischer Wein weit und breit gesuchte Handelsartikel. Köln's Ansehen selbst stieg nur um so höher, seit Otto's Bruder Bruno auf seinem erzbischöflichen Stuhle gesessen, seit Köln's Erzbischof die hohe Würde eines Kanzlers in Italien mit seinem Amte vereinigte, wodurch natürlich der innere Verkehr, der Selbsthandel bedeutend gehoben wurde, denn bei so vielen Gelegenheiten wurde Köln jetzt von Fremden besucht, war es der Sammelplatz der hohen Geistlichkeit und der Edeln der weiten Diözese.

Die Rheinstraße selbst machte Köln bald zu ei-

nem Vermittelungsplatze und zwar zu dem wichtigsten zwischen den Niederlanden, Nordfrankreich und England und dem östlichen Deutschlande, Ungarn, Griechenland und Asien, und wenn auch diese Vermittelungsgeschäfte in mancher Beziehung einen hemmenden Einfluß auf den Selbsthandel Köln's übten, besonders seit der Zeit sich die Stadt, die so viele fremde Waaren an ihren Mauern aus Sachsen, Thüringen, Hessen, Böhmen, Ungarn, Baiern, Schwaben, und aufwärts aus den Niederlanden und selbst von Hamburg vorbeiführen sah, das Stapelrecht angemaßt hatte, so war doch die Handelsthätigkeit der Kaufleute Köln's noch immer im eigentlichen Selbsthandel äußerst lebhaft und ausgedehnt. Kölnisches Tuch wurde von seinen Kaufleuten nach allen Richtungen zu Markt gebracht, selbst nach Zeiz, und sehr bedeutend war sein Selbsthandel mit seinen Fabrikaten, den Produkten des Stromes und der östlichen Länder, welche ihm zugeführt wurden, nach den Niederlanden und direkt nach England. Hier sehen wir die Kölner schon am Ende des zehnten Jahrhunderts mit eigenen Schiffen. Die Häfen der Grafschaft Holland standen ihnen offen, aus dem Rhein gingen ihre Schiffe in die Waal, in Tiel bezahlten sie den Pfundzoll, und dann ging es über die Merwe in die offene See nach London, wo sie wahrscheinlich die sogenannte Steelyard society gründeten. Sie entrichteten hier um das Jahr 979, nach der Bestimmung Königs Ethelred II. jährlich um Weihnachten, als the emperor's men, des Kaisers Leute, wie die Deutschen überhaupt genannt werden, zwei graue Tücher und ein braunes, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Handschuhe und zwei Gefäße voll Weinessig; ein Zeichen, daß sie in England überwinterten. Dasselbe mußten sie jährlich um Ostern entrichten; doch durften sie nur in ihren Schiffen Waaren ankaufen, und nie den Bürgern

London's auf dem Markte vorkaufen [3]) Ihre Landungsstelle im Hafen zu London war bei Billingsgate, nahe bei der alten London Brücke. Jedes kleinere Schiff zahlte einen halben englischen Pfennig Hafenzoll und jedes größere Segelschiff einen Pfennig.

Im Laufe des eilften Jahrh. nahm der Handel Köln's, besonders nach England, immer zu, und um das Jahr 1074 zählte die Stadt schon über sechshundert reiche Kaufherren, die, nach den Uneinigkeiten mit dem Erzbischofe Anno, in einer Nacht die Stadt verließen, um Königs Heinrich IV. Unterstützung gegen die Härte des aufgebrachten Erzbischofs zu erflehen. [4]) Nicht weniger bedeutend war Köln's Handel um diese Zeit schon nach dem gewerbthätigen Brabant und Flandern, wo vorzüglich Brügge und Antwerpen von den Kölnern besucht wurden, und zwar Letzteres eben so häufig zu Wasser als zu Lande, denn Hüllmann [5]) führt einige Schreiben der Stadt Antwerpen aus dem 14. Jahrh. an, worin die Kölner an die Vorschriften gemahnt werden, die rechte Straße zu halten; woher diese ging, läßt sich nicht genau bestimmen. Sehr besucht von den Kölnern war der Hafen von Sluis, ebenfalls ihrer Verbindungen mit Brügge wegen, und vorzüglich führten sie hier nordische Waaren ein, wie auch friesländische und dänische Pferde.

Schon zu Zeiten Stephan's von Blois, Königs von England (1135—1154), hatten die Kölner in London den Steelyard [6]) zur Bergung und Aufstel-

3) Dr. Howel's Hist. of the world. Vol. III., part. IV., chap. 2.

4) Lambert. Schafnab. ad a. 1704. wo der Hergang der Sache ausführlich erzählt wird.

5) Städteweſen des Mittelalters Th. I. S. 159 ff.

6) Steelyard, Steelhof und Staelyard oder Staelhof wird die Niederlaſſung der Kölner und Deutſchen

lung ihrer Waaren, wie die Franzosen für ihre Weine the Vintry. Die Kölner, vor allen andern Kaufleuten begünstigt und schon um diese Zeit unter dem Namen „the Haunce“ [7]) angeführt, hatten hier ihre eigene Waarenhalle in einer Nebengasse (Cozen's, Cousin's street) der Oberthemsestraße nicht weit vom Flusse, und, wie schon bemerkt, nahe an der alten London Brücke. Dieses Lager führte den Namen Gildhalle der Kölner. Schon Heinrich II. (1154—1189) verlieh den Kölnern das Recht, ihre Weine wie die Franzosen auf dem Londoner Markte zu verkaufen, und nimmt sie wie seine eigenen Leute in Schutz. In einer andern Urkunde spricht er sich öffentlich als den Schützer ihres Hauses in London aus. Richard Löwenherz (1189—1199), sein Nachfolger, bestätigte diese Privilegien und ertheilte den Kölnern zugleich die Freiheit in ganz England, auf allen Märkten frei zu handeln, und schenkte ihnen auch die zwei Soliden, die sie von ihrer Gildhalle in London bezahlten. [8])

überhaupt in London in den Urkunden genannt. Die wahrscheinlichste Deutung des Wortes ist eine Zusammenziehung von Stapelyard oder Stapelhof — also der Platz, wo die Deutschen ihre Waaren stapelten. Die Herleitung von Steel, Stahl, scheint zu gesucht, wenn auch die Deutschen vorzüglich Stahl und Eisen in England einführten.

7) Anderson's Deduction of the origin of Commerce. Tom I p. 53.

8) Die Urkunden hierüber befinden sich im Stadtarchive zu Köln in einer Sammlung der Privilegien der Stadt, gemacht im Jahre 1326 unter Nr. LXX, LXXI, LXXIII, LXXIV. Die drei ersten haben weder Datum noch Jahreszahl, die letzte ist unter dem 26. Feb. ausgestellt, die Jahrezahl aber unleserlich. In der ersten heißt es über den Preis des Weines „scilicet sextarium pro III. denariis“. In der folgenden sagt er ausdrücklich: „quia homines et fideles mei sunt, et ipsi et omnia sua sunt in

An Köln, das bevorrechtigte, schlossen sich nach und nach einzelne Städte an, und so sehen wir den eigentlichen Ursprung der großen, mächtigen Handelsverbindung, der deutschen Hanse, von Köln ausgehen. Schon im J. 1203 verlieh König Johann ohne Land den Kölnern, weil sie seinen Neffen, Otto IV., unterstützten, freien Ein- und Ausgang mit allen ihren Waaren durch sein ganzes Reich, und seinen besondern Schutz [9]), und bestätigte dies Privilegium 1210. [10]) Hierdurch nur noch mehr in ihren alten Rechten bestärkt, suchten die Kölner, mit den Städten, die sich an sie geschlossen, mit immer größerem Nachdrucke die Lübecker, die seit 1176 auch nach England handeln wollten, und denen Köln immer glücklich entgegengewirkt hatte, von dem Handel nach England gänzlich auszuschließen. Erst im Jahre 1267 erhielten die Lübecker durch König Heinrich III. die Bewilligung einer Hanse. An den 1226 von Friedrich II., dem Hohenstaufen, ausgegangenen Befehle, die Lübecker in Ruhe zu lassen, hatten sich die Kölner durchaus nicht gestört, und im J. 1236 hatte König Heinrich III. ihnen sogar die zwei Schillinge erlassen, die sie von ihrer Gildhalle, die jetzt den Namen Gildhalle der Deutschen (Gildhalda Teutonicorum) führte, zahlten, und sie von allen andern Abgaben freigesagt [11]). Sie konnten jetzt in ganz England frei kaufen und verkaufen. Die Lübecker bildeten, wie gesagt, auch seit 1267 eine eigene Hanse in London für das baltische Meer, wie

manu et custodia et protectione mea etc. etc." — Vergl. Sartorius urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. 2. Band. 1830, enth. die Urkunden und Akten.

9) Rymer's Acta et Foedera Vol. I. p. 133.

10) Vergl. Sartorius a. a. O.

11) Rymer a. a. O. S. 363.

die Kölner für das deutsche. Wann sich die beiden Gesellschaften unter dem allgemeinen Namen Hanse der Deutschen vereinigten, läßt sich nicht bestimmen; daß später Lübeck in den Bundesangelegenheiten den Vorrang hatte, brachte die Lage der Stadt mit sich.

Köln's Binnenverkehr war indeß immer mehr herangewachsen; einzelne im Laufe der Zeit erhaltene Privilegien beförderten denselben, wie auch das in weltlicher, wie in geistlicher Hinsicht stets höher steigende Ansehen der Stadt, die sich des außerordentlichsten Zuflusses von Fremden erfreute, seit sie die Reliquien der hh. drei Könige in ihren Mauern verwahrte. Schon seit dem Ende des 12. Jahrh. (1180) waren alle Laden und Kaufhallen in Köln erblich, ein Zeichen der zunehmenden Macht des Gewerbe- und Handelsstandes der Stadt, da in keiner Stadt, soviel mir bewußt, die Erblichkeit dieser Plätze, dem Grundherrn entgegenstrebend, so frühe allgemein war. Uebrigens hatten um diese Zeit die Tuchmacher, vereint mit den Leinwebern, und die Kürschner in Köln schon ihre eigenen Hallen, die im Pfarrsprengel von St. Martin lagen. Von der damaligen Pracht des Bürgerlebens in Köln, seinem Reichthum und seiner Macht, die eben aus seinem Handel, seinen Gewerben hervorging, gibt uns der Empfang der Schwester Heinrich's III., Isabella, Braut Friedrich's II., am 22. Mai 1235 das schönste Zeugniß. Zehntausend Bürger, auf das Reichste geschmückt, zogen derselben theilweise auf stattlichen Rossen entgegen, und äußerst glänzend war der Empfang selbst; man hatte sogar große Schiffe gebaut, die von durch seidene Decken und Teppiche verborgenen Pferden gezogen, durch ihre aus reichen Stoffen verfertigte Segel und Wimpel einen prachtvollen Anblick darboten. In den Schiffen saßen Geistliche, die künstliche Orgeln schlugen und gar anmuthige Weisen sangen. [12])

12) Vergl. Raumer Gesch. der Hohenstaufen B. III. S.

Vor der Stadt ſelbſt war eine außerordentliche Menſchenmenge verſammelt, und in allen Straßen, durch welche die königliche Braut zog, waren Giebel, Fenſter und Erker mit Frauen angefüllt, um den holden Gaſt mit Jubel und Jauchzen zu empfangen. Sechs Wochen lang verweilte Iſabelle in Köln und feierte erſt am 20. Juli in Worms das Beilager, da Friedrich durch die noch nicht gänzlich unterdrückte Empörung des Königs Heinrich, ſeine Vermählung aufſchieben mußte.

Aus dieſen Zeiten auch nur irgend eine ſtatiſtiſche Beſtimmung über die Bürgerzahl Köln's, ſein Gewerbſtand u. ſ. w. angeben zu wollen, wäre vergebliche Mühe; doch fällt in dieſe Periode die Entwickelung und Ausbildung des eigentlichen Bürgerthums zu ſeiner Großartigkeit in den Kämpfen der Stadt gegen ihre Erzbiſchöfe. Merkwürdig aber iſt es, daß wir aus dieſen Zeiten die erſten urkundlichen Nachrichten über den Stapel Köln's haben.

Schon früher müſſen ſich, wie oben geſagt wurde, die Bürger Köln's das Umladerecht angemaßt haben; es mußten nämlich alle Waaren, ſie mochten rheinaufwärts oder abwärts gehen, außer dem landesherrlichen den Pfundzoll entrichten, und ſie durften dann nur in einheimiſchen Schiffen weiter verſchifft werden, denn ſchon im J. 1258 beklagten ſich die Bürger, daß der Biſchof fremden Schiffen erlaube, über die von alten Zeiten her beſtimmten Gränzen zu fahren. Conrad von Hochſtaden beſtätigte im J. 1259 der Stadt das Recht, daß kein Schiff zu Thal über den Ryle Thurm und kein Schiff zu Berg über Rothenkirchen hinaus fahren dürfe, ohne die herkömmlichen Gebühren zu zahlen. Jeder Bürger hatte das Recht, den Uebertreter zu

604 ff. — Vaterländiſche Chronik von Brewer, zweites Heft 1825 liefert S. 114 ff. auch eine Beſchreibung des Empfangs, doch iſt irrthümlich das Jahr 1285 angegeben.

hanſen d. h. mit Binſen zu binden, und der Erzbiſchof gebot ſeinen Beamten, die Bürger hierin ſelbſt zu unterſtützen. [13]) Dieſelbe Urkunde beſtimmt auch, daß kein fremder Kaufmann länger als ſechs Wochen nach einander in Köln verweilen, um zu kaufen oder zu verkaufen, und dabei jährlich nur dreimal kommen durfte, nach den gebräuchlichen Zwiſchenzeiten. Daſſelbe galt auch für die Diener und Boten der Kaufleute. Merkwürdig ſind auch die in dieſer Urkunde gegebenen Beſtimmungen über die von fremden Kaufleuten einzuführenden Gegenſtände und die Zahl und das Gewicht derſelben, in denen die einzelnen Gegenſtände verkauft werden durften, um nicht den Kleinverkehr der Stadt zu ſtören, ſo z. B. Spezereien als Muskaten, Gewürznägel, Cardamome u. ſ. w. wenigſtens zu zehn Pfund und nicht darunter; Weihrauch, Alaun nur

13) Urkunde bei Bossart, Securis ad rad. pos. pag. 252. Nro. 80, wo es heißt: Quicunque autem talium mercatorum secus, seu in contrarium facere vel fecisse ab aliquo Cive Coloniensi fuerit deprehensus, ab ipso Cive impune et licite arrestari et puniri poterit *more antiquo* (ein Beweis, daß dies Recht ſchon früher von den Kölnern geübt wurde), secundum quod vulgo Hanſen vocatur, quod taliter fieri consuevit, quod Cives Coloniensis, mercatorem in tali excessu a se deprehensum, *Calamo* vel *junco* vel aliquo consimili legamento ligabit etc. — Das Wort hanſen in der Bedeutung von binden, in der es auch in einer Urkunde Karls IV vom Jahr 1349 vorkommt, giebt uns auch die einzige richtige Herleitung von Hanſe, der Bund, Verbindung. — Ueber das kölniſche Stapelrecht enthält Hamm's Diſſertation Stapula Ubio-Agrippinensis, 1774, einige nicht unwichtige Notizen und Urkunden. Vergl. Hüllmann a. a. O. S. 395 ff. Nach ihm ſoll auch, wegen des Pfundzolls bei Köln, die kölner Gewicht-Mark neben der von Troyes als Muſtergewicht aufgekommen ſeyn. S. 397 a. d. O.

zu hundert Pfund oder wenigstens zu fünf und zwanzig Talenten. Die Geldgeschäfte durften nur in kölnischer Münze betrieben werden, Silber durfte nur von den Goldschmieden zu ihrem Geschäfte gekauft werden, und sonst nur um Gefäße oder andere Kleinodien davon zu machen. Ein Zeichen also, daß die Goldschmiedekunst um diese Zeit schon in Köln sehr blühte. Leider erlaubt die Skizze selbst nicht, diese Gesetze hier weiter auszuführen, ich verweise daher auf die Urkunde selbst. [14])

Immer mächtiger wurde der Handelsstand Köln's, trotz der innern Kämpfe, durch das Aufblühen der deutschen Hanse, die bald ihre großartigen Pläne mit dem besten Erfolge in's Leben treten lassen und eben allein durch die Verbindung selbst ihren Zweck in diesen Zeiten der rohen Gewalt erreichen konnte. Köln, die Hauptstadt des westphälischen Drittels, oder wie es auch öfters in den Urkunden und Rezessen der Hanse heißt, des Kölnischen Drittels, sah die mächtigsten Städte Westphalens, Cleve's und der Niederlande mit sich verbunden zur Beförderung und Behauptung des nordwestlichen Welthandels. Die Hauptstädte, die mit Köln verbunden, waren: 1) Osnabrück mit Quakenbrugk, Weidenbrugge, Festinaw, Draksforde, Molle, Iberch. 2) Soist mit Lippe, Briel, Ruden, Geisko, Arnsberg, Attendar, Werle. 3) Dortmund mit Canon (?), Lundtscheid und einigen andern Orten. 4) Münster mit Coesfeld, Waerendorp, Borken, Boichhold, Dulmen, Haltern, Aller, Buckem (wahrscheinl. Buccum), Rinen (Rynern), Worne, Telgde.

14) Es wäre hier der Ort, einige Notizen über die Privilegien der Lombarden, der bekannten Wechsler und Geldhändler des Mittelalters, in Köln, so wie über die Juden mitzutheilen, doch würde dies mich nur zu weit abführen, wie wichtig die Lombarden sowohl als die Juden auch in der Handelsgeschichte Köln's sind.

5) Hamm und 6) Unna mit den Städten der Grafschaft Mark als Kamen, Lunen, Schwelm, Iserloe, Lundscheidt, Breckenfelde, Alchenaw, Neustadt, Plettenberg, Bockum, Hattingen. 7) Wesel mit Cleve, Kalkar, Xanten, Dynslaken, Holt, Buderich, Scherenbeck, Ruirorde, Orsoy, Goch, Udem, Kranenberg, Sevenaer, Isselberg, Gennep, Huisen, Griet, Griethuisen und mehre andere Dörfer. 8) Nymwegen mit Tyell, Saltboemel, Maseboemel, Genth in Gelre. 9) Deventer mit Odenzeill, Hasselt, Dedenn, Geir, Diepenhaine, Ruyssen, Amelve, Ommen, Ochmees, Enscheide, Gramsberg. 10) Zutphen mit Doesberg, Groll, Dattichem und Lachem. 11) Zwoll mit Steinwick, Fullenhal, Hardenbergh, Gelemunde, Wilsheim, Graff-Horst. 12) Campen. 13) Dusborgh. 14) Gronningen. 15) Doesbergh. 16) Haderwick. 17) Bolswerde. 18) Elberch. 19) Emmerich mit Sevenaer. [15])

Diese Städte gehörten aber nicht immer zum Bunde; je nachdem sie ihre Beiträge nicht zahlten oder ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllten, finden wir sie oft nicht in den Hanseversammlungen mit angeführt, wie auch hier wieder andere Städte z. B. Venlo, später angeführt werden. Doch waren immer mehre kleinere Ortschaften in der Hanse, die Beiträge und im Falle der Noth Hülfe leisteten, die hier nicht angeführt sind. — Bei allgemeinen Angelegenheiten der Hanse versammelten sich die wendischen Städte in Lübeck, da Lübeck, ihr

15) Ich gebe dies Städteverzeichniß nach den, von dem in der Geschichte seiner Vaterstadt so bewährten Obersekretar der Stadt Köln, Hrn. Fuchs, gemachten Auszügen aus den Urkunden des Stadtarchivs, welche er die Güte hatte, mir mitzutheilen, wie sie auch der selige Professor Sartorius zur Umarbeitung seines Werkes über die Hanse, jetzt von Lappenberg herausgegeben, benutzte.

Haupt, auch seiner Lage wegen, wie schon bemerkt, die Hauptstadt der Verbindung war. Die Resultate ihrer Berathschlagung wurden erst den Städten Köln, Braunschweig, Danzig und Riga mitgetheilt, die dann die zu ihnen gehörigen Städte wieder zusammenberiefen, um die Resultate ihrer Berathschlagungen den wendischen Städten mitzutheilen. Hierzu diente in Köln der altehrwürdige Hansesaal an dem Rathhause. Zur allgemeinen Tagfahrt schickte Köln seine Abgeordneten, aus den Clev'schen Städten drei und eben so viele aus den Geldernschen, Westphalischen und Oberyselschen.

Das großartige Wirken dieses gewaltigen Städtebundes, vor dem einst das deutsche und baltische Meer erzitterten, dem selbst die Könige des Nordens und seine Völker gleichsam pflichtig, muß hier übergangen werden. [16]) Köln wußte selbst als Glied der deutschen Hanse seine Privilegien und Gerechtsame besonders in England zu seinem und des ganzen Bundes Nutzen zu behaupten. König Heinrich III. bestätigte diese 1260. Die deutsche Hanse hatte aber solches Ansehen in England, daß ihr sogar die Vertheidigung und Unterhaltung des Bischofsthores in London übertragen war [17]), wofür sie aber auch 210 Mark entrichten konnte. Dies traf im Jahr 1282, nachdem König Edward I, 1280 die Privilegien der Hanse bestätigt, die Kölner, weil ihrer am Meisten in London gegenwärtig waren. [18])

Durch seinen innern und äußern Verkehr, durch sein Ansehen, seine Macht war Köln die größte und schönste Stadt in Deutschland, die dreißig Tausend waffenfähige Bürger in's Feld stellen konnte, wie

16) Ich verweise hier im Allgemeinen auf das schon angeführte klassische Werk von Sartorius, herausgegeben von J. M. Lappenberg.

17) James Howell's Londinopolis, p. 98.

18) Rymer a. a. O. Vol. II, p. 161 u. Vol. III, p. 268.

sie es in ihren Kämpfen gegen die Erzbischöfe und die mächtigen Zünfte, in deren Mitte eben ihrer Betriebsamkeit und des Wohlstandes wegen, die größte Macht, gegen die Geschlechter bewiesen. Bedeutend durch ihre Tuchwebereien, ihre Gerbereien, ihre Brauereien, und außerordentlich reich als Mittelpunkt des größten Zugs des europäischen Binnenhandels, gestaltete sich hier das Bürgerleben in einer Großartigkeit, von der wir leider keinen Begriff mehr zu haben scheinen. Wahr sagt Menzel: „Wohl erkannten die Bürger ihre Bestimmung, und von bettelstolzer Vornehmigkeit, die sich in den hohen Stand drängen will, war noch keine Spur. Der Schuster vergaß nicht, daß er Pech an sich habe; er sah dies aber gerade als ein Ehrenzeichen seines Standes an. Der Kaufmann schämte sich der Elle nicht. Alle Handwerkszeichen waren heilig. Wenn der Adel darüber spottete, so vertauschten sie oft das Schwert mit der Elle, der Scheere, dem Leisten, und schlugen die Ritter auf's Haupt, daß sie lustig den Spott umkehren durften." [19]) Daß die Bürger Köln's dies verstanden, haben sie zur Genüge bewiesen. Wie großartig das Städteleben, damals im Allgemeinen, geht schon daraus hervor, daß Löwen allein 4000 Tuchwebermeister und 150000 Gesellen gezählt haben soll (?), daß Johanna, Gemahlinn Philipp's des Schönen, bei ihrer Anwesenheit in Brügge 1301 ausrief: „Ich glaubte hier die einzige Königinn zu seyn und finde deren mehr denn sechshundert!" Es waren die Frauen der Kaufleute, welche die Königinn empfingen, — so herrlich und groß war ihre Pracht. Köln stand hierin dieser Stadt gewiß nicht nach, war auch dort der Gewerbfleiß größer, so war es hier der Handelsverkehr, und nicht klein waren um diese Zeit die Wollenmanufakturen Köln's.

19) Geschichte der Deutschen in einem B. Cap. 265. S. 367.

Dies beweisen die Kämpfe der übermüthigen Weberzunft gegen die Geschlechter. Sie unterlag im J. 1372. Schrecklich war die Rache, welche an ihnen genommen wurde, viel floß des Blutes, und eine große Menge Weber und Voller wurde mit Weib und Kind der Stadt verwiesen; sie mußten die Stadt verlassen, während in St. Marien zum Capitol die Glocken läuteten. Köln soll an achtzehn Tausend Bürger verloren haben. (?) Die Gewandhäuser oder Tuchhallen, deren die Zunft zwei auf dem Heumarkte besaß, wurden niedergerissen und an ihrer Stelle die Fleischhalle errichtet. [20]) Aehnliche Streitigkeiten sahen die flandrischen Städte am Anfange desselben Jahrh. von den Weberzünften ausgehen, und 1380 fand ein eben so großer Aufstand der Weber in Löwen Statt, in Folge dessen die Meisten aus der Stadt verbannt wurden, und theilweise nach Holland und England auswanderten, wohin auch gewiß viele kölner Weber zogen, denn sie erfreuten sich dort des Schutzes der Könige, wenn die Bürger der englischen Städte auch nicht selten diese fremden Ansiedler verfolgten und beeinträchtigten.

Litt auch auf den ersten Augenblick das Gewerbe der Stadt Köln außerordentlich durch diesen Aufstand, so kamen doch bald viele Weber, denen Verzeihung ward, wieder zurück; ihre Macht war aber für immer gebrochen. Für das wendische Drittel der Hanse war das Edikt Heinrich's IV. 1399, wodurch er alle der Hanse früher bestätigten Privilegien aufhob, weil sie auch andere fremde Kaufleute unter ihrem Schutze nach England gebracht, sehr hart [21]). Köln scheint es nicht sehr getroffen zu haben, da es sich

20) Vgl. die Weverslacht, Anhang zu Hagen's Reimchronik, herausgegeben von E. von Groote 1834 u. Köln. Chronik S. 274—276.

21) Rymer. a. a. O. VIII. Vol. pag. 112.

mehr auf die Städte der Ostsee beschränkte, wo man englische Kaufleute beleidigt hatte und diese von den Hanse-Städten sogar vom Handel ausgeschlossen worden waren. Im Jahre 1413 wurden die Privilegien der deutschen Hanse von Heinrich V. wieder mit gewissen Veränderungen bestätigt, es wurden aber hauptsächlich nur die Privilegien, welche die alte Steelyard society von Richard II., Edward I. und Heinrich IV. erhalten hatte, erneuert. [22])

Köln's Binnenverkehr war noch immer gleich groß und das Ansehen der Stadt noch immer dasselbe, wie im 14. Jahrh. — „Wo findest du" ruft Aeneas Sylvius staunend aus „in ganz Europa eine prachtvollere Stadt als das, von Neros Mutter, Agrippina, erbaute und durch der h. drei Könige Reliquien verschönerte Köln, mit seinen glänzenden Kirchen, Rathhäusern, Thürmen und mit Blei gedeckten Häusern, seinen reichen Einwohnern, seinem schönen Strom und seinen fruchtbaren Gefilden!" — Im Jahre 1441 wurde das Tanzhaus Gürzenich [23])

22) Rymer a. a. O. Tom. IX. p. 72 u. 77., wo noch mehrere Urkunden zu Gunsten der Hanse von Heinrich V.

23) Seit 1823 ist der Tanzsaal, wo einst deutsche Kaiser sich erlustigten, wieder durch die Kölnische Karnevalsgesellschaft zu alten Ehren gekommen. Es wurde eine neue Decke gemacht, und an der Vorderseite neue Fenster — immer löblich. Schade nur, daß sie in ihrer Form zu dem stattlichen Gebäude durchaus nicht passen. Die Karnevalsbälle und das niederrheinische Musikfest werden jetzt in dem Saale gefeiert. Die diesjährige Ausschmückung des Saales zum Karnevalsfeste war eben so komisch als sinnreich. Es trugen nämlich die gewaltige Decke vier Champagnergläser, aus deren Schaum sich die launigsten Phantasiebilder in den komischsten Formen entwickelten, um die Decke zu verzieren. Zu wünschen wäre es, daß diese Gemälde auf eine oder die andere Weise vervielfältigt und die Ausstattung selbst dem Saale erhalten würde. —

gebaut, zugleich ein Lager für die Stapelwaaren, deren Köln noch immer viele seinen Mauern vorbeiziehen sah, da besonders um diese Zeit Köln's Handel nach Italien äußerst lebhaft war. Die Stapeltage waren nach den Waaren verschieden und wurden auch zu verschiedenen Zeiten abgeändert. Die gewöhnliche Zeit war sechs Tage, daß die ankommenden Waaren, die vorbeigeführt werden sollten, aufgestapelt d. h. in den Kaufhäusern zum Verkauf ausgeboten werden mußten. Waren die Stapeltage auf drei freie Werkeltage festgesetzt, so hatte zwei Tage lang der Bürger allein das Recht zu seiner Nothdurft zu kaufen, am dritten Tage auch Kaufmann (Grossierer) und Krämer (Ausschleißer), aber kein Fremder von einem Fremden. Was nicht verkauft, wurde mit den dazu bestimmten Gefäßen weitergeschafft. Unter Strafe von 25 Goldgulden durfte keiner den Stapel umgehen. Stapelwaaren waren alle Arten Eisenwaaren, im Gürzenich gestapelt, daher auch der Name Eisenkaufhaus, alle Arten Spezereien, doch durften sie nur mit ganzen Ballen umgesetzt werden, Fettwaaren, Leder, mußten auch in's Eisenkaufhaus gebracht werden; Baumöl, Essig, Branntwein stapelten an den Krahnen. Den Schiffern war es unter Strafe von 50 Goldgulden verboten, höher als Rothenkirchen und tiefer als Ryle zu fahren, oder unter Wegs nur etwas zu löschen.[24])

Die Waaren, die ins Fischkaufhaus gehörten, stapelten gewöhnlich nur drei Tage, die aber in's Eisenkaufhaus gehörten, sechs Tage, nämlich alle trockenen Waaren außer Galmey und Bleierz. In

Einen Beweis des Reichthums der Stadt geben uns auch der 1406 erbaute stattliche Rathhausthurm und das mit dem Gürzenich in denselben Jahren erbaute Kornhaus an St. Claren u. s. w.

24) Durch Zuwiderhandeln entstanden mehrere merkwürdige Prozesse vorzüglich mit Düsseldorf. Vergl. Hamm a. a. O.

den ersten drei Tagen durften dann nur die Bürger für sich, ihre Haushaltung kaufen, die drei letzten Tage aber jeder Kaufmann und Unterhändler. In das sogenannte Leinenkaufhaus gehörten alle Waaren von Leinen, Hanf und Wolle. Bei allen groben Waaren durfte in den Kaufhäusern nur mit 100 Pfund, bei feinen nur mit 25 Pfund, feine Arzneiwaaren und Farbestoffe wenigstens mit Unzen u. s. w. verkauft werden, und der Gast durchaus nie an den Gast verkaufen. [25])

König Edward IV. bestätigte 1463 und 1466 der deutschen Hanse alle ihre alten Privilegien und Gerechtsame. [26]) Aeußerst merkwürdig aber ist es, daß Köln um diese Zeit mit den übrigen wendischen Hansestädten in Uneinigkeit gerieth, und es sogar 1470 in England dahin brachte, daß Heinrich VI. alle Privilegien der deutschen Hanse der Stadt Köln ausschließlich auf 5 folgende Jahre verlieh und natürlich auch die alleinige Benutzung der Gildehalle. [27]) Daß Köln hierdurch außerordentlich gewann läßt sich leicht ermessen, und sicher wußten seine Kaufleute diesen großartigen Vortheil, welcher der Stadt am Ende der Blütenzeit ihres Großhandels geboten wurde, zu benutzen, denn die Inhaber der Gildhalle der Deutschen waren Herren des auswärtigen Handels nach England von den Küsten der Ostsee bis zur französischen Küste der Nordsee. — Im Jahre 1474 erhielt aber die deutsche Hanse wieder Antheil an den Privilegien und hatte jetzt auch bald ihre eignen Hallen in Lynn und Boston u. s. w.

Die verschiedenen Zollstreitigkeiten Köln's mit den Nachbarfürsten besonders am Ende des 15. Jahrh., sowie seine Handelsverhältnisse zu den süddeutschen Städten und den nördlichen italienischen Seeplätzen,

25) S. oben die Urk. vom Erzbischof Konrad von Hochstaden.
26) Rymer a. a. O. Tom. IX. p. 498.
27) Rymer a. a. O Tom. XI. p. 678.

wie Venedig u. s. w. muß ich hier unberücksichtigt lassen. Jenen, weil es meine Absicht nicht war, die innern Handelsverhältnisse Köln's zu beleuchten; diese, weil Köln's Handel mit Süddeutschland und Italien immer mehr passiv als aktiv war, und es durch Zwischenhandel und seinen Stapel mit jenen Ländern nur in genauerer Verbindung stand, wenn auch einzelne Kölnische Häuser schon seit dem 14. Jahrh. bedeutenden Eigenhandel mit Italien trieben und Kölnische Kaufleute auch schon früher in Venedig angetroffen werden, wie auch italienische Kaufleute sich seßhaft in Köln niederließen.

Bedeutend gewann Köln im Jahre 1483 durch das Privilegium Friedrich III. vom 24. Mai, wodurch der Kaiser der Stadt die Hebung eines Pfundzolles von 2 Gulden 2 Turnus für jedes Zollfuder und für alle Waaren an Gewicht eines Zollfuders verlieh, welches er im Jahre 1486 in Frankfurt nochmals bestätigte. [28]) Das großartige Leben der Hanse erstarb aber aus allbekannten Gründen mit dem Ende des 15. Jahrh. Wie sie auch immer strebte und rang ihr Ansehn zu behaupten, ihren Einfluß auf den nordwestlichen europäischen Handel zu bewahren, es war vergebens; sie hatte ihren Glanz überlebt, denn die nordischen Staaten fingen auch nach und nach an im Handel mündig zu werden, dem jetzt größere Bahnen angewiesen wurden, der bald eine ganz andere Gestalt und andere Richtungen nahm. Köln's Großhandel und Selbsthandel nahm außerordentlich ab, schwand beinahe ganz. Das mächtige Bürgerleben sank in Köln, wie in den meisten Reichsstädten nach und nach zum bloßen Scheine herab, der an den todten Formen hing, ohne den Geist erfassen zu können und nur auf die Erinnerung vergan-

28) Vergl. Gesch. der Burgen, Rittergüter u. s. w. der Rheinprovinzen und Westphalen. II. Heft. Herausgegeben v. F. von Mering und Ernst Weyden. S. 143—147.

gener Größe pochte, dem aber des Handelns Kraft, die alte Energie fehlte, die in den durchaus neu gestalteten Zeitverhältnissen, die dem ganzen innern und äußern Leben der Städte wie der Staaten einen andern Charakter verliehen, ganz unterging. Auf den Hansetagen, die das Kölnische Drittel seit 1529 in Köln hielt, suchte man nach Mitteln, um Manches zu retten, ohne sie zu finden; dem Zuge der Zeit mußte Alles folgen. Köln's Binnenverkehr blieb aber immer noch blühend und großartiger gestaltete sich sein Stapelhandel, jemehr sich Antwerpen seit dem Entstehen der neuen europäischen Welthandelsverhältnisse hob.

Die Geschichte erwähnt Antwerpen zuerst im 6. Jahrh. (517), doch trieb es seit dem 13. schon bedeutenden Handel und war viel besucht als erster Stapelplatz der englischen Wolle, die, wie bekannt, im nordwestlichen Frankreich wie in den Niederlanden am Meisten verarbeitet wurde. Mit dem Sinken der einst so gewerbreichen Stadt Brügge stieg Antwerpen, das schon seit 1504 als Hauptstapelplatz und Markt der ost- und westindischen Waaren, als Handelsstadt ein Ansehen erworben hatte, wie noch keine andere der westlichen europäischen Städte. Außerordentlich großartig und reich war seine Blütenzeit — aber leider zu kurz! — Kaufleute aller Nationen suchten sich hier niederzulassen, und in zehn Jahren vergrößerte sich die Stadt dergestalt, daß sie im Jahre 1514 mit neuen Mauern umgeben werden mußte, deren sie erst im Jahre 1201 erhalten hatte. Im Jahre 1531 baute die Stadt ihre prachtvolle Börse, die uns den treffendsten Beweis von der Großartigkeit des Handels Antwerpens und von seinem Reichthume liefert. [29])

29) Die Börse trägt die Ueberschrift: S. P. Q. A. In Usum Negotiatorum cujusque Nationis ac Linguae, urbisque adeo suae Ornamentum; Anno MDXXXI

Köln stand indeß immer in dem freundschaftlichsten Verhältnisse mit Antwerpen, und sein Magistrat schenkte einer Kirche dieser Stadt sogar ein prachtvolles, gemaltes Fenster. Wie die Geschäfte Antwerpens immer großartiger wurden, hob sich auch Köln's Speditionsverkehr, sah Köln diesen eine Quelle des Wohlstandes werden, wie er es noch zu keiner Zeit gewesen. Der Waarenzug rheinaufwärts wurde jetzt so groß, wie er es rheinabwärts noch nie gewesen, denn auf diesem Wege erhielten das südliche Deutschland, die Schweiz, selbst das südöstliche Frankreich den größten Theil der Waaren, die in frühern Jahrh. von Italien aus nach diesen Ländern waren vertrieben worden. Köln mit seinem Stapel, den Maximilian I. 1505 der Stadt mit dem Pfundrechte bestätigte, war nach Antwerpen, seiner Lage, seiner frühern Handelsverhältnisse wegen, der Hauptzwischenort, das, was bei dem frühern Handelszuge für die morgenländischen Produkte Basel gewesen war. Ganz unbedeutend war aber der Aktivhandel Köln's in den Landesprodukten noch nicht, denn allein seine Weingeschäfte mit Antwerpen beliefen sich jährlich auf 1,440,000 Kronen; es wur-

a Solo extrui curaverunt. — Der Name Börse wird von dem Namen einer alten Familie La Bourse in Brügge hergeleitet, in deren Hause, mitten in der Stadt gelegen, sich die Kaufleute zu ihren Berathungen, zu Abschließungen von Geschäften und dgl. zuerst täglich versammelten. Die neu erbauten Versammlungshallen der Kaufleute in Antwerpen und Mons wurden daher auch Bourse, flam. Purse genannt. Hüllmann a. a. O. S. 302 leitet den Namen Börse, Börsa von dem Orte her, wo die Bankhalter im 15. und 16. Jahrh. ihre Geldgeschäfte abmachten, da ihre gewöhnlichen Stände ihnen keinen Raum mehr boten. „Sie wählten" heißt es „daher einen Platz, den sie hierzu einrichteten und der von dem Umstande der kaufmännischen Kassengeschäfte den Namen Börse, Borsa erhalten hat.

den nämlich im Durchschnitte jährlich in Antwerpen 40,000 Tonnen zu 36 Kronen umgesetzt.

Sank auch der Hanse Ansehen ganz dahin, war auch ihre Thätigkeit gelähmt, da ihr in England immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, wenn auch Maria ihre Privilegien noch bestätigte, und wurden ihr bekanntlich am Ende dieses Jahrh. 1597 durch Elisabeth alle Privilegien genommen, ihre Hallen geschlossen und alle deutschen Kaufleute verwiesen, so hatte Köln aber in dem neuen Verkehre einen ruhigeren, sichern, wenn auch vielleicht nicht so großen Gewinn, wie in frühern Jahrhunderten.

Antwerpen selbst blühte immer mehr auf. Kein Land Europa's, daß hier nicht Kaufleute Häuser halten sah, so daß im Jahre 1543 die Stadt nach der Nordseite wieder bedeutend vergrößert werden mußte und mit einer neuen festen Ringmauer umgeben wurde. Die Religionsunruhen in England, Frankreich und Deutschland brachten der, so viele Aussichten auf Gewinn bietenden Stadt immer mehr Einwohner; allein die englischen Merchants-Adventurer, die erste im Jahre 1296, unter dem Namen Merchants of St. Thomas Becket, in England gegründete Handelskompagnie, beschäftigte in der Mitte des 16. Jahrh. in Antwerpen an 20,000 Menschen. Antwerpen selbst sah um diese Zeit wieder über 3000 neue Häuser entstehen und 1000 alte erweitern und verschönern, so daß es mit vollem Rechte die erste Stadt Europa's, das Waarenhaus der gesammten Welt genannt wurde; denn nicht selten sah Antwerpen 2500 Schiffe in seinem Hafen versammelt, die ihm die Produkte aller Welttheile zuführten. Tausend fremde Kaufleute, und zwar Deutsche, Dänen (Osterlings genannt, wie alle Anwohner des baltischen Meeres), Italiener, Spanier, Portugiesen und Engländer hatten hier ihre Geschäftshäuser, von denen die Fugger aus Augsburg hier ein Vermö-

gen von sechs Millionen Kronen besaßen; Kaufleute von zwei, drei Millionen bis zu drei viermalhunderttausend Kronen, waren gar nicht selten. Täglich liefen in der Blütenzeit der Stadt vier bis fünfhundert Schiffe in ihren Hafen, und eben so viele gingen ab; zehntausend Karren waren täglich beschäftigt, die Waaren ab und zuzuführen, das Getümmel das sie verursachten wurde noch vermehrt durch die fünfhundert Equipagen, die Antwerpen aufzählen konnte. Die Stadt zählte über 13,500 Häuser und dennoch wurde für eine Wohnung von vier bis fünf Zimmern und einem kleinen Laden 200 Kronen Miethe bezahlt, das kleinste Haus that schon 500 Kronen Miethe. Das Treiben und Leben der Stadt selbst möchte ich vergeblich zu schildern suchen, man kann sich aber leicht eine Vorstellung von demselben machen, wenn man nur bedenkt, daß die Produkte aller europäischen Länder, wie die beider Indien hier zum großen Markte zusammenflossen. Ungeheuer sind die Summen, für die einzelne Länder ihre Hauptprodukte hier vertrieben, so z. B. Italien an Seide, Gold- und Silberstoffen jährlich für 3 Millionen Kronen, aus Deutschland wurde an Metallwaaren und andern Stoffen für eben so viel eingeführt u. s. w. [30])

Dieser Glanz schwand aber bald; — die Sonne Antwerpens ging unter ohne Abendröthe. Seine Herrlichkeit fiel bekanntlich mit einem Schlage im Jahre 1585. Wenn auch andere Städte jetzt den überseeischen Handel an sich rissen und Köln bald in Amsterdam für sich in etwa ein neues Antwerpen emporblühen sah, so blieb das Verhältniß zwischen Köln und Antwerpen doch immer ein freundschaftliches. Vieles gestalteten die folgenden Jahrhun-

30) Wer sich eine genauere Kenntniß des Aktiv- und Passivhandels Antwerpens in diesem Jahrh. verschaffen will den verweise ich auf Guicciardini.

derte um. Dreißig Jahre wogen in der Geschichte Jahrhunderte der frühern Zeit auf. Antwerpen sah wieder einen Schein des alten Glanzes auftauchen, aber es war ein kurzdauerndes Meteor. Köln hat seine Bedeutung als einzelne Stadt eingebüßt, aber — ich glaube es sagen zu dürfen — den alten Geist seiner Bürger noch nicht, und eben aus diesem Grunde läßt sich auch mit Gewißheit voraussehen, daß Köln, sein Handelsstand dem gesammten Deutschlande ein Beispiel seiner Thätigkeit geben wird in der Beförderung der Anlage der Eisenbahn bis zur belgischen Grenze, um die Verbindung mit Antwerpen wieder in einer großartigen Weise zu eröffnen, und Köln zum Markte der überseeischen Produkte für einen großen Theil Deutschlands zu erheben. Was zu der Beförderung der Anlage der Eisenbahn geschieht, trägt vielleicht seine Früchte erst in vollem Reichthume für die kommende Generation; dies wird aber keinen Vernünftigen abhalten, wirkend, unterstützend beizutreten, denn es ist ja unsere schöne edle Bestimmung, in der Gegenwart lebend für die Zukunft zu wirken.

Mögen die Männer, in deren Händen das Handelswesen der Stadt Köln jetzt liegt, den Plan nur mit energischer Beharrlichkeit verfolgen. Daß sie es thun werden, steht zu erwarten, denn unsere Handelskammer — dem Himmel kann der Handelsstand Köln's nicht genug danken — ist jetzt, nach der letzten Wahl wieder aus Kaufleuten zusammengesetzt, die wissen, was Handel heißt, was unsere Zeitverhältnisse erfordern, was Köln's Handel Noth thut. Kleinliche Ränkeschmiederei, Stimmensammlerei u. dgl. scheiterten an der Ruhe, an der Klugheit des vernünftigern Theiles unsrer Kaufmannschaft, denn wie Vermögen keinen Verstand und keinen Geist gibt, so macht die Gewerbsteuer von 12 Thalern als Handelsmann, und wenn man auch Kaufmann heißt, noch nicht zu dem, was man eigent-

lich unter dem Worte Kaufmann versteht, und jeder wird doch klar einsehen, daß nur Kaufleute, im eigentlichen Sinne des Wortes, in einer Handelskammer Köln's bei den jetzigen Verhältnissen für das Gemeinwohl wirken und dasselbe fördern können.

Ihre erste großartige Aufgabe ist jetzt die Anlage der Eisenbahn nach der belgischen Gränze möglichst rasch zu befördern, denn ein größeres Werk gab es in den letzten Jahrh. in Bezug auf Köln's Handel nicht. Gebe der Himmel ihrem Unternehmen das Gelingen; möge sich die Theilnahme auch in der fördernden That in Köln finden, und die Gegenwart wie die fernste Zukunft wird die segnen, denen danken, die das große Werk zu Stande brachten, auf dessen Gelingen Deutschlands Auge gerichtet ist. Ernst Weyden.

IV.

Die Feuer-Assekuranzen in Schlesien. [1])

Wir meinen damit nicht die Provinzial- oder Dominial-Feuer-Societät, noch die verschiedenen Ru-

1) Wie in einer entferntern Provinz unseres Staates die Elberfelder und Aachener Feuer-Assekuranzen, im Vergleich zu andern, angesehen und beurtheilt werden, kann für uns nicht gleichgültig seyn: daher der bezeichnete Aufsatz aus den Schlesischen Prov. Bl. März, 1835. hier angemessene Aufnahme finden möge. — In der Rheinprovinz concurriren wohl noch mehr Feuer-Assekuranzen, als in Schlesien, namentlich haben mehrere französische und belgische Vertrauen am Rhein. Vertrauen aus Ueberzeugung! Ob man es allgemein so nennen kann, wenn mehr oder weniger Versicherungen bei ihnen stattfanden? Wenn man die Rheinprovinz bereist und insbesondere auf dem Lande sein Augenmerk auf die angeschlagenen Blechschilder der Assekuranzen richtet, so wird man

stikal-Verbände, welche in der Provinz Schlesien unter landesherrlicher Bestätigung bestehen, sondern die Privat-Societäten. Es sind deren nicht weniger als acht (ein Paar beinahe verschollene ungerechnet) die sich bei uns eingebürgert haben, nämlich zwei inländische und sechs ausländische. Unsere guten Landsleute wissen von ihnen eben nicht viel mehr, als daß sie da sind und diese oder jene Firma führen. Wie sie constituirt sind und unter welchen Bedingungen man bei ihnen assekurirt ist, darum bekümmert sich selten Jemand. Der Zulauf richtet sich meistens nach dem Mundwerk des Agenten, nach einigen Beispielen von Schadenvergütung und dergl. mehr. Es ist fast so wie bei einem Kramladen, der einmal in Renommée steht, aber es sollte billig nicht so seyn. Denn von der Güte einer Elle Tuch kann man sich gleich beim Kaufe überzeugen, bei einer Assekuranz ist aber vor der Hand nichts gut als das Geld des Käufers,

meist finden, daß in einer Gegend, in einem Kreise, in einer Ortschaft diese, und in einer andern Gegend u. s. w. wieder eine andere Assekuranz fast ausschließliche Geltung hat, und so in mannischfacher Abwechselung nach den verschiedenen Theilen der Provinz. Vorzüglich gilt dieß für die ausländischen Compagnien. Möchte man in einer solchen geographischen Vertheilung der benutzten Assekuranzen nicht mehr den persönlichen Einfluß und die Thätigkeit der verschiedenen Agenten erkennen, als die wahre Ueberzeugung der sich Betheiligten. Es wäre in der That verdienstlich, wenn ein unparteiischer Einsichtiger die verschiedenen bei uns benutzten Feuer-Assekuranzen vergleichend gegen einander in ihrem Werthe nach sämmtlichen dabei in Betracht kommenden Beziehungen beleuchten und so das Publikum in der Sache tüchtig aufklären wollte. Daß dieß Noth thut liegt am Tage, — wir glauben, daß die einheimischen Institute dabei nur gewinnen könnten. Die Prov. Bl. würden für eine solche Mittheilung recht dankbar seyn.

D. H.

nämlich des Assekuranten und die Güte der Assekuranz muß sich erst später bewähren. Darum richten sich nun die Leute, wie gesagt, nach Beispielen von Schadenvergütung und nach den Betheuerungen des Agenten und sie haben dabei meistens Unrecht. Denn der Agent ist ja interessirt dabei, so viel Assekuranzen wie möglich zu haben und es ist mit Händen zu greifen, daß er von seiner Compagnie nur das Beste sagt. Im Punkte der Schadenvergütung aber ist zu bedenken, daß jede Compagnie um ihres eigenen Rufes willen, nicht gar viele Umstände machen darf und daß, wenn sie etwa nicht zahlen will sie zahlen muß, natürlich wenn alles ehrlich zugegangen ist. Wir wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß Beispiele baldiger und leichter Bezahlung von großem Einflusse sind, aber sie sind nicht die einzigen Rücksichten, denn sie beweisen nichts, als den guten Willen und unsers Erachtens nach soll bei geschlossenen Verträgen der eine Theil sich niemals auf den bloßen guten Willen des andern zu verlassen brauchen. Die Hauptsache ist also immer: kann die Assekuranz-Compagnie unter allen Umständen zahlen, d. h. ist sie solide? und: wenn etwa der gute Wille einmal fehlen sollte, welche Rechtsmittel sind da, um bald und sicher zu seinem Rechte zu gelangen? das ob und warum dieser beiden Fragen können sich nun gewiß die wenigsten unserer Landsleute beantworten und sogar (was sonderbar scheint aber wahr ist) über die dritte Frage: welche Assekuranz ist die wohlfeilste? sind sie selten ganz im Klaren. Deshalb dünkt es uns nützlich ihr Nachdenken darüber durch ein paar wohlgemeinte Worte zu wecken und zu leiten.

Die Solidität der Assekuranzen-Compagnien ist nach dem Systeme ihrer Bildung verschiedenartig. Die beiden Hauptsysteme sind: Sicherheit durch Actien und Sicherheit durch gegenseitige Verpflichtung. Der Vorzug des ersten ist: daß die

Actionaire für jeden Verlust haften, wogegen die gegenseitig Verpflichteten ihre Verluste allein aufbringen müssen. Der Vorzug des zweiten ist, daß die gegenseitig Verpflichteten denjenigen Gewinn für sich behalten, worauf die Aktionaire für das Risiko eines möglichen Verlustes Anspruch haben. Auf beiden Seiten sind also Vorzüge und Nachtheile, und um zu wissen, wo die Vorzüge am größten sind, muß man sich die Frage beantworten: wo ist die Sicherheit die beste? Die Actienkompagnien sind meistens auf ein Kapital von einer Million Thaler fundirt und der Fall, wo dies Kapital angegriffen werden mußte, ist sehr selten, der Betrag einer Kapitalverminderung ist noch nie erheblich gewesen, der Fall aber, wo eine Actienkompagnie wegen zu großer Unglücksfälle insolvent geworden wäre, ist noch nie vorgekommen, so lange Feuer-Assekuranzen bestehen. Das ist auch sehr natürlich, denn die Actienkompagnien müßten schlechte Rechner seyn, wenn sie ihre Prämien niedriger stellen wollten, als die muthmaßlichen Schäden, deren Durchschnitt aus langjährigen Erfahrungen leicht zu ziehen ist. Das Actienkapital ist also eine so feste Sicherheit, daß vernünftigerweise keine Befürchtung dagegen aufkommen kann.

Bei den gegenseitigen Kompagnien verpflichten sich die einzelnen Theilnehmer, im Verlustfalle eine Summe aufzubringen, welche zur Deckung ausreicht und es kommt also vorzüglich darauf an, wie diese Verpflichtungen beschaffen sind. Der Natur der Sache nach können sie auf keine anderen Verluste gehen, als diejenigen, zu deren Tragung man sich gemeinschaftlich verbunden hat, d. h. nicht allein auf bloße Brandschäden, sondern auch nur auf die Brandschäden derjenigen Personen, für welche die Kompagnie sich gebildet hat. Die Qualification dieser Personen muß in dem Societätsvertrage, der Verfassung, bestimmt seyn; es kommt also darauf

an, daß die Verfassung streng gehalten wird, denn so wie dies nicht der Fall ist, hören alle gegenseitigen Verpflichtungen der Theilnehmer auf. Da nun die vielen, in vielerlei Orten wohnenden Theilnehmer unmöglich selbst die Bewahrung der Verfassung beaufsichtigen können, so müssen sichere, durch Pflichten und eigenes großes Interesse gebundene Leute, Vorsteher, vorhanden seyn, um sie darin zu vertreten und dies ist die schwache Seite der Solidität aller gegenseitigen Kompagnien, welche nicht unter königlicher oder landständischer Aufsicht und Verwaltung stehen. Denn eine ausreichende Verpflichtung ist nicht zu erdenken und ein ausreichendes Interesse ist nicht vorhanden, man müßte denn Vorsteher finden, die nicht allein zu sehr beträchtlichen Kautionen geneigt wären, sondern auch zu solchen Kautionen, die (abgesehen von wirklichen Defekten) auch für Verletzungen der Verfassung in Anspruch genommen werden könnten durch festgesetzte Contraventionalstrafen. Soweit in der Strenge der Consequenz hat es nun bis jetzt noch keine gegenseitige Gesellschaft gebracht und deßhalb stehen sie in der eigentlichen Solidität weit tiefer, als Actienkompagnien.

Auf die Solidität der gegenseitigen Kompagnien bezieht sich übrigens noch eine sonderbare Erscheinung, nämlich daß das Vertrauen der Theilnehmer gänzlich geschwunden zu seyn scheint, sobald Verluste wirklich eintreten. Eine Actienkompagnie hält sich in solchem Falle noch lange, kommt gewöhnlich sogar bald wieder in Flor, eine gegenseitige aber verliert entweder ihre meisten Theilnehmer oder sie muß sich ganz auflösen. Wir haben das Beispiel davon an der hannöverschen Societät vor Augen und werden es nächstens an der Gothaer Hagel-Assekuranz und der Leipziger Vieh-Assekuranz erleben, während die Berliner Hagel-Assekuranz trotz 30,000 Rthl. Verlust im vorigen Jahre, ganz feststeht.

Die Ursache liegt wohl darin, daß bei dieser das Actienkapital die Verluste deckt, gegenseitige Kompagnien aber immer eine große Schwierigkeit haben, Nachschüsse von so vielen Theilnehmern einzuziehen. Wie es sich auch damit verhalte, die Erscheinung, daß die gegenseitigen Kompagnien gar keine Verluste ertragen können, sondern sich nach dem Eintritte solcher auflösen, vermindert ihre Solidität noch gar sehr. Denn da nicht alle Kontrakte auf einen Tag ablaufen, so befinden sich die Inhaber der spät ablaufenden in einer Unsicherheit, welche immer zunimmt, je kleiner ihre Anzahl wird.

Die zweite Frage ist die der Wohlfeilheit. Bei Actienkompagnien ist das durch Vergleichung leicht zu ermitteln, bei gegenseitigen Kompagnien kommt es darauf an, wieviel erübrigt werden wird. Der Natur der Sache nach, müssen diese wohlfeiler seyn als jene, wenn nämlich die Verwaltungs-Kosten gleich sind. Der Wohlfeilheit wegen sind überhaupt gegenseitige Kompagnien entstanden, denn man würde nicht umsonst die größere Sicherheit der Actienkompagnien in die Schanze geschlagen haben. Aber sie sind entstanden, nicht blos der Wohlfeilheit, sondern der bei weitem größeren Wohlfeilheit willen, weil zur Zeit ihres Entstehens die Assekuranz bei Actienkompagnien sehr theuer war. Allmählich haben diese ihre Prämien sehr erniedrigt und jemehr das geschah, um desto mehr mußte natürlich die Wohlfeilheit gegenseitiger Kompagnien sich verringern. So ist es am Ende dahin gekommen, daß die Wohlfeilheit der gegenseitigen Kompagnien gar nicht mehr von dem Belange ist, um eine hinreichende Ursache zu bilden, der Sicherheit der Actienkompagnien zu entsagen.

Zuletzt handelt es sich um die Rechtsmittel im Falle einer Streitigkeit, was bei jeder einzelnen Gesellschaft erörtert werden muß.

An Actienkompagnien haben wir in Schlesien zu-

erst zwei inländische, die Elberfelder und die Aachener. Die Elberfelder liefert einen Beweis, wie solide eine Actienkompagnie an sich ist, denn 77,000 Rthl. Verlust im Jahre 1833 haben sie durchaus nicht schlechter gestellt. Streitigkeiten werden bei ihr natürlich im Lande entschieden und zwar da, wo die Police ausgestellt ist, ebenso wie bei der Aachener. Diese letzte Gesellschaft hat in neuerer Zeit außerordentliche Anerkennungen ihrer guten Eigenschaften erhalten, nämlich in den Königreichen Bayern und Hannover. In beiden ist sie für inländisch erklärt und in Bayern sogar von aller polizeilichen Aufsicht entbunden. Ihr Gewinn ist nicht allein für die Actionaire, sondern halb für gemeinnützige Zwecke in allen Ländern bestimmt. In dem Regierungsbezirk Aachen ist vermittelst dieser Hälfte bereits eine Spar- und Prämienkasse nach einem neuen Plane errichtet, welcher trefflich erdacht zu seyn scheint und die Aufmerksamkeit der königlichen Verwaltungsbehörden auf sich gezogen hat. Die königl. Regierung in Frankfurt a. d. O. empfahl die Aachener Gesellschaft kürzlich öffentlich im Amtsblatte. Sie sowohl als die Elberfelder haben 1 Million Thaler Actienkapital.

Ein gleiches Kapital besitzt die Leipziger Gesellschaft und obwohl sich dasselbe durch Verluste auf 961,000 Rthl. vermindert hat, so ist die Gesellschaft doch darum nicht minder solide, genießt nicht minder das öffentliche Vertrauen, bekräftigt also ebenfalls das oben Gesagte. Da ihr Geschäft in den letzten Jahren sich etwas vermindert hatte und sie dies wahrscheinlich dem Einflusse der gegenseitigen Kompagnien zuschrieb, so bewilligte sie denen, die sich auf 5 Jahre bei ihr versicherten, die Hälfte des Gewinns als Dividenden-Antheil. Dieses Verfahren möchte in dem Falle, wo ihre Prämien denen der gegenseitigen Kompagnien gleich gewesen wären, ihr wohl Zuspruch genug verschafft haben. Da

sie aber weit geringer waren, so konnte auch der halbe Gewinn auf viele Theilnehmer vertheilt, nicht von Belange seyn. Somit hat die Leipziger Gesellschaft damit wahrscheinlich ein unnöthiges Opfer gebracht. — Was die Streitigkeiten anbelangt, so werden sie zwar im Allgemeinen an dem Wohnorte des Agenten geschlichtet, aber die Direction hat sich das Recht vorbehalten, den Prozeß nach Leipzig zu verlegen und das will uns nicht gefallen.

Von den beiden Oesterreichischen Gesellschaften gefällt es uns eben so wenig, daß das Forum zur Entscheidung der Streitigkeiten in ihren Statuten nicht bestimmt ist, so daß sie nur in Wien oder Triest angegriffen werden können. Die Wiener hat 2 Millionen Gulden Actienkapital. Dasjenige der Triester ist uns nicht bekannt, indessen ist auf alle Fälle ein Bedenken dabei, welchem die übrigen genannten Gesellschaften nicht unterliegen, nämlich: daß sie auch auf Seegefahren zeichnet, wobei bekanntlich die Verluste sehr groß und auf einmal kommen können. Beide Gesellschaften scheinen uns auch etwas zu wenig ausgedehnt und dadurch dem Einflusse einzelner Unglücksfälle zu sehr unterworfen zu seyn. Die Wiener Comp. hatte nämlich ult. 1833 nur 48 Millionen Gulden, die Triester ult. 1832 nur 27 Millionen Gulden Versicherungen, was namentlich gegen unsere Preußischen Kompagnien gar nichts sagen will, die das Dreifache dieser Summe haben. Ueberhaupt scheint uns jetzt eine Zeit zu seyn, wo Jedermann ernstlich Ursache hat, sich um den Zustand der beiden Oesterreichischen Kompagnien zu bekümmern, denn ihre Verluste von 1834 müssen sehr bedeutend gewesen seyn, da die Mobiliarentschädigungen in Wiener-isch Neustadt allein über 400,000 Fl. betrugen. Schlüßlich muß aber auch erwähnt werden, daß beide Kompagnien ihre Verpflichtungen immer redlich erfüllt haben und ihr Actienkapital groß genug

ist, um ihnen trotz allen Verlusten die Zahlungsmittel zu geben.

Wollte Gott, man könnte auch die Redlichkeit der französischen Kompagnien rühmen, deren zwei sich bei uns eingenistet haben. Aber es sind darüber schreckliche Dinge bekannt geworden. In Preußen z. B. boten sie ohne Unterschied jedem Beschädigten 78 pCt. seines Verlustes und 40 Schäden waren noch 3 Monate nach dem Brande nicht abgemacht. Eine dieser Kompagnien hatte sogar bis dahin noch gar nichts von sich hören lassen. Die Leute sind natürlich gezwungen, alles anzunehmen, was man ihnen anbietet, denn sie müßten die Kompagnien ja sonst in Paris verklagen! Wie aber ein Deutscher, besonders ein Preuße, sich in Paris versichern kann, das ist uns freilich überhaupt ein Räthsel. Denkt denn Niemand an die Möglichkeit eines Krieges und daran was in diesem Falle aus den Entschädigungen werden soll?

Die letzte der bei uns üblichen Assekuranz-Kompagnien und die einzige gegenseitige ist die Gothaer Bank, in vielfacher Hinsicht die merkwürdigste von allen. Ihr Stifter benutzte sehr glücklich die Zeit, wo die Actienkompagnien noch theuer waren, und machte den Vorzug der Wohlfeilheit mit einem so großen Aufwande von Talent und Beharrlichkeit geltend, daß die Actienkompagnien davon eingeschüchtert wurden, und selbst dann noch stillschwiegen, als er, durch den Erfolg ermuthigt, sie in öffentlichen Blättern förmlich verhöhnte. Es würde eine übermenschliche Klugheit voraussetzen, wenn man von ihnen annehmen wollte, daß dies Schweigen absichtlich gewesen sey, etwa vorhersehend, daß die Gothaer Bank durch dasselbe System sinken müsse, welches sie gehoben hatte, daß der Mangel an Pflicht, Interesse und Aufsicht bei der Verwaltung sie nothwendig zu Schritten führen müsse, welche den Beweis der Erheblichkeit dieses

Mangels liefern würden. In jedem Falle aber ist dieses Resultat da, das Schweigen der Actienkompagnien hat aufgehört, nachdem Schritte obiger Art notorisch geworden waren und die Gothaer Bank ist dadurch in eine äußerst kritische Lage gerathen.

Im Jahre 1833 erschien nämlich in München eine Broschüre, betitelt: Das Wesen und Unwesen der Gothaer Bank, von Ernst Warold. Man wird sich aus öffentlichen Blättern erinnern, welchen Zorn diese Schrift bei den Bankagenten erregte, und mit welchen schrecklichen Namen der Verfasser belegt wurde. Was uns anbetrifft, so sind wir der Meinung, daß er allerdings nicht minder Bosheit gegen die Bank an den Tag gelegt hat, als Talent und Kenntnisse; die Bosheit geht uns indessen nichts an, und im übrigen haben wir aus seinem Buche sehr viele Belehrung geschöpft und gestehen ihm Dank zu für die Aufklärung, welche er über wichtige Dinge verbreitet hat. Ueberhaupt sind Streit- und Partheischriften diejenigen, aus denen man sich am besten über zweifelhafte Angelegenheiten belehrt, weil Niemand den Gegner schont, das Leidenschaftliche läßt sich sehr leicht herausfinden, und an der davon gesonderten Wahrheit kann das Publikum nur gewinnen. Nicht lange nach der Waroldschen Broschüre erschien die Rechtfertigungsschrift der Gothaer Bank (Gotha bei Gläser). Sie entsprach aber keineswegs der Zusage, die Waroldschen Anschuldigungen „ihrem thatsächlichen Inhalte nach zu widerlegen," sie ließ vielmehr die erheblichsten Punkte offen, wie dieses durch die neueste, äußerst ruhig, gründlich und partheilos abgefaßte Schrift des Dr. Anselm: „Wahrheit über die Gothaer Bank" (München in der literarischen Anstalt) klar erwiesen ist. Zwischen beiden erschien noch zu Gunsten der Gothaer Bank eine sogenannte „Unpartheiische Beurtheilung von Fischer" (Heidelberg bei Winter),

welche einestheils ihren Titel durchaus nicht rechtfertigt, anderntheils ihrer wahren Tendenz nicht einmal entspricht, denn sie weiset nach, daß verfassungswidrige Aufnahmen von Mitgliedern geschehen sind, und der im Jahr 1824 erfolgte Austritt zweier Vorstände ebenfalls Verfassungswidrigkeiten zum Grunde gehabt hat. Die Gothaer Bank benahm sich anfänglich bei allem diesem auf eine äußerst kluge Weise, denn obwohl jeder Leser der Streitschriften einsehen mußte, daß wesentliche Bedenken nicht widerlegt waren, so lasen sie doch die meisten Leute nicht oder nicht aufmerksam, und das bloße Daseyn der Vertheidigungen ward für den Beweis der Widerlegung ausgegeben und angenommen. Zugleich bereitete die Bank eine neue Verfassung vor, um mit dem Jahr 1836 sich völlig vor Vorwürfen schützen zu können, indem sie darin das Erforderniß der Wechselfähigkeit (des Assekuranten oder seines Bürgen) zur Theilnahme aufhob. Warold schien ganz vom Schauplatze verschwunden, jede Actiengesellschaft in die frühere Sorglosigkeit versunken zu seyn, und so wäre allmählig die ganze Sache in Vergessenheit gerathen, hätte die Gothaer Bank ihr kluges System beibehalten oder vielmehr allen ihren Anhängern eine gleiche Klugheit einflößen können. Aber ein unvorhergesehener Vorfall vernichtete alle Ueberlegung.

Dieser Vorfall war die vorerwähnte Empfehlung der Aachen-Münchener Gesellschaft durch die Kön. Regierung in Frankfurt a. d. O., womit zugleich öffentlich bekannt gemacht wurde: „es seyen Bedenken gegen die gesicherte Einrichtung der Gothaer „Bank zur Publicität gekommen." Erstens rühmte nun in Frankfurter Blättern ein Hr. G. die Gothaer Bank, ohne etwas weiteres zu sagen, als sich in den längst bekannten, unbestimmten lobpreisenden Redeformen zu äußern. Unnöthigerweise griff er die Aachener Gesellschaft an, und zwar namentlich

in einem Punkte, wo sie unangreifbar ist, nämlich in ihren gemeinnützigen Zwecken, worüber sie sich denn auch, wie vorauszusehen war, gar bald siegreich vertheidigte. Zweitens erließen sieben entschädigte Frankfurter eine öffentliche Danksagung an die Gothaer Bank; da die Zeit der Entschädigung aber längst vergangen war, so leuchtete der Zweck zu deutlich hervor, um zu wirken. Drittens kam der Agent und bezog sich, wie er sagte, um Mißverständnisse zu verhüten, auf die geschehene Widerlegung der „Bedenken" durch die Rechtfertigungsschrift der Bank und Fischer. Auch dies konnte nicht wirken, denn das mußte doch vorausgesetzt werden, daß die Kön. Regierung alles das auch gelesen und nicht genügend gefunden habe. Die Gothaer Bank selbst hielt sich dabei zwar zurückgezogen, aber die obigen Aufsätze erschienen bald auch in verschiedenen auswärtigen Blättern und das konnte nur durch sie veranlaßt seyn. Sie erklärte damit faktisch, daß auch sie nichts besseres für sich zu sagen wisse.

Alles das würde ihr noch nicht geschadet haben, aber nun trat in Nro. 22 des Allgem. Anzeigers der Deutschen einer ihrer eifrigsten Anhänger auf und griff nicht blos alle deutschen Regierungen und Behörden, welche die Aachen-Münchener Gesellschaft beschützen, höchst beleidigend an, sondern setzte auch ohne weiteres die Gothaer Bank über alle anderen Assekuranzen, belegte das nicht darin einstimmende Publikum mit einem Prädikat, welches er selbst nur mit *** zu bezeichnen wagt, und that dies Alles mit einer Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, die in Deutschland, selbst bei den heftigsten Parteikämpfen bis jetzt unerhört war. — Nun erhob zuerst in den beiden Berliner Zeitungen ein Actionair Preußischer Actiengesellschaften seine Stimme im Namen der letzteren und stellte alle Mängel der Gothaer Bank dar, alle unerledigten Bedenken und

bewies daraus nicht blos die geschehenen Abweichungen von der Verfassung und die daraus folgende Beeinträchtigung der Solidität der Bank, sondern die unleugbaren Vorzüge der Actienkompagnien vor ihr. Dann bemächtigten sich auswärtige Blätter der Frage und betrachteten sie, in Hinsicht der erfolgten Anfeindungen gegen Regierungen und Behörden, noch von einer ernsteren Seite, nämlich von der politischen und polizeilichen. Was nun zu thun bleibt, nachdem der Pfad der zurückhaltenden Klugheit einmal verlassen worden, ist sehr schwer zu sagen. Der „Preußische Actionair" verlangt kategorische Erklärungen. Er fragt: Habt ihr wirklich unwechselfähige Mitglieder ohne Bürgschaft aufgenommen? Bejaht man es, so wird er sagen: folglich ist eure Sicherheit zerstört, denn die Verbindlichkeit zur Zahlung der Wechsel hört bei jeder Verfassungsverletzung auf; folglich habt ihr pflichtwidrig gehandelt. Verneint man es, so produzirt er den Nürnberger Korrespondenten vom 7. Februar, worin gedruckt steht, daß der Frankfurter Agent, um die verfassungswidrige Annahme wieder gut zu machen, sich nachträglich für alle nicht wechselfähigen Mitglieder verbürgt hat; welche Bürgschaft ist das! Der Preuß. Actionär fragt: Sind eure Vorsteher wirklich wegen verfassungswidrigen Handlungen, wegen Verheimlichung und absichtlicher Täuschung ausgetreten? Bejaht man es, so ist erwiesen, daß weder Pflicht noch Interesse in den Vorstehern, daß ihre Aufsicht durchaus unverbürgend ist. Verneint man es, so verweiset er auf das Fischersche Buch, wo es S. 71 gedruckt steht. Und dergleichen Fragen sind in ziemlicher Anzahl da. Genug, es ist gar nicht abzusehen, welch ein für die Bank ersprießliches Ende dies nehmen soll. So weit ist es gekommen dadurch, daß man sich nicht streng an die selbst gegebene Verfassung hielt und die Gegner bis zu dem

Punkte gering schätzte, sie öffentlich zu erniedrigen, ihnen auch gar keine Anstrengung zutraute, offen liegende Schwächen und Fehler zu benutzen. Und sind denn diese Gegner so verachtungswürdig? Wahrlich, wenn der Preuß. Actionair sagt: „Die Zeit „des Jahres 1825 scheint wiedergekehrt zu seyn, wo „Preuß. Actionaire und die inländische vom Staate „bestätigte Gesellschaften bilden, die Millionen ge„gen einen geringen Gewinn in die Wagschale le„gen, durch die Gothaer Bank mit den ehrenrüh„rigsten Namen belegt wurden, wo man sich fast „schämen mußte, Kapitalien zu besitzen und nur „diejenigen noch Ansprüche auf Gemeinsinn zu ha„ben schienen, welche Nichts besaßen," — so kann man seinen Worten die Wahrheit nicht absprechen. Und ein jeder Preuße muß sich davon übel angeregt finden, wenn Ausländer die Maaßregeln ihrer Behörden verunglimpfen und inländischen rechtlichen Gesellschaften sich voranstellen wollen.

Die Gothaer Bank ist übrigens seitdem auf ihre alte Bahn zurückgekehrt. Ein Artikel des Allgemeinen Anzeigers in Nro. 44 sagt z. B. indem er das Anselmsche Buch erwähnt: „Von der Verbindlich„keit zu Nachschüssen wurde behauptet, daß sie von „den Versicherten, im Fall sie geltend gemacht wer„den sollte, nicht anerkannt werden würde, weil sie „nicht rechtlich bindend abgefaßt sey." Es hätte aber hinzugefügt werden sollen: „und weil die Verfas„sung verletzt ist, worauf die Verbindlichkeit sich „gründete." Das kluge Zurückhalten ist also wieder da, auch ermahnt der Artikel zur Leidenschaftslosigkeit. Aber es ist damit zu spät. Nach unserer Meinung bleibt nichts übrig, als alles Schadhafte an der Verwaltung auszuschneiden und zu den Tendenzen der Stiftung zurückzukehren. Jedes andere Mittel und auch das Beharren bei der Verfassung von 1836, nämlich bei der Aufhebung der Wechselfähigkeit, ist nur ein Palliativ. Denn die Preuß.

Actiengesellschaften, aufgereizt wie sie einmal sind, werden mit ihren Gegenangriffen schwerlich aufhören, und sie werden darin auf die Länge allgemeinen Anklang finden, da sie durch Wahrheit und Talent ein offenbares Uebergewicht haben. Um Alles umzuwerfen, dazu gehört freilich zuerst ein Eingeständniß, aber wir glauben behaupten zu können, daß dies das kleinere Uebel ist. Denn wie würde es der Gothaer Bank ergehen, wenn die Preußischen wechselfähigen Mitglieder, die zahlreich genug sind, um unter sich eine eigene Gesellschaft zu bilden, sich zu dem Behufe absonderten?

Den Punkt der Rechtsmittel bei vorfallenden Streitigkeiten anbelangend, so verhält es sich bei der Gothaer Bank, leider wie bei anderen Gesellschaften des Auslandes. Man muß sie in Gotha verklagen, sobald sie dem Versicherten den Einwurf des verletzten Kontrakts in einem Nullitätspunkte macht und diese Fälle sind die zahlreichsten, auch kann fast jeder so ausgelegt werden. Prüfet Alles und das Beste behaltet! Wir geben unsere Meinung nicht für ein Evangelium aus und werden an einer jeden ruhigen, weiteren Besprechung des hochwichtigen Gegenstandes selbst dann unsere herzliche Freude haben, wenn man der unsrigen ganz entgegengesetzte Meinungen aufstellte. Denn in menschlichen Dingen führt der Austausch der Ideen und die allseitige Beleuchtung fast allein zur Wahrheit.

V.

Ueber Zinkbedachung, ihre Vorzüge und Mängel.

Als man das Mittel gefunden hatte das Zink, ein sonst sprödes und wenig dehnbares Metall bei der Temperatur von 100—150° C. nicht allein durch Hämmern zu dehnen, sondern auch durch Walzen in beliebige dünne Platten zu bringen, so wie da-

raus Drath zu ziehen, hat man dasselbe zu recht wichtigen ökonomischen Bedürfnissen, als Dachbedeckungen, Geräthschaften ꝛc. anzuwenden versucht, besonders da dasselbe wegen seines häufigen Vorkommens um einen ziemlich billigen Preis zu haben ist.

Früher hielt man das Auswalzen des Zinks für äußerst schwierig, jetzt aber geschieht dies in vielen Zinkhütten mit dem besten Erfolge.

Reines Zink läßt sich bei der gewöhnlichen Temperatur der Luft zu dünnen Blättern ausschmieden, ohne an den Kanten zu bersten, wobei es bis $^1/_{10}$ an Dichtigkeit zunimmt. Das im Handel gewöhnlich vorkommende Zink ist aber nicht rein und aus diesem Grunde nicht so geschmeidig und bricht leicht bei der gewöhnlichen Temperatur der Luft, daher war die Entdeckung, daß das Zink etwas über dem Kochpunkt des Wassers in beliebige Formen gebracht werden konnte, für die Industrie von großer Wichtigkeit.

Außer der Anwendung des Zinks zu Bedachungen hat man zu Berlin den Rahmen zu einem großen gothischen Kirchenfenster in Moabit aus Zink gegossen. Derselbe wog 26 Ztr. und wurde aus sechs Stücken zusammengelöthet. Treppengeländer und andere architektonische Ornamente hat man gleichfalls aus Zink geformt. In Potsdam hat man bei einer neuen Kirche eine Bedachung aus gegossenen Zinkplatten ausgeführt. Die Platten haben 1 □Fuß Fläche und sind $^1/_{16}$ Zoll stark. Auch hat man Taufsteine und kleinere Kunstgußgegenstände aus Zink verfertigt. In Eisengießereien ist das Zink insonderheit zu Modellen für decorirte und Kunstgußwaaren anwendbar; nur muß zu allen diesen Gegenständen das Zink nicht zu heiß gegossen werden.

Die wichtigste und zugleich diejenige Anwendung, wodurch das größte Quantum verbraucht wird, ist aber jene zur Bedachung von Gebäuden.

Gewöhnlich werden die Gebäude in der Gegend

von Berlin mit gebrannten Ziegeln, und zwar mit sogenannten Bieberschwänzen bedeckt. Um den Einflüssen der Witterung als Schnee und Regen zu begegnen, müssen die Dächer steiler und höher gemacht werden, als der zu benutzende Raum eigentlich erfordert. Wünscht man dagegen des besseren Aussehens oder der Ersparung des Holzes wegen ein flaches Dach, so können solche nicht angewendet werden, weil bei dieser Lage das Wasser eindringen würde; man mußte daher seine Zuflucht zu Metallen, Kupfer, Eisen und Blei nehmen. Im Jahr 1810 wurde das Königl. Schloß zu Charlottenburg statt der alten beschädigten Kupferbedeckung mit Zinkplatten eingedeckt. Auf der Königl. Eisengießerei, auf dem Dome, dem Palmenhause auf der Pfaueninsel, dem neuen Exerzirhause für das Königl. zweite Garderegiment, der neuen Reitbahn für die Königl. Lehr-Escadron und mehreren anderen öffentlichen Gebäuden hat man sich gleichfalls veranlaßt gefunden das Zink in Anwendung zu bringen.

Da die Zinktafeln leichter sind als Kupfer und man noch keine Erfahrungen über deren Mangelhaftigkeit gemacht hatte, so kam diese Bedachung immer mehr und mehr in Aufnahme, jedoch noch nicht in dem Verhältnisse wie die bedeutende Gewinnung im Preußischen Staate es wohl wünschen ließe.

Die größern Kosten der Zinkdächer gegen die bisher übliche Bedachung mit Ziegeln, mögen wohl die größte Bedenklichkeit bei der Ausführung der Gebäude in der erstern Zeit gewesen seyn; denn eine anderweitige Rücksicht, als Mangel an Dauerhaftigkeit ꝛc. konnte wegen noch nicht gemachten Erfahrungen nicht im Wege stehen. Die geäußerte Besorgniß [1]), daß Zinkplatten, wenn sie auf den Dächern einer starken Sonnenhitze ausgesetzt wären, nach und nach

1) Quistorp in Crelle's Journal für die Baukunst.

so in Fluß geriethen, daß sie nach unten hin allmählig dicker, nach oben hin aber in demselben Verhältnisse dünner, ja zuletzt gar löcherich würden, erscheint lächerlich, wenn von der Leichtflüssigkeit desselben die Sprache ist, da dessen Schmelzpunkt bei 412° C. eintritt. Jedoch werden wir später sehen, wie es sich mit dem Zustande verhält, wo derselbe löcherich wird.

Es wäre überhaupt sehr zu wünschen, daß dergleichen Versuche erst in einem kleinern Maaßstabe ausgeführt und durch die Erfahrung als brauchbar erwiesen würden, ehe man zu Mißgriffen sich verleiten und durch Schaden klug werden müßte.

Ein Grund, warum bei bestehenden Dächern die Zinkbedachung nicht ausgeführt wurde, war, daß diese letztern in der Regel bei der großen Fläche der hohen Dächer fast doppelt so viel kosten würde, als bei der angenommenen flachen Zinkbedachung. Ein vorhandenes, noch brauchbares Dach aber zu verwerfen, blos um es auf eine neue Weise zu bedecken, wovon der Erfolg und die Dauerhaftigkeit noch nicht hinlänglich erprobt ist, kann nicht gebilligt werden.

Die Benutzung des Zinks zu Dächern war daher vorerst auf öffentliche Gebäude beschränkt, welche in der Regel frei stehen und höher sind als aneinander liegende Häuser und wo der äußeren Schönheit wegen oft ein flaches Dach gewünscht wird.

Man hatte bisher geglaubt, daß die Oxydation des Zinks nicht bedeutend sey, und das Oxyd von weißer Farbe, wie beim Blei, gleichsam einen Ueberzug bildete, der das tiefere Eindringen der Zerstörung verhindere. Die Erfahrung hat diese Behauptung aber nicht in allen Fällen bestätigt.

Ein wesentlicher Vortheil der Zinkdächer ist, daß sie leichter sind als Ziegeldächer. Nicht allein das Holzwerk, sondern auch selbst das ganze Gebäude kann leichter konstruirt werden.

Man hat bisher verschiedene Methoden der Zinkbedachung angewendet.

Die einfachste Art [2]), Zinkplatten auf dem Dache oder auf der Schalung zu befestigen, war sonst sie anzunageln, und die einfachste Art ihrer Verbindung, dieselbe zu löthen. Man nagelte die erste Zinkplatte mit ihrem Ende auf die Schalung fest und bedeckte die Nagelköpfe mit den darüber und daneben liegenden Platten, indem man dieselbe auflöthete. Jede Platte wurde also an zwei Seiten genägelt und an zweien gelöthet. So einfach diese Methode war, so zeigten sich doch sehr bald bedeutende Nachtheile. Da die Tafeln fest angenagelt wurden, so wirkte die Temperatur darauf sehr schädlich. So wie die Tafeln sich ausdehnten oder zusammenzogen, wurde die Löthung, die ohnehin bei dem Zink nicht sehr fest ist, bald von einander gerissen, und Schnee und Regen wirkten nun auf die Nägel und zerstörten sie. Ferner dauerte die Arbeit des Deckens sehr lange, und es mußte während derselben Feuer auf dem Dache unterhalten werden, was, selbst bei der größten Vorsicht, nie ganz ohne Gefahr ist. Auch wird, weil diese Bedeckungsart viel Zeit erfordert, das Gebäude länger als es sonst nöthig wäre, der Witterung Preis gegeben. Diese Methode wurde daher bald verlassen, und es wäre fast nicht einmal nöthig ihrer zu gedenken, wenn sie nicht noch zum Theil bei Attiken, Kehlen und Rinnen vorkäme.

Man fing hierauf an die Zinktafeln so zusammenzusetzen, wie früher die Kupfertafeln. Es wird bei dieser Art jede Tafel an dem einen Rande aufgebogen, die folgende Tafel wird über den lothrecht in die Höhe stehenden Streifen umgebogen und dann der ganze Falz niedergedrückt. Auf diese Weise befestigt man so viele Tafeln an einander, als zu einem Streifen, von der First bis zum Gesimse nö-

2) Hampel in Crelle's Journal für die Baukunst.

thig ſind, und dieſe Arbeit geſchieht in der Werkſtätte. Hernach werden die Streifen auf ähnliche Weiſe auf dem Dache ſelbſt mit einander verbunden, nur mit dem Unterſchiede, daß man jetzt die Falze nicht umſchlägt, ſondern lothrecht ſtehen läßt, und ſogenannte Heftbleche hineinlegt. Dieſe Heftbleche ſind ſchmale Kupferſtreifen, welche beim Hineinlegen in die Falze an den Zinktafeln befeſtigt und mit ihrem andern Ende an die Schalung angenagelt werden.

Obgleich dieſe zweite Methode vor der vorigen ſchon den Vorzug hat, daß die Nägel nicht unmittelbar durch die Zinktafeln gehen, und die Löthung, bis auf wenige Stellen, namentlich an den Anfängen und Enden, faſt gänzlich vermieden wird, ſo hat ſie dennoch wieder andere weſentliche Mängel. Das Falzen des Zinks iſt nämlich, beſonders wegen der Sprödigkeit dieſes Metalls, ſehr ſchwierig. Die Tafeln müſſen, um ſie ohne Brüche falzen zu können, bis zu einem gewiſſen Grade erwärmt werden, und aller Vorſicht ungeachtet iſt es ſchwer, ſie ohne Brüche zu falzen, und weil die Fehler in den Falzen verſteckt liegen, ſo iſt es ſchwer ſie zu bemerken. Vermöge der Ausdehnung oder Zuſammenziehung der einzelnen Tafeln durch den Temperaturwechſel, werden aber ſelbſt die kleinſten Fehler leicht gefährlich, ehe man ſie an der Außenfläche wahrnimmt. Uebrigens hat dieſe Methode die andern Fehler der erſten Art gleichfalls; denn zur Erwärmung der Inſtrumente zum Falzen muß während der Arbeit Feuer auf dem Dache unterhalten werden, und die Arbeit geht nur langſam von Statten.

Um den gemeinſchaftlichen Fehler der beiden vorbemerkten Bedeckungsarten, wobei zu wenig Rückſicht auf die Eigenſchaft des Zinks, ſich bedeutend auszudehnen und zuſammenzuziehen, Rückſicht genommen wird, wenn man ſämmtliche Tafeln zu einer einzigen Fläche durch Löthung oder Falzen ver-

bindet, zu vermeiden, machte man, und zwar zuerst in Warschau, Versuche die Tafeln so an einander zu falzen, daß sie sich bei der Veränderung ihrer Größe in- oder auseinander schieben können, ohne in den Falzen zu brechen. Zu dem Ende erhielten sämmtliche Tafeln, von quadratischer Form, an allen vier Seiten eine ¼ Zoll breite Umbiegung. Diese Umbiegungen, welche an den Rändern, und zwar an den entgegengesetzten Ecken nach entgegengesetzten Seiten gemacht wurden, waren so scharf, daß zwischen dem Umbug und der Platte nur Raum für die Dicke einer Zinktafel blieb. Die Tafeln wurden nun in diagonaler Richtung, und zwar so gelegt, daß die nach innen gekehrten Umbiegungen der obern Tafeln in die nach außen gekehrten Umbiegungen zweier untern Tafeln eingriffen. Die Endreihen bestanden nach allen Seiten des Daches aus halben Tafeln. Die Befestigung geschah mittelst der oben gedachten Heftbleche. Statt der vollen Schalung bediente man sich auch wohl einer bloßen Belattung.

Außer dem Vortheile, daß nun die Ausdehnung des Metalles weniger schädlich war, vermied man auf diese Weise auch die andern Uebel der früheren Methoden, nämlich während der Arbeit Feuer auf dem Dache haben zu müssen, welches hier nur bei der First, den Kehlen, Rinnen ꝛc. gebraucht wurde. Die Tafeln konnten in der Werkstatt vorbereitet und hernach fast so rasch wie Ziegel gelegt werden. Auch war zu den einfachen Falzen weniger Zink nöthig.

Es zeigten sich indessen bald andere erhebliche Mängel; denn die Feuchtigkeit, von Regen und Schnee, zog sich an den diagonalen Falzen hinunter und drang in den Ecken, wo zwei Tafeln an einander stießen, durch. Man versuchte nun die Fugen innerhalb zu verkitten, allein nicht selten kehrte das alte Uebel wieder, indem beim Ausdehnen und Zusammenziehen des Zinks der Kitt lose wurde, welcher Umstand dann auch wohl ein Hauptgrund war,

weshalb diese Methode keinen bedeutenden Eingang gefunden hat, sondern nur größtentheils versuchsweise angewendet wurde.

Noch ein anderer wesentlicher Mangel der Zinkdächer überhaupt lag aber in der Schalung. Durch die Hitze unter einer Zinkdecke trocknet nämlich die Schalung sehr bald zusammen, und ist sie nicht mit besonderer Vorsicht gefertigt, sind z. B. nicht schmale geradrissige Bretter dazu genommen, so wirft sie sich, und die Köpfe der Nägel, von welchen die einzelnen Brettstreifen gehalten werden, treten hervor und legen sich gegen den Zink; bei dem Zurücktritte der Bretter können sich die Nägel nicht wieder zurückziehen, sie bleiben vorstehen und drücken Löcher in das Metall, zumal wenn darauf gegangen wird oder das Dach mit Schnee belastet ist.

Diese Mängel der Schalung sollten durch ein Verfahren gehoben werden, welches für die Preußischen Staaten patentirt worden ist, und dessen Beschreibung sich in dem Journal für Baukunst von Crelle B. 1, H. 1, S. 73—88 findet.

Einige Zeit vorher, ehe von dieser Dachbedeckungsart die Rede war erhielt Hr. Hampel, Baurath beim Königl. Hohen Kriegsministerio in Berlin Mittheilungen über die in den Niederlanden übliche Deckungsart durch Hr. A. Degror, jun. aus Lüttich. [3]) Da sich einsehen ließ, daß diese Art den oben erwähnten Uebelständen nicht unterworfen sey, weil die Tafeln so verbunden werden, daß sie keine feste Decke bilden, sondern sich bei jedem Temperaturwechsel in- und auseinander schieben können, so wurde diese Methode bei dem neuen Exerzirhause für das zweite Garderegiment in der Karlstraße, so wie bei der neuen Reitbahn für die Königl. Lehrescadron angewendet.

3) Von dieser Deckungsart hat der Herausgeber der Prov. Bl. die erste Beschreibung in Dingler's polyt. Journal. 24. B. 1827. S. 223. f. gegeben. D. H.

Nach derselben muß die ganze Dachfläche, wenn sie mit Zink belegt werden soll, aus einzelnen Tafeln bestehen, welche je länger je besser und so breit seyn können, als die Zinkbleche in gewöhnlichen Walzwerken verfertigt werden. Jede Tafel muß an den langen Seiten cylindrisch umgebogen werden, doch so, daß die röhrenförmige Umbiegung sich an der rechten Seite nach unten und an der linken nach oben befindet. Bei dem Biegen dieser Röhren müssen die Tafeln bis auf ungefähr 203° F. (76° R.) erwärmt werden. An der Rückseite muß jede Tafel nach unten einen länglich-viereckigen, angelötheten Zinkstreifen, Lappen genannt, erhalten, und bei dem Eindecken müssen die Tafeln so in einander geschoben werden, daß die zur rechten Seite befindliche, nach unten gebogene cylinderische Röhre der einen Tafel, die an der linken Seite nach oben gebogene Röhre der zunächst liegenden Tafel umfaßt.

An ihrem andern Ende wird jede Tafel durch vier Nägel auf der Schalung befestigt. Nach unten erhält dagegen jede Tafel der ersten Reihe dadurch ihre Befestigung, daß man an dem Gesimse entlang einen etwa 9 Zoll langen Zinkstreifen mit Nägeln auf der Schalung befestigt und unter diesen den schon erwähnten, an der Tafel angelötheten Zinkstreifen (Lappen) hinunterschiebt.

Damit die horizontalen Fugen nicht in eine Linie kommen, müssen die Tafeln der ersten Reihe nicht alle von gleicher Größe seyn, sondern eine ganze Tafel muß jedesmal mit einer andern, die nur etwas mehr als halb so groß ist, wechseln. Am First muß es eben so seyn. So wie die erste Tafelreihe mit den angelötheten Lappen unter den angenagelten Zinkstreifen geschoben wird, muß auch jede folgende Tafel unter die vorhergehende geschoben werden, und daher jede obere die untere um so viel decken, als die Löthung des Lappens vom Ende der Tafel entfernt ist; namentlich müssen sich die

Nagelköpfe der untern Tafeln noch unter dieſer Bedeckung befinden.

Am Firſt, wo ein Theil der letzten Tafeln der einen Dachfläche auf die andere Dachſeite umgebogen werden muß, verbindet man je zwei von beiden Dachſeiten her zuſammenſtoßende cylindriſche Röhren, vermittelſt einer andern, welche in der Mitte nach dem Dachwinkel gebogen iſt und nach den Seiten mit Lappen (Streifen) von ein Paar Zoll lang ausläuft.

Nach dieſen allgemeinen Andeutungen ſind nun die Dächer der oben genannten Gebäude mit Zink bedeckt worden. Vermöge ihrer Bedeutenheit, denn das Exerzirhaus iſt 384 Fuß im Lichten lang und 72 Fuß im Lichten breit; die Reitbahn iſt 62 Fuß im Lichten breit und 150 Fuß lang, möchten dieſelbe ſchon einen Maaßſtab für dieſe Deckungsmethode abgeben.

Was nun die eigentliche techniſche Ausführung, die dabei nöthigen Geräthſchaften und übrigen Einzelnheiten betrifft, ſo kann ſolches in Crelle's Journ. f. d. Baukunſt 2. B. 2. H., wo ſich die darauf bezüglichen Zeichnungen befinden nachgeſehen werden.

Bei der Bedeckung des Exerzirhauſes iſt auch, ſtatt einer vollſtändigen, eine blos theilweiſe Verſchalung verſucht worden. Man hat zu dem Ende, parallel mit der Firſt, 6 Zoll breite Bretter, 8 Zoll im Lichten von einander entfernt gelegt, ſo daß bei der oben beſchriebenen Länge der Tafeln jedesmal der Anfang, die Mitte und das Ende einer Tafel auf ein ſolches Brett traf. Da aber die horizontalen Fugen abwechſelten, ſo mußte daſſelbe Brett, welches eine Tafel in der Mitte traf, die daneben liegende an ihrem Anfange oder Ende treffen, und ſo konnte jedesmal auf einem der genannten Bretter genagelt werden. Die Ränder der Bretter wurden etwas gebrochen, um die ſcharfen Kanten zu vermeiden, und es war wegen ihrer geringen Breite, und da man ſie ſorgfältig ausſuchte, nicht zu fürchten,

daß sie sich werfen würden. Auf eine solche Schalung, die nur die Hälfte einer gewöhnlichen kostet, sind ungefähr 2300 □Fuß Zinkfläche versuchsweise gelegt worden. Der bisherigen Erfahrung nach hat sich dieser Theil eben so gut gehalten wie das übrige Dach, und es scheint daraus zu folgen, daß die Umrollung der Tafeln, und das Ineinanderziehen derselben eine ganz vorzügliche Stabilität gewährt, indem der runde Umbug der Tafeln es gewissermaßen unmöglich macht, daß sie sich auf und niederwerfen oder aus der einmal angenommenen Lage herauskommen, jedoch den Veränderungen des Temperaturwechsels folgen können. Sollte man befürchten, daß das Gehen auf dem Dache der Bedeckung einer solchen theilweisen Schalung schädlich seyn könnte, so ist zu bemerken, daß das Herumgehen auf einem Zinkdache überhaupt nachtheilig ist, indem die kleinste Verletzung durch eingetretene Sandkörner u. dgl. schädlich werden kann. Bei Reparaturen oder andern Veranlassungen, wo das Gehen auf der Dachfläche nicht zu vermeiden ist, wird es leicht seyn, durch aufgelegte Bretter dem Schaden vorzubeugen.

Ein anderer schwer zu beseitigender Mangel einer theilweisen Schalung findet indessen Statt, wenn das Gebäude nur schwache oder gar keine geschalte und gestückte Decken hat; alsdann legen sich die Dünste, welche z. B. in Excerzierhäusern und noch mehr in Reitbahnen, aufsteigen, unmittelbar gegen das Zink und werden, wenn die Zinkplatten von außen her kalt sind, niedergeschlagen und fallen in beschwerlichen und schädlichen Tropfen herunter. Dieserhalb wird immer eine ganze Schalung, wenn man nicht etwa auf eine kleine Ersparung zu sehen hat, besser seyn. Indessen können die Dünste sich auch hinter der Schalung verdichten, dieselbe anfeuchten und so die Fäulniß derselben befördern. Wir werden weiter unten auf diesen Punkt wieder zurück

kommen, da leider die Erfahrung den nachtheiligen Einfluß dieses Umstandes zu bestätigen scheint.

Ein Hauptvorzug der so eben beschriebenen Bedeckungsmethode ist, daß die Tafeln, bis zum Auflegen auf das Dach, in der Werkstatt völlig vorbereitet werden können. Auf diese Weise ist es möglich, indem man jede fertige Tafel gegen das Licht hält, alle Fehler, Brüche und schadhafte Stellen zu entdecken, und zwar noch mehr, wenn man die Tafeln durch die Hände gleiten läßt. Ferner ist es, da die Bleche in der Werkstatt vorbereitet werden, möglich, auch bei ungünstiger Witterung zu decken; und endlich ist kein Feuer auf dem Dache nöthig, denn das Heismachen der Löthkolben zum Decken der First kann auch unten geschehen.

Durch Versuche hat man gefunden, daß einzelne Tafeln leicht herausgenommen und wieder eingeschoben werden können, welcher Umstand bei Reparaturen für die Erhaltung des Daches wichtig ist. Da die Zinktafeln nach der vorbeschriebenen Art auch leicht auf Walzwerken, durch Arbeiter, welche sich in den nöthigen Verrichtungen geübt haben, bis zum Verlegen vorbereitet werden können, so lassen sie sich auch, so vorbereitet versenden und eignen sich daher auch zu einem Handelsartikel; was für Spekulanten, die von dem wohlfeileren Arbeitslohn in einer Provinz profitiren wollen, zu berücksichtigen ist.

Was die Kosten für den Quadratfuß Zinkdecke nach der beschriebenen Art betrifft, worauf es doch vorzüglich ankömmt, so folgen hier die Angaben von H. Hampel wie hoch solche für die bezogenen Bedachungen in Berlin sich berechneten.

Bei beiden Gebäuden, dem Exerzirhause und der Reitbahn, sind die Zinkbleche aus dem Königl. Eisenmagazine entnommen, und es sind für die Bearbeitung, mit Rücksicht auf den bisher bei Königl. Bauten vergütigten Arbeitslohn, und mit Rücksicht darauf, daß eine bisher noch nicht eingeübte Ein-

deckungsweise ausgeführt werden sollte, drei Silbergroschen für den Quadratfuß verwilliget worden, wofür zugleich die Anfuhr des Materials, das Aussuchen der Bleche, die Zinknägel u. s. w., überhaupt Alles was vom Magazin bis zur Befestigung der Tafeln auf dem Dache vorkam, mit besorgt werden mußten. Hierfür ist die Arbeit geliefert und keine Klage deshalb geführt worden.

Der Zentner Zink ist mit 10½ Thl. bezahlt, und es sind damit, weil etwa 14 St. Bleche von 2 Fuß 8 Zoll lang und 2 Fuß breit auf den Zentner giengen, da der Quadratfuß durchschnittlich 1½ bis 1¾ Pfund wog, etwa 50 Quadratfuß gedeckt worden. Das Material zu einem Quadratfuß hat also 6 Sg. 3⁹/₁₀ Pf. gekostet, wofür wir 6 Sg. 4 Pf. annehmen wollen. Rechnet man hierzu den Arbeitslohn von 3 Sg.; so kostet der Quadratfuß 9 Sg. 4 Pf. Nach der Zeit ist jedoch das Zink wohlfeiler geworden, und kostete 1829 im Königl. Magazin nur noch 8½ Thl. Ferner hat sich während der Arbeit ergeben, daß ein Quadratfuß Zinkfläche, wofür 3 Sg. bedungen waren, recht gut für 1¾ bis 2 Sg. verfertigt werden kann, so daß also der Preis, wofür sich später ein Zinkdach nach der beschriebenen Methode herstellen ließe, folgender wäre

50 □Fuß Dachfläche kosten für Material 8½ Thl. mithin 1 □Fuß	5 Sg. —
hierzu Arbeitslohn incl. Transport der Zinkbleche, Kohlen zum Erwärmen der Bleche, Zinknägel, Zinn zum Verlöthen der Kavaliers ꝛc.	2 Sg. —
	7 Sg. —
Wird hierzu noch die Verschalung für 1 □Fuß von 1 Sg. 3 Pf. bis .	1 Sg. 6 Pf.
gerechnet, so erhält man	8 Sg. 6 Pf.

Hier in Köln wird der □Fuß um einige Groschen wohlfeiler hergestellt. (Forts. folgt.)

VI.

Ueber Weinbau und Weinbereitung.

Ein Vortrag gehalten in der General-Verſammlung des niederrheiniſchen landwirthſchaftlichen Vereins vom 7. März 1835 vom Herrn Gutsbeſitzer Lenne zu Honnef.

Der Zweck landwirthſchaftlicher Vereine iſt: große Gutsbeſitzer, wiſſenſchaftlich gebildete Agronomen, denkende praktiſche Landwirthe oft auf einen Punkt zu vereinigen, um ſich ihre Erfahrungen gegenſeitig mitzutheilen, ihre Ideen auszutauſchen und demnächſt in ihrer Heimath das Gute und Beſſere anzuwenden, damit dort der minder gebildete Landmann, durch das Beiſpiel, durch das Auge belehrt, zutraulich gemacht und gefördert werde.

Durch das Vertrauen des Vereins zum Vorſtande der Weinbauabtheilung gewählt, habe ich mich zunächſt bemüht, das beſtehende Gute, wie das Fehlerhafte im Weinbau unſerer Provinz zu erforſchen und kennen zu lernen, indem ich mich jedoch ſpeziell nur auf jene Landesſtrecke am Rhein und an der Ahr beſchränkt habe, welche ſich vorzugsweiſe mit der Kultur der rothen Weine beſchäftigt.

Ich habe zu dieſem Ende mit dem weinbauenden Niederrhein und namentlich dort begonnen, wo der Weinbau allmählig gegen den Landbau an Verbreitung verliert, nämlich mit den Kreiſen Köln, Bonn und dem Siegkreiſe längs den Ufern des Rheins aufwärts; — ich habe dort, wo möglich, Ort für Ort die Fortſchritte in der Kultur und Ausdehnung dieſes landwirthſchaftlichen Zweiges, ſeit dem Jahre 1814, wo dieſer Induſtrie eine neue belebende Ausſicht ward, beobachtet, und durch Privat- und amtliche Notizen feſtgeſtellt.

Aeußerſt intereſſante Reſultate liegen mir vor. Ich werde dieſe Arbeit, unter gefälliger Mithülfe meiner Herren Kollegen, in den Kreiſen Neuwied und

Ahrweiler fortsetzen, und ich hoffe demnächst dem verehrlichen Vereine eine vollständige Uebersicht über das Entstehen, Fortschreiten und Bestehen des Weinbau's am Preußischen Niederrhein und an den nachbarlichen Flußgebieten vorlegen und widmen zu können.

Ich habe den Anbau der Weinpflanze in Bezug auf Sorte, Behandlung und Pflege sehr verschiedenartig gefunden, äußerst bedingt von Oertlichkeiten, ein Spiel in der launigten Hand des Pflegers; überall fand ich aber denkende, forschende Winzer, welche ohne wissenschaftliche Bildung die Natur dieser Pflanze beobachtet, und sie durch Versuche und Erfahrungen ihrem örtlichen Boden, sowie den mehr oder minder günstigen Lagen geneigt gemacht hatten.

Diese Wahrnehmung war mir äußerst erfreulich und giebt mir die Ueberzeugung, daß es nur einer leisen Andeutung, Belehrung und Anregung Seitens der Gutsbesitzer und wissenschaftlich gebildeten Weinproduzenten für den Winzer bedarf, um ihn zur Verbesserung des Weinbau's sowohl als der Weinbereitung und Behandlung zu veranlassen, und in ihm Vertrauen zu erregen.

Meine Ansichten in dieser Hinsicht sind einfach, sie sind keinen vorgefaßten Regeln und Vorschriften ängstlich untergeordnet, sondern sie beruhen auf Erfahrungen, gesammelt aus der Beobachtung der Natur der Pflanze selbst.

Es sind die Grundprinzipien, nach welchen die sehr vielen wackeren Oenologen im Auslande, so wie jene an unserm Rhein und der Ahr die Kultur dieser dankbaren Pflanze so sehr verbessert und das Produkt so auffallend veredelt haben.

Es handelt sich zuerst vom Weinbau, wie er nach örtlichen Verhältnissen am Passendsten vorgenommen werden soll, dann von der Weinbereitung, wie selbige statt haben muß, wenn Geist, Farbe, Wohl-

geschmack und Haltbarkeit möglichst entwickelt und erlangt werden sollen.

Ich erlaube mir heute nur Einiges über die Behandlung und Bereitung der rothen Weine vorzutragen:

Ich habe in dieser Hinsicht stets mein Augenmerk auf Frankreich und namentlich diejenigen Methoden gewendet, welche man in Burgund zur Verfeinerung und Verbesserung der trefflichsten Weine Frankreichs nach und nach angenommen hat, weil unsere besten Rebsorten und besonders der schwarze Burgunder (auch Kläven, Klebroth genannt) von dorther zu uns herüber gekommen sind, und sich auch in den vorzüglichsten Berglagen am Ober- und Niederrhein, so wie an der Ahr in ihrer ursprünglichen Güte erhalten haben. Ausgeartet durch Boden, Lage und Kultur (daher auch minder gut an Geist, Süße, Farbe), findet man diese Rebsorte in den übrigen, weniger günstigen Weinpflanzungen längs dem Rhein und in anderen Flußgebieten, wo sie jetzt, untermischt mit deutschen Rebsorten (worunter der rothe Elbing, allemand rouge, hier Kastenholzer genannt, vorherrschend ist), den allgemeinen gemischten Rebsatz bilden.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Weinbau, bei Befolgung naturgemäßer Grundsätze, namentlich durch zweckmäßige Pflanzung, Schnitt, Behandlung und besonders durch Anwendung geeigneter Auflockerung und Wärme bringender Düngmittel, worunter ich die Zuführung guter fremdartiger Erden, die Düngung mit Kalk, Mergel, vegetabilischen und andern Komposten, oben an stelle, außerordentlich erleichtert und gefördert wird, daß aber die Weinbereitung, nach Grundsätzen der neuern Chemie vorgenommen, zu auffallend günstigen Resultaten führt. Es steht hiernach fest, daß der Wein von guten Rebsorten aus vorzüglichen Berglagen, eben so sicher durch zweckgemäße Berei-

tung verbessert und veredelt werden kann, als man auf Trauben von minderer Güte, aus minder günstigen Lagen, einen gesunden, guten und angenehmen Wein zu gewinnen vermag.

Die Natur reicht uns nur wenige Erzeugnisse, deren sich der Mensch zur Nahrung bedient, ehe er sie durch Zubereitung ihrem ursprünglichen Zustande entfremdet hat; zu Getränken giebt sie uns nur Wasser und Milch. Der Mensch hat von jeher für die Zubereitung künstlicher, geistiger Getränke seine Erfindungskraft besonders angestrengt und sie fast erschöpft — für den Wein. Obgleich aber der Wein ein Produkt der Kunst ist, wozu die Natur uns nur die Stoffe giebt, so möge sich doch der Produzent wohl hüten, an dem Naturprodukt zu künsteln und durch fremdartige Zusätze eine Verbesserung erzwingen zu wollen, welche nur eine zu rasche Verschlechterung zur Folge haben muß.

Es gehören zur Gewinnung guter Weine zuerst gute Traubensorten, dann naturgemäße Kultur derselben, ferner völlig reife Trauben [1]) und endlich eine zweckmäßige Weinbereitung, (richtige Behandlung vor, während und nach der Gährung).

Ich behalte mir vor, über die für unsere Gegend am zweckmäßigsten und passendsten gefundenen Rebsorten, über deren richtige Kultur, über das Erkennen der eigentlichen zur Weinbereitung erforderlichen Traubenreife, über die Vorbereitungen und Bestimmungen der Lesezeit, über das zweckgemäße Verfahren dabei, über die einfachsten und zweckmäßigsten Vorrichtungen zur Traubenaufnahme und deren Behandlung, so wie über die Weinbereitung selbst, meine auf Erfahrungen beruhende Ansichten

1) Leider läßt man sich so oft und noch im letztjährigen, so reichlichen Weinjahre auf die unverzeihlichste Weise zur zu frühen Weinlese verleiten; man befolge doch auch in dieser Hinsicht die weisern Einrichtungen unserer Nachbarstaaten. Anmerk. des Verf.

vor Ihnen, m. H. spätérhin auszusprechen; ich erlaube mir heute nur, Sie auf eine der neuesten, zuerst in Frankreich angewendeten Verbesserungen bei der Weinbereitung aufmerksam zu machen, welche in Bezug auf die Haltbarkeit der rothen Weine die günstigsten Erfolge verspricht.

Die rothen Weine haben seit der Einführung der uns von Frankreich aus gezeigten verschlossenen Gährung die auffallendste Veredlung an Geist, Süße, Feingeruch und Geschmack erhalten, so daß unsere vorzüglichen Lagen an der Ahr und am Rhein jetzt in günstigen Jahren Weine liefern, welche dem Burgunder nicht nachstehen. Indeß bleibt doch noch immer eine andere wichtige Aufgabe für die rothen Weine zu lösen, nämlich ihre Haltbarkeit zu vermehren. Auch in dieser Hinsicht ist uns, wie gesagt, Frankreich und namentlich Burgund, dessen treffliche Weine ebenfalls minder haltbar sind, als die übrigen, besonders die Küstenweine dieses Landes (wie jene von Bordeaux, am mittäglichen Meerbusen ꝛc.) vorangegangen. Versuche sind gemacht worden, um dem an Schleimzucker weit reichern rothen Weine die überflüssigen, ihm in zu großer Menge anklebenden Schleimtheile vor der Gährung zu benehmen, damit er als Wein selbst nicht mehr des öftern Abstechens und Klärens bedürfe, welches bisher seine Erhaltung bedingt, aber auch seine Jugendkräfte dergestalt mitnimmt, daß er bei uns schon nach drei bis vier Jahren eine unangenehme, nicht mehr geliebte Firne erhält, wodurch die leichten, geringen Weinsorten sogar nach ein paar Jahren völlig unbrauchbar werden.

Um die zu reichhaltigen Schleimtheile im rothen Weine, welche sein öfteres Trüben, Werfen, Fett- oder Langwerden verursachen, frühzeitig abzusondern, wird der von den zerstoßenen Trauben abgelaufene Saft in stark geschwefelte Fässer oder verschlossene Behälter eingelassen, während die Kämme und Bee-

ren in den eigentlichen Gährungsbottichen oder Fässern besonders aufgehoben werden. Die Schleimtheile setzen sich nun ab, indem sie sich allmählig auf den Boden niedersenken, der Saft klärt sich. Man kann ihn so lange sich klären oder vom Schleime absondern lassen, als noch keine Gährung in der Masse wahrzunehmen ist, welches nach Maaßgabe der äußern Lufttwärme 24 bis 48 Stunden dauern kann, denn träte eine solche während der Klärung ein, so würde die niedergesunkene Schleimabsonderung wieder aufsteigen und sich mit der gährenden Masse vermischen. Man wählt daher hierzu ein möglichst geschlossenes kühles Lokal, damit durch Abhaltung die Gährung, dem Traubensaft die gehörige Zeit zum Klären verbleibt; in der Regel kann, nach der Mostwage, der Saft ein Drittel der bei erfolgter Gährung zu erwartenden Süße erreichen, welche im verflossenen Jahre (1834) 28 bis 30 Grad betrug, da der Traubenmost von völlig reifen rothen Trauben bis 90 Gr. Süße stieg.

Der nun von unnützen Schleimtheilen gereinigte Traubensaft wird mittelst eines, oberhalb des Schleimabsatzes, angelegten Hahns abgezapft und wieder zu den Traubenbeeren, wovon in mittelreifen Jahren die Kämme theilweise, in guten Jahren aber gar nicht entfernt werden, gegossen, die Masse auf bekannte Art gehörig verschlossen und die fernere Weinbereitung durch die Gährung sich selbst überlassen, welche nun ungewöhnlich rasch erfolgt und noch rascher beendigt wird. Der abgesonderte Schleimrückstand soll, eingekocht, noch als Weinbeermuß (raisiné) zum Koch- oder Speisegebrauch mit Nutzen zu verwenden seyn.

Nach dieser Methode haben bei uns am Rhein schon im Jahr 1833 einzelne Weinbereitungen versuchsweise statt gehabt, und die Erwartungen von diesen Weinen haben sich bisher völlig bewährt gefunden. Herr Gutsbesitzer Scheid in Linz hat

im verflossenen, gesegneten Weinjahre seine rothen Weine ebenfalls so behandelt, und sein Verfahren im Rheinischen Anzeiger Nro. 5 mitgetheilt. Er räth, den Traubensaft zwei bis dreimal auf geschwefelte Fässer überzuziehen, ehe er den Krappen zur Gährung übergeben werde. Dies Verfahren ist aber zu mühevoll und complizirt, als daß es für den gemeinen Winzer passen kann, auch für den größern Weinproduzenten aus den nämlichen Gründen zu abschreckend. Ich habe dagegen eine andere ganz einfache Vorrichtung in einigen, neu zur verschlossenen Gährung angeschafften Bottichen (welche ich diesmal mit glücklichem Erfolge von 2 Zoll starkem Tannenholz in einer Höhe von 6—7 Rhein. Fuß und Weite von 8 Rh. Fuß fertigen ließ) getroffen, wodurch ich den Zweck der Entfernung des überflüssigen Schleimes ohne größern Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten erreicht habe.

Ich ließ nämlich in diese Bottiche inwendig 6—8 Zoll oberhalb dem Unterboden einen Anschlag anheften, worauf ein in zwei Hälften getheilter, mit kleinen Löchern durchbohrter zweiter Boden passend gemacht wurde, ähnlich denjenigen, deren man sich bei der verschlossenen Gährung zum Auflegen und Zurückhalten der Traubenmasse bedient. Oberhalb dieses zweiten Bodens ward der Hahn zum Ablassen des Weins eingebohrt, der Boden selbst zum weitern Verfahren herausgenommen. Während der Traubenlese wurden diese zur Aufnahme des Traubensafts vollkommen zubereiteten Bottiche mittelst Kohlenfeuer stark eingeschwefelt und möglichst gut bedeckt gehalten. Die Einfüllung des von den zerstoßenen Trauben rein abgeflossenen Safts geschah ununterbrochen und sehr rasch, bis zu $^5/_8$ bis $^2/_3$ des Inhalts der Bottiche, welche dann durch den obern Deckel bedeckt und geschlossen blieben. Nach etwa 12 Stunden fand ich die Masse oben schon auffallend klarer geworden; ich ließ nun den nach

unten bestimmten durchlöcherten Boden darauf legen und ihn allmählig, so wie sich die Schleimtheile niedersenkten mittelst einer Schraube und aufgelegten Querhölzern, nachdrücken, so daß der Boden nach etwa 36 Stunden auf seinen untern Haltpunkt gelangte. Ich glaube man hätte auch das Einsenken dieses Bodens bis zu obiger Zeit eben so gut aussetzen können. Da die warme Temperatur in meinem Gährungshaus, durch die außergewöhnliche Wärme im verflossenen October von 12—15 Grad und durch die in vielen Fässern und Bottichen zusammengesetzten Traubenmassen, gesteigert ward, so ließ sich nach jenen 36 Stunden der Eintritt der Gährung vermuthen. Der Traubensaft hatte schon über 30 Gr. Süße; ich beschloß daher, die Kämme und Beeren (Krappen) zuzusetzen, und das Ganze, auf bekannte verschlossene Art, seiner Gährung zu überlassen. Diese trat nun nach wenigen Stunden ein, und vollendete so außerordentlich rasch die Weinbereitung, daß ich schon am fünften Tage den völlig ausgegohrnen Wein durch den Hahn ablassen konnte.

Ein bedeutender farbloser Schleimrückstand fand sich zwischen dem untern und zweiten Boden, dessen Löcher sich, wie vorzusehen war, durch die Krappen, so wie, beim Beginne der Gährung, durch andere schleimigte Absonderungen gleich verstopft hatten. Wie leicht ein jeder sich so seine verschiedenartigen Gährungsgefäße, besonders die nun allgemein vorgezogenen und dazu in Anwendung gebrachten, aufrecht gestellten Stückfässer zur Entschleimung des Traubensafts einzurichten vermag, bedarf keiner weitern Erklärung. Was aber die Güte dieser so behandelten Weine betrifft, so kann ich versichern, daß solche sich schon gleich durch rasche Klärung, außerordentlichen Feingeruch, demnächst durch größern Gehalt an Geist, Süße und Farbe gegen andere, nicht so behandelte Weine von gleicher Trau-

bengüte auszeichneten. Beim Abſtechen fand ſich faſt gar kein Trübwein vor, und vom Fuder (von 6½ Ahm) blieben nur höchſtens 6 Maaß reine, feſte, ſchwere Hefe zurück, wo ſich beim gewöhnlichen, wenn auch verſchloſſenen Gährungsverfahren, doch immer faſt dreimal ſo viel Schleim und Heferückſtand, ſo wie verhältnißmäßiger Trübwein, ergeben.

Die größere Haltbarkeit dieſer entſchleimten Weine iſt nicht zu bezweifeln; mehrjährige Erfahrungen in Frankreich ſprechen eben ſo dafür, wie für die verſchloſſene Gährung, welche ja jetzt auch bei uns alle Vorurtheile völlig beſiegt hat.

Wir haben nur noch für das eine, wie für das andere, über diejenigen Modificationen und Verbeſſerungen nachzudenken, welche ſich durch Einfachheit und Wohlfeilheit dem ſchlichten Winzer empfehlen und den größern Gutsbeſitzer, im Drange ſeiner herbſtlichen Anordnungen und Beſchäftigungen, erleichtern.

VII.

Bemerkungen über die Urſachen der in der Rhein-Provinz ſehr häufig vorkommenden Lungenfäule des Rindviehes.

Vom Kön. Veterinair-Aſſeſſor Hrn. Mecke in Coblenz.

(Fortſetzung).

In dem vorhergehenden Aufſatze (Januar-Heft 1835) glaube ich dargethan zu haben, daß Witterungsverhältniſſe nach den verſchiedenen Graden der Temperatur, Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. als ſolche Momente nicht angeſehen werden können, von denen die Entſtehung und Verbreitung der Lungenfäule vorzugsweiſe abhängt; es bleibt nun gegenwärtig noch zu erwägen, von welchem Belange ei-

ne veränderliche und überhaupt solche Witterungs-Beschaffenheit ist, die zu Erkältungen leicht Gelegenheit darbietet. Manche Thierärzte und Landwirthe sind nämlich der Meinung, daß Erkältung die einzige oder wenigstens hauptsächlichste Ursache der Lungenfäule sey. Das häufige Vorkommen der Krankheit in den ihrer Witterung nach sehr veränderlichen Jahren und Jahrszeiten, das Erscheinen der Krankheit in Gegenden, denen eine veränderliche Witterung eigenthümlich, oder auch in solchen Orten, wo das Vieh in den Ställen zu warm gehalten und dem plötzlichen Temperaturwechsel ausgesetzt werde, seyen hinreichende Belege für die Richtigkeit dieser Ansicht. Obgleich nun nicht zu läugnen ist, daß Erkältung zuweilen bei der Entstehung der Lungenfäule mitwirken kann, so ist es doch gewiß irrig, Erkältung für die einzige oder wichtigste Ursache der Lungenfäule zu halten. Es ist durch viele Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt, daß kaum vier Wochen alte Kälber, daß auf dem Stalle erzogene Rinder und ältere stets im Stalle gehaltene Thiere, welche sämmtlich keinerlei Erkältung ausgesetzt waren, von der Lungenfäule ergriffen sind. Bedenkt man nun noch, daß sehr oft die Lungenfäule an einem Orte Monate lang anhält und dann auf immer oder auf mehrere Jahre verschwindet, ungeachtet diejenigen Verhältnisse, welche Erkältungen des Viehes bedingen, unverändert fortdauern oder wiederkehren, ohne die Krankheit wieder hervorzurufen, daß in unserer Provinz ziemlich große Distrikte vorhanden sind, wo Erkältungen des Viehes mancherlei catharralische und rheumatische Affectionen, selbst acute Lungenentzündungen, niemals aber die in Rede stehende Krankheit erzeugen, so wird man wohl nicht geneigt seyn, der Erkältung allein die Entstehung der Lungenfäule zuzuschreiben. Es läßt sich aber auch nicht einmal mit Grund behaupten, daß Erkältung die wichtigste

Ursache der Lungenfäule ist. Die Erfahrung lehrt auf das Bestimmteste, daß, in Verhältniß zu den, besonders bei einer vorherrschend veränderlichen Witterung, überall stattfindenden Erkältungen die Lungenfäule nicht häufig vorkömmt. Wo vereinigen sich die Bedingungen zur Erkältung des Viehes wohl mehr, als auf unsern Gebirgen? Auf dem Westerwalde, dem Hunsrücken, in der Eifel gewinnt der Landwirth selten Futter genug, um sein Vieh den Winter über gut ernähren zu können. Kaum entwickelt sich im Frühjahre die Vegetation, so wird auch sogleich das fast ausgehungerte Vieh auf die Weide getrieben und ist hier genöthiget, das oft noch bereifte oder mit erkältendem Thaue bedeckte Gras zu fressen, oder aus den mit Eis überzogenen Tränken zu saufen. Dichte, kalte Nebel sind im Frühjahre besonders aber im Herbste häufig, das Vieh kommt aus seinen warmen dunstigen Ställen täglich auf die Weide, die Witterung mag seyn, wie sie will. In heißen Sommern fehlt oft der nöthige Schutz gegen den hier meistens plötzlichen Temperaturwechsel und das Vieh wird zuweilen weit getrieben, um den brennenden Durst aus einem kalten Gebirgswasser oder aus Tränken zu stillen, die ein kaltes Quellwasser enthalten. Dieser auf unsern Gebirgen so allgemein vorhandenen Verhältnisse ungeachtet, sehen wir jährlich die Lungenfäule bei verhältnißmäßig nur wenigen Thieren, wir sehen sie stets nur auf einzelne Orte beschränkt, ja wir bemerken sogar nicht selten, daß in einer Heerde, deren sämmtliches Vieh denselben atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt war, nur einige Stücke erkranken, und es ist noch nicht vorgekommen, daß viele Thiere gleichzeitig oder innerhalb sehr kurzer Zeit in die Lungenfäule verfallen sind. Das der Krankheit eigenthümliche Auftreten, welches sie in allen Gegenden und Zeiten characterisirt, glaubt man nun wohl dadurch erklären zu können, daß

man vorausſetzt, einzelne Orte disponirten durch ihre eigenthümliche Lage vorzugsweiſe zu Erkältungen, oder das eine oder andere Stück Vieh ſey durch ſeine beſondere Pflege mehr als ein anderes zu Erkältungen vorbereitet; allein auch dieſe Anſicht zeigt ſich bei näherer Prüfung nicht gehörig begründet. Ich kenne auf unſern Gebirgen viele ſehr hoch und beſonders den kalten Winden offen liegende Ortſchaften, in welchen die Lungenfäule entweder gar nicht oder nur ſelten beobachtet worden iſt, obſchon das Vieh daſelbſt weder in den Ställen noch auf den freien Weiden gegen Erkältungen gehörig geſchützt wird; andererſeits kenne ich aber auch viele Orte, die in Thälern liegen, die nebſt ihren Weiden gegen die kalten Winde mehr als andere verwahrt ſind, und wo dennoch die Lungenfäule ziemlich häufig vorgekommen iſt. Ueberhaupt giebt eine Vergleichung der Lage aller Ortſchaften und Gegenden, wo die Lungenfäule häufig oder gar nicht erſchienen iſt, in Beziehung auf diejenigen Verhältniſſe, welche bekanntermaßen eine Erkältung des Viehes begünſtigen, gar kein beſtimmtes Reſultat; ja ich habe ſchon mehrmals beobachtet, daß von zweien Ortſchaften, welche nur ſehr wenig von einander entfernt waren und dieſelbe Lage hatten, die eine viele kranke Thiere hatte, während in der andern ſämmtliches Vieh geſund blieb. Auch die in den verſchiedenen Gegenden übliche warme oder kalte Fütterung des Viehes hat auf das häufige oder ſeltene Entſtehen der Lungenfäule keinen weſentlichen Einfluß, und ſelbſt eine Vergleichung des Geſundheitszuſtandes des mit warmer Branntweinſchlampe gefütterten Rindviehes in verſchiedenen Stallungen giebt das Reſultat, daß bei einer erſchlaffenden zu Erkältungen disponirenden Fütterungsweiſe die Lungenfäule nicht häufiger iſt, als bei einer andern Fütterung, wenn die eigentlichen Urſachen der Lungenfäule mangeln.

Nach allen dieſen Thatſachen wird es nun wohl nicht mehr zweifelhaft ſeyn, daß die Witterungsverhältniſſe durch ihre unmittelbare Einwirkung an der Entſtehung der Lungenfäule des Rindviehes entweder gar keinen oder nur einen ſehr geringen Antheil haben, und damit iſt zugleich die Frage über den Einfluß des Klima's ihrem weſentlichen Theile nach beantwortet. Das Klima unſerer Provinz iſt zwar nach einzelnen Gegenden ſehr verſchieden und hiernach bald dieſe, bald jene Krankheiten begünſtigend; im Allgemeinen aber zeigt ſich daſſelbe für die Geſundheit der Menſchen und Thiere vortrefflich, und man hat um ſo mehr Urſache, den Einfluß des Klima's auf die Entſtehung der Lungenfäule gering zu ſchätzen, als ja die Krankheit ſtets in ſo geringer Ausdehnung und an gewiſſe dem Klima nach unter einander verſchiedene Orte und Gegenden gebunden vorkömmt. In wie fern nun aber die Lungenfäule von einem Miasma abhängt, welches ſich in der nächſten Atmoſphäre eines Ortes oder aus deſſen Boden entwickelt, das läßt ſich bei dem Mangel beſtimmter Thatſachen entweder gar nicht oder nur verneinend beantworten. Das letztere findet ſtatt, wenn man das Sumpfmiasma als Urſache der Krankheit anſieht. Bei den ſeit Jahren mehrmals vorgekommenen Ueberſchwemmungen, beſonders in den Niederungen des Rheines, waren mancherlei Bedingungen zur Entwickelung eines Sumpfmiasma gegeben, und doch haben wir in den überſchwemmt geweſenen Gegenden die Lungenfäule entweder gar nicht oder nur in ſehr geringer Ausdehnung entſtehen ſehen. Außerdem haben wir in der Provinz viele Orte, die niedrig gelegen ſind, in deren Umgebung und auf deren Weiden ſich ſumpfige Plätze und ſtagnirende Gewäſſer finden, wo die Lungenfäule faſt ganz unbekannt iſt, während ſie in andern von Sümpfen entfernten und hoch gelegenen Orten eine oft wiederkehrende

Erſcheinung iſt. Uebrigens hat man bei der Annahme irgend eines Miasma wohl zu bedenken, daß dieſes nur ein ganz eigenthümliches, ſpeziell auf das Rindvieh einwirkendes und die Lungenfäule erzeugendes ſeyn kann, weil die Erfahrung zeigt, daß in allen den Orten, wo die Lungenfäule unter dem Rindvieh herrſchte, ſämmtliche übrigen Hausthiere der Regel nach keine Spuren von der Wirkung eines ihre Geſundheit ſtörenden Miasma verrathen.

Ich habe hier nun noch kurz diejenige Meinung zu prüfen, wonach die Lungenfäule lediglich durch eine fehlerhafte und ſchlechte Fütterung entſtehen ſoll. Man beſchuldiget ſehr häufig als Urſachen der Lungenfäule das Hüten des Viehes auf ſumpfigen, ſauren, überſchwemmten Wieſen und Weiden, den anhaltenden Genuß eines verdorbenen mulſtrigen Heues, Strohes, das Saufen aus ſtehendem mit faulenden Subſtanzen angefüllten Waſſer u. ſ. w. Da nun in naſſen Jahren und Jahreszeiten Wieſen und Weiden mehr als ſonſt überſchwemmt und ſumpfig würden und ein ſchlechtes Gras lieferten, das Heu und Grummet oft naß eingeſcheuert und darnach leicht mulſtrig werde, da unſere Gebirge in ihren engen Thälern nur zu viele ſaure, ſumpfige Weiden und Wieſen haben, auf welchen das Vieh bis in die ſpäteſte Zeit des Herbſtes getrieben werde, da in dieſen Gegenden während heißer Sommer in der Regel Waſſermangel herrſche und das Vieh ſtehendes verdorbenes Waſſer ſaufen müſſe, ſo ſey hieraus hinlänglich zu erklären, warum die Lungenfäule in naſſen Jahren und Jahreszeiten häufiger als in den mehr trockenen ſey und auf unſern Gebirgen viel öfterer als im Flachlande. Gegen dieſe Meinung ſtreiten aber die Beobachtungen, nach welchen verdorbene Nahrungsmittel niemals für ſich allein die Lungenfäule erzeugen. Das längere Zeit fortgeſetzte Beweiden ſehr naſſer oder überſchwemmter Plätze bringt bei dem Rindvieh Waſſerſucht, Egeln in der

Leber und im höchsten Grade die sogenannte Leberfäule hervor; die Fütterung eines verdorbenen mulstrigen Heues, Strohes, erfrorenen Wurzelwerks u. s. w. bedingt mancherlei Krankheiten der Verdauungswerkzeuge, Ausschläge, fehlerhafte Ernährung u. s. w. Selbst die reichliche Fütterung der Brandweinschlampe erzeugt für sich allein niemals Lungenfäule. Nach meiner auf mehrjährigen Erfahrungen sich stützenden festen Ueberzeugung wird die Lungenfäule hauptsächlich durch eine verdorbene Luft, die in engen, niedrigen, unreinen, nicht gehörig gelüfteten und mit Vieh überfüllten Stallungen sich bildet, hervorgebracht. Alle den Organismus schwächende und eine schlechte Säftenmasse erzeugende Einflüsse bereiten die Krankheit vor, deren Ausbruch zuweilen durch eine zufällige Erkältung herbeigeführt wird. Häufig entwickelt sich ein Ansteckungsstoff, durch welchen die Krankheit auf mannigfaltige Weise verbreitet werden kann. In einem spätern Aufsatze werde ich die wichtigsten, meine Ueberzeugung begründeten Thatsachen zusammenstellen und diejenigen Mittel angeben, wodurch die Lungenfäule des Rindviehes verhütet, und wenn sie irgend wo seuchenartig geworden ist, beschränkt werden kann.

VIII.

Literatur, Landkarten, Lithographien.

1) Die bildlichen Darstellungen im Sanctuarium der christlichen Kirchen vom fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Eine kirchlich-archäologische Abhandlung von Dr. Johann Georg Müller, Professor der Theologie. Mit zwei lithographirten Blättern. 1835. Trier b. J. J. Lintz. 75 S. gr. 8. br. 12½ Sg.

Ein interessanter Beitrag zur christlichen Archäologie, auf eigene Anschauung in Italien gegründet, durch viele speciell nachgewiesene Beispiele erläutert. Wenn auch das

rein Künstlerische, die Beurtheilung der technischen Ausführung u. s. w. außer dem Zwecke des Verf. lag, so ist doch dem Künstler und Kunstkenner die Angabe und Nachweisung der Idee, welche als leitendes Princip bei Verzierung des Sanctuariums vom 5. bis zum 14. Jahrhundert in Rom und anderwärts sich kund giebt, ebenfalls von belangvollem Werthe, da die Kunstausführung nur aus der Tiefe des ihr zu Grunde liegenden Gedankens vollständig gewürdigt werden kann. So daß also das vorliegende Werkchen eben so sehr die Berücksichtigung des Freundes christlicher Alterthümer, als die des Kunstfreundes in Anspruch nehmen wird.

2) Geschichte des Preußischen Staates und Volkes, für alle Stände bearbeitet von Eduard Heinel, Dr. der Philosophie, evangel. Pfarrer zu Tannsee bei Marienburg, Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. 1835. Danzig b. F. S. Gerhard. 8. Erscheint in Heften.

Die beiden ersten Lieferungen des ersten Bandes dieses Werkes haben wir gelesen — und zwar mit vielem Vergnügen, denn der Verfasser hat die Aufgabe zu lösen gewußt, die vorzüglich an ein Geschichtswerk, zu diesem Zwecke geschrieben, gestellt ist. Seine Darstellung fesselt, ist klar und besonnen und so gehalten, daß man auch das längst Bekannte hier gern noch einmal liest. Aeußerst anziehend muß das Ganze für den seyn, dem in dieser Geschichte nur Neues geboten wird. In der Einleitung finden wir eine schöne Schilderung der ersten Zeiten des Mittelalters und zwar recht klar und anziehend, daß auch hier der in der Geschichte Unkundige eben so angenehm unterhalten als deutlich belehrt wird über den Zustand des deutschen Vaterlandes in jenen Zeiten und so dem Verfolg der eigentlichen Geschichte der brandenburgisch-preußischen Lande leichter fassen und im Zusammenhange mit der Geschichte des deutschen Reiches verstehen kann.

Nachdem wir das jugendliche Aufblühen und das von Zeit zu Zeit gehemmte Fortschreiten des fränkischen und des deutschen Reichs kennen gelernt, zeigt uns der Verfasser eben so lebendig die Zeiten der Kämpfe der geistlichen und weltlichen Macht, die der Ghibellinen und Welfen und führt uns so bis zu den Kreuzzügen, um mit dem Ent-

stehen des deutschen Ordens gleich auf die Geschichte des Landes überzugehen, wo dieser am meisten wirken sollte, nämlich in Preußen. Die zweite Abtheilung des Werkes umfaßt die Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Nach einer kurzen bündigen Schilderung des Preußenlandes, seiner Bewohner und ihrer Sitten und Gebräuche, beginnt der Verf. dessen Geschichte und führt den Leser, dessen Wißbegierde aufs Höchste gespannt wird, bis zu dem ersten Kreuzzuge gegen die noch heidnischen Bewohner desselben.

Soviel ist gewiß, daß Niemand das Buch unbefriedigt aus den Händen legen wird, denn, wie schon gesagt, der Verf. versteht es zu fesseln, seine Schilderungen sind eben so lebendig als wahr. Wir können dieses Buch mit voller Ueberzeugung jedem, der die Geschichte des preußischen Staates kennen lernen und zugleich belehrend angenehm unterhalten seyn will, empfehlen, denn das Werk wird in fünf Bänden die Geschichte des Preußischen Staates, mit Berücksichtigung der Geschichte der einzelnen Provinzen, in gehöriger Ausführlichkeit bis auf die neueste Zeit behandeln und zwar in einer Weise, wie es bisher noch nicht geschehen d. h. zu einem so allgemeinen Zwecke für alle Stände, welches der Verf. auch wirklich in seinem Plane, in seiner Auffassungs- und Darstellungsweise auf eine sehr gediegene Weise kund gibt.

Wir dürfen den Verf. in seiner Art kühn neben einen Vogt, Pauſe und wie die andern Historiographen unseres Vaterlandes heißen, stellen, er wird seinen Rang auf eine schöne Weise behaupten. — Er kannte den Zweck der Geschichte und den hat er richtig verfolgt ohne nur in etwa trocken oder einseitig zu werden — lebendig schildert er das Leben der Zeiten, die er darstellen will.

Gewiß wird das Buch viele Leser finden, wie es auch in jeder Beziehung verdient, da der Preis so gestellt ist, daß es sich jeder nur etwa Bemittelte leicht anschaffen kann. Der Band könnte ungefähr 1 Thlr. 12 Sgr. kosten; doch wird das Ganze in Lieferungen zu 7½ Sgr. herausgegeben, deren fünf bis sechs einen Band bilden, so daß dadurch das Anschaffen des Werkes nur um so mehr auch dem weniger Bemittelten erleichtert wird. Druck und Papier sind gut, rein und empfehlend.

W.

3) Der vulkaniſche Roderberg bei Bonn. Geognoſtiſche Beſchreibung ſeines Kraters und ſeiner Umgebungen von Karl Thomae. Mit einem Vorworte von Dr. J. Nöggerath. Mit einer Anſicht und einer Situationskarte des Roderbergs und vier Gebirgsprofilen. 1835. Bonn b. Henry u. Cohen. VI u. 58 S. gr. 8. 20 Sg.

Wenn man auf dem Drachenfels ſteht und ſeine Blicke auf das jenſeitige Ufer ſendet, ſo ſieht man zwiſchen Mehlem und Rolandseck in die keſſelförmige Vertiefung auf dem Gipfel des niedrigern breiten Roderbergs. Es iſt der ächt vulkaniſche Krater einer der jüngſten Vulkane des Rheingebiets, deſſen Thätigkeit in eine Periode fällt, wo der Rhein, wenn auch bei bedeutend höherm Waſſerſtande, ſich ſchon ſein heutiges Bette gegraben hatte. Die vulkaniſchen Produkte mancherlei Art hat der Feuerberg um ſich her verbreitet; ſie ſind noch, man möchte ſagen, ganz friſch zu beobachten. Zum Theil liegen ſie ſchichtenweiſe zwiſchen den Ablagerungen des Rheins, welche den Namen Löß führen, und die Geſchiebe des Rheinbettes finden ſich ſelbſt in den vulkaniſchen Produkten, auf ihrer Oberfläche aber durch Feuereinwirkung in ein unverkennbares Email verwandelt. Nicht allein von dem Geognoſten verdient der Roderberg vorzugsweiſe be- und unterſucht zu werden, ſondern jedem, dem die Umwälzungen, welche die Erdrinde erlitten hat, in ihrer Erforſchung nicht gleichgültig ſind, wird die Mühe der Beſteigung des intereſſanten Hügels reichlich gelohnt finden. Um aber zu wiſſen, was dort zu ſehen iſt, bedarf es eines fach- und lokalkundigen Führers. Dieſer bietet in der vorſtehenden Schrift in anſprechender Form ſich freundlich dar. Jede denkwürdige Einzelnheit des Berges weiſt er vollſtändig nach. Karte, Anſicht und Profile geben dem Worte friſches Leben, auch ſelbſt noch für denjenigen tüchtiges Intereſſe, der den Berg ſelbſt zu ſehen nicht Gelegenheit hatte. Der Geognoſt vom Fache findet aber in der Abhandlung des Herrn Thomae noch beſondere Ausbeute. Der Herausgeber der rhein. Prov. Bl. hat die Schrift durch ein Vorwort eingeführt, worin es unter andern heißt, daß das Faktiſche eben ſo treu geſchildert ſey, als die daraus gezogenen Folgerungen klar und unabweisbar ſeyn dürften. Er zweifelt nicht, daß die kleine, gerundete, durchgeführte Arbeit Beifall finden und

zur nähern Erkenntniß unſeres eben ſo ſchönen, als in ſeinen natürlichen Verhältniſſen merkwürdigen Rheingebiets einen willkommenen Beitrag liefern werde. Nöggerath.

IX.

Miszellen aus der Provinz.

Handel und Schifffahrt im Reg. Bez. Köln.

Obgleich mit dem Monat März die für die Schifffahrt und beſonders für die Frühjahrsverſendungen ſehr günſtige Jahreszeit eingetreten iſt, ſo hat dennoch der Verkehr in dem hieſigen Hafen bis jetzt nur noch wenig Leben gezeigt, während die Beziehungen und Verſendungen der Häfen von Mainz, Frankfurt, Mannheim u. ſ. w. dagegen ſchon ſehr bedeutend waren. Die Dampfſchiffe ſetzen ihren Dienſt mit Pünktlichkeit und Ordnung fort, wozu der gegenwärtig ſehr günſtige Waſſerſtand mit beiträgt. Kürzlich brachte das der niederländiſchen Geſellſchaft zugehörige Dampfſchiff, der Herkules, neben eigener voller Ladung vier Segelſchiffe mit zuſammen 12000 Zentner Ladung am Schlepptau hieher. Dieſer gelungene Verſuch ſoll die Geſellſchaft zu dem Entſchluſſe beſtimmt haben, künftig einen regelmäßigen Schleppdienſt auf dem preußiſchen Rheine bis Köln und zwar nach einer Taxe einzurichten, wonach die Koſten noch geringer zu ſtehen kommen ſollen, als der Schlepplohn durch Pferde. — Die Angelegenheit wegen Anlegung einer Eiſenbahn nach der belgiſchen Gränze gewinnt beim hieſigen Publikum immer mehr Intereſſe und eine Einladung der Handelskammer zur Betheiligung an dieſem Unternehmen hat einen guten Erfolg gehabt. — Im Handel war ziemlicher Verkehr, namentlich in Kaffee, welcher in Holland zu erhöheten Preiſen gekauft worden iſt. Auch die Zuckerraffinerien, deren Zahl ſich in der Reinprovinz vermehrt, erfreuen ſich eines guten Abſatzes. Gegenwärtig nimmt hier ein Schiff eine Ladung Syrup nach Stettin ein, die in Holland überladen werden ſoll. Dieſer Umſtand erregt bei dem hieſigen Handelsſtande die Hoffnung, einen direkten Verkehr zwiſchen dem Rhein und der Oſtſee einführen zu können. Die Preiſe des Weins haben ſich, wiewohl die Concurrenz aus Rheinheſſen und Baiern den hieſigen Weinhandel benachtheiligt, zum Vortheil der Pro-

duzenten gehoben, wenigstens ist jetzt mehr denn früher Nachfrage nach den 1834er weißen, namentlich Moselweinen. Im Wechselhandel waren fast alle fremde Devisen zu steigenden Cursen gesucht und selten. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Köln f. d. Monat März).

Ueber die neuesten Kunstleistungen der Schülgen-Bettendorff'schen Kupferdruckerei zu Bonn.

Es ist in diesen Blättern schon mehrere Mal von Kunstleistungen, deren sich unsere Rheinprovinz rühmen darf, die Rede gewesen. An diese reihen sich sehr ehrenvoll an, diejenigen, welche zu Bonn aus der Schülgen-Bettendorff'schen Kupferdruckerei hervorgehen.

Wem die schönen als Geschenke für die Jugend sowohl als zur Zierde der Andachtsbücher so geeigneten schon zu einer bedeutenden Sammlung angewachsenen Heiligenbilder nach guten Meistern älterer und neuerer Zeit bekannt sind, welche zu dem äußerst billigen Preise von einem Silbergroschen p. Stück in der genannten Kupferdruckerei erscheinen, dem wird es erfreulich seyn zu vernehmen, wie diese Anstalt, immer weiter strebend, jetzt auch eine beabsichtigte Sammlung von religiös-historischen Darstellungen in demselben Formate durch die Herausgabe eines Abendmahls nach Albrecht Dürer eröffnet hat.

Dieses im feinsten Stahlstich des Gegenstandes würdig behandelte Blättchen wird sich gewiß einer vorzüglichen Aufnahme zu erfreuen haben, um so mehr da bei der äußerst schönen Ausführung der Preis nur zwei Silbergroschen ist. Die Anstalt hat sehr wohl gethan, dieses Bild auch mit einem eigends dazu verfaßten Gebete in Buchdruck zu versehen, wodurch dasselbe meines Erachtens das passendste Geschenk für die zur ersten heiligen Kommunion gehende Jugend ist, dessen Preis zu zwei und einen halben Silbergroschen von Jedem billig gefunden werden wird. Daß ein solches Bild auch ohne diese Zugabe ein schönes Geschenk für diesen Zweck ist, darf kaum erinnert werden.

Doch nicht blos in so kleinen Gegenständen der Kunst versucht sich mit Erfolg die thätige empfehlenswerthe Anstalt; es erschien auch so eben in derselben vielleicht der größte bis jetzt herausgekommene Stahlstich:

Christus am Kreuz

nach P. P. Rubens auf großem Imperialpapier mit der ganz angemessenen Unterschrift (aus Joh. 19):

Consumatum est.

Dieses Blatt ist von außerordentlich schönem Ausdruck, wobei der Geist des Gemäldes so vortrefflich wiedergegeben ist, daß man unbezweifelt den großen Maler Rubens darin erkennt. Man kann dieses Blatt kühn den schönsten bis jetzt erschienenen Christus am Kreuz nennen. Die technische Behandlung ist in einer fördernden, leider zu wenig benutzten Manier, die vorzüglich geeignet ist, das Malerische eines Bildes wieder zu geben, was man jetzt gewöhnlich durch den Glanz der technischen Vollendung hingeopfert findet.

Berücksichtigen wir bei den oben erwähnten Vorzügen unseres Blattes gegen andere dergleichen Darstellungen, daß man ein so schönes Kunstblatt bei dieser Anstalt wie durch jede solide Buchhandlung zu einem Thaler und zehn Silbergroschen auf weißem und zu zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen auf chinesischem Papier durch Subscription haben kann, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß man sich nicht leicht etwas schöneres und zugleich billigeres anschaffen könne. (Eingef.)

Bitte an Rheinpreußens Historiker.

Da die Nachrichten über das Leben des Verfassers der *Antiquitates Suynenses* in der neuen Ausgabe derselben (von Dr. Ernst Münch), Aachen und Leipzig 1830. kl. 8. S. XI. ff. theils mangelhaft, theils unrichtig sind: so bittet Einsender dieses, jene Nachrichten in diesen Blättern ergänzen und berichtigen zu wollen. (Eingesandt).

Nekrolog. [1])

August Heinrich Bausch,

Fürstlich Wiedischer Justiz- und Regierungsrath, geb. den 27. Juni 1789, gest. den 12. Nov. 1834.

Unser Reich ist nicht von dieser Welt.
Christus.

Mortuorum vita in memoria vivorum posita est. *Cic.* Philipp. IX, 5.

Der Entschlafene erblickte am 27. Juni 1789 zu Kirberg, einem mit Mauern umgebenen Flecken im Lahnge-

1) Vor einigen Jahren schrieb ich einen Nekrolog des zu Neuwied

birge, wo sein Vater Amtmann war, das Licht der Welt. In seinem 12. oder 13. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Idstein und zeichnete sich während seines dortigen Aufenthaltes durch sein musterhaftes Betragen gegen Vorgesetzte und Mitschüler und durch seinen ausdauernden Fleiß so rühmlich aus, daß er Aller Liebe sich erfreute. Sein schwächlicher Körper, den nicht selten Krankheiten fesselten, erstarkte allmälig und die körperlichen Leiden, die seither sein Studium zu unterbrechen drohten, verschwanden endlich zu seiner innigsten Freude.

Mit neuem Eifer und frischem Muthe bezog er darauf die Universitäten Giesen und Göttingen und widmete sich daselbst der Rechtswissenschaft. Es war zu einer Zeit, wo unser liebes Deutschland in dem eisernen Joche jenes Fremdlings unter Seufzern weinte, die es vor jenem Tyrannen und seinen wachsamen Schergen nicht hören lassen durfte. Unter den Bessern und Edlen des Volkes, die mit tiefem Unwillen auf das Treiben der Wälschen in den deutschen Gauen hinsahen und mit edlem Zorn erfüllt waren und der festen Ueberzeugung und Hoffnung lebten, daß Deutschland's Rettungstag nicht mehr fern sein könne — war auch der Verstorbene. Und siehe, da erschien in jenem ewig denkwürdigen Jahre 1813 der langersehnte Tag! Alle Edle im deutschen Vaterlande eilten auf den Ruf ihrer hochherzigen Fürsten: Das Vaterland ist in Gefahr! in die Reihen ihrer muthentflammten Heere. Auch für unsern lieben Bausch war dieser Ruf eine süße Pflicht. — Er trat in demselben Jahre als freiwilliger Jäger in die tapfere Schaar des Herzogs von Coburg und trug mit bei zur Befreiung des deutschen Bodens von der Fremdherrschaft.

Nach dem glorreichen pariser Frieden nahm er seinen

verstorbenen Regierungsrathes Bachem, wozu ich — auf meine Bitte — sehr schätzenswerthe Materialien von der Familie des Verstorbenen erhielt. Diesen, einige Bogen starken, Nekrolog schickte ich an den damaligen Redacteur des köln. Corresp., Köhler, zur Aufnahme in die Rheinblüthen. Leider hat dieser Red. jenen Nekrolog an sich behalten. Ich sage dies hier theils zu meiner Rechfertigung vor jener ehrenwerthen Familie, theils auch um den ehemaligen Red. Köhler, im Fall er diese Zeilen zu Gesicht bekäme, nochmals zu ersuchen, mir über sein Verfahren deßhalb Antwort zu geben, die ich bisher nie von ihm erhalten konnte.

D. V.

Abschied und kehrte geschmückt mit der Kriegesdenkmünze, in das freie Vaterland zurück, wo er zu Altenkirchen als Amtssekretair angestellt wurde. Im Jahre darauf (1815) erhielt er daselbst die Stelle eines Amtsassessors und im Jahre 1816 wurde er Amtsverwalter an demselben Amte.

Einige Jahre nachher vermählte er sich mit Louise, einer Tochter des kürzlich verstorbenen K. Landgerichtsrathes, Herlel, in Koblenz, aus welcher Ehe ihm drei Söhne entsproßten. Im Jahre 1823 kam er als Königl. Justizamtmann des Amtes Hammerstein nach Engers, und im Juni 1827 erhielt er von Sr. hochf. Durchlaucht des jetzt regierenden Fürsten, August zu Wied, den ehrenvollen Ruf als Justiz- und Regierungsrath an der damals neu begründeten Fürstlich Hochlöbl. Regierung zu Neuwied, welchem Amte er bis zu seinem Tode, den am 12. Nov. 1834 eine völlige Abzehrung herbeiführte, die unermüdetste Sorgfalt und die größte Treue widmete. — Im Sommer des vorigen Jahres fühlte der im Herrn selig Entschlafene immer mehr das Dahinschwinden seiner Kräfte, weßhalb er zur Wiedererlangung seiner Gesundheit die Taunusbäder besuchte, leider aber ohne Erfolg dieselben wieder verließ. Die Krankheit verschlimmerte sich und führte endlich seinen Tod herbei, dem er seit dem Anfange der Krankheit mit gottergebenem, ächt christlichem Sinne entgegen sah.

Wie sehr der Verstorbene im Leben von seinen Kollegen und Mitbürgern geachtet war: das bewies das zahlreiche Leichenbegängniß, welchem sich alle seine Freunde und Bekannte angeschlossen hatten. Unser geliebter Pfarrer Reck hielt dem Seligen eine würdige Rede. — Und wie konnte dies anders seyn, da ja sein Leben mit all den Tugenden, die einen Christen zieren, geschmückt war! Mit Treue und Fleiß verwaltete er sein Amt, zwischen ihm und seinen Kollegen fand vertrauliche Freundschaft Statt; gegen seine Untergebenen war er nie mürrisch, aufbrausend und ungerecht, sondern nahm sich ihrer an, wo und wie er nur konnte und wußte; gegen Jedermann war er freundlich und herablassend; Stolz war ihm fremd; fremdes Verdienst ehrte er gern; gegen die Armen war er freigebig; für alles Gute, Edle und Schöne war sein Herz empfänglich; mit ächter Vaterlandsliebe hing er seinem

Fürsten und Könige an. Seine Kirche liebte er und besuchte sie fleißig; sein Glaube war der ächte Christusglaube, nicht geschminkt mit Menschensatzungen, eben so weit entfernt von heuchlerischem Pietismus, als krittelndem und rüttelndem Rationalismus. Noch kurz vor seinem Tode versammelte er seine tief betrübten Kinder, die er innigst liebte und für deren geistiges und leibliches Wohl er stets zärtlich besorgt war, um sein Sterbelager und ermahnte und bat sie vor Allem den Herrn und Heiland ihr Lebenlang vor Augen und im Herzen zu tragen.

Es ist schade, daß der Verstorbene sein bereits angekündigtes Werk: „Die Fürstl. Wied. Besitzungen, oder Versuch einer kurzen Geschichte vom Gesammthause Wied, mit besonderm Bezug auf den frühern und jetzigen Rechtszustand desselben, und einer systemat. Zusammenstellung der frühern und jetzigen Verfassung und Verwaltung der F. W. Landestheile, unter Anführung der hierhin einschlagenden Gesetze und Verordnungen, mit geograph., hist., topograph., statist. Bemerkungen und Tabellen. 3. Bdchen.", nicht vollenden konnte und als Bruchstück hinterlassen mußte. Er hatte mit dem größten Fleiße Vieles zu dieser Specialgeschichte gesammelt, und, wie Verfasser dieses weiß, manches noch unbekannte Goldkorn derselben eingestreut. Aber auch ohne Hinterlassung eines literarischen Denkmals wird das Andenken dieses Edlen nicht untergehen, und alle die Tugenden, welche ihn als Menschen, Christen, Beamten und Gelehrten schmückten und Andern zur Nachahmung dienen konnten, mögen dereinst noch lange in seinen Nachkommen fortblühen und Früchte tragen zur Ehre des Höchsten und zu ihrem eigenen Heile! — Care civis, *Semper sit Tibi terra levis!*

Gutes wirken war Ihm Freude,
Recht beschützen Seine Lust;
Kummer unterm Bettlerkleide
Regte Seine Menschenbrust,
Und vor'm Stolz in Gold und Seide
Blieb er stets sich pflichtbewußt.

Neuwied. Dr. **Beck.**

Handel, Gewerbe und Communikation im Reg. Bez. Trier.

Der Viehhandel ist noch immer unerheblich, das Angebot übersteigt die Nachfrage, indem besonders ausländische Käufer vermißt werden, und die Preise sind im Allgemei-

nen gedrückt, nur junge Schweine und Zugvieh fingen an, mehr gesucht zu werden. Der Handel mit Weinen des vorigen Jahres ist seit dem durchgehends bewirkten ersten Abstiche, der die Güte derselben erprobte, belebter, und die Preise zum Theil ansehnlich; nach den Weinen aus frühern Jahrgängen ist dagegen noch immer keine Nachfrage. Der fortwährend hohe Wasserstand der Flüsse hat die Schifffahrt sehr erleichtert und den Transport der Steinkohlen und andern Waaren aus der Saar, ungemein befördert. Auf den Hüttenwerken und in den gewerblichen Etablissements herrscht regsame Thätigkeit; auch der Betrieb der Kupfergrube zu Außen im Kreise Saarlouis hat an Umfang gewonnen. Die anhaltende Nässe hat die Kommunikationswege sehr verdorben; bei der beständigen Witterung werden jedoch die getroffenen Anordnungen zur Instandsetzung derselben zur Ausführung kommen. — Der von Sr. Majestät dem Könige nunmehr genehmigte Ausbau einer bedeutenden Strecke der Staatsstraße von Aachen nach Strasburg im Kreise Prüm wird zur Vollendung dieser Chaussée im diesseitigen Bezirke führen, und den Einwohnern jener Eifelgegend eine willkommene Gelegenheit zu Arbeitsverdienst gewähren. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Trier v. M. März).

X.

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Vom Pfropfen der Weinreben.

Wenn man eine Rebe horizontal durchschneidet, so sieht man schon mit bloßem Auge hauptsächlich 4 verschiedene Bildungen, nämlich: das Mark, die Strahlen, die zwischen ihnen liegenden Oeffnungen der von der Wurzel aufwärts führenden Saftröhren und dicht unter der Rinde den Splint. Unter einem bedeutend vergrößernden Mikroskop erscheint das Mark als eine schwammige, sehr lockere Masse, welche aus vielen Schichten feiner sechseckiger Zellen besteht, und ein Hauptbehältniß des Nahrungssaftes der Rebe, namentlich in ihrer Jugend bildet. Dieses Mark steht durch die Strahlen mit den Saftröhren und dem Splinte in Verbindung; die Strahlen selbst aber scheinen aus feinen Saugeröhrchen und diese wieder aus Zell-

chen zusammengesetzt zu seyn, welche nach den Gesetzen der Kapillarität für den Splint die Nahrung aus den Saftröhren sammeln und zuführen, und so für die allmähliche Entwickelung der Rebe vorzüglich wirksam sind. Denn in dem Splinte liegen in großer Menge die feinsten Gefäße, welche sich bei der Circulation des Saftes, namentlich wenn er von den Zweigen und Aesten niedersteigt, nach und nach anfüllen, erweitern, neue Saftröhren bis zum Wurzelwerk bilden, neuen Splint ansetzen, die Rinde ausdehnen, und so Ursache sind, daß die Rebe von Jahr zu Jahr dicker wird. In dem Splint also liegt der Hauptlebensprozeß der Rebe, wie jeder Pflanze, und es wird hieraus klar, daß nur in dem Splinte, wo die Natur alle Nahrungs- und Bildungskraft zusammenführt, nicht aber aus dem Mark oder kraftlosen Holze die Augen sich bilden und Schosse hervortreiben können. Es ergiebt sich hieraus ferner, daß nur unmittelbar auf oder zwischen dem Splinte jede Veredelung möglich ist, sey es, daß man oculirt, wo der Splint des edeln Auges auf den des Wildlings kömmt, oder daß man pfropft, wo der Splint des Edelreises dicht zwischen den Splint des gespaltenen Zweiges gesetzt wird. Will man also eine Rebe pfropfen, so werfe man

1) unmittelbar vor der Veredelung die Rebe bis zu der Stelle ab, wo man das Edelreis einsenken will;

2) schneide man sich das Reis von 2 Augen so zu, daß unter dem letzten Auge ein 1½ Zoll langer Keil beginnt, welcher gut verjüngt ausläuft; doch hüte man sich vor allzugroßer Verletzung des Markes, welche man am leichtesten dadurch umgeht, daß man beim Schneiden das Messer so schräge wie möglich führt; denn dadurch wird das Mark von der Seite geschnitten und bricht nicht aus;

3) spalte man die Rebe an einer glatten Stelle, damit sie, ohne die Rinde abzubröckeln, sich leicht und gerade trennen lasse. Den Spalt hält man mit einem eisernen Keilchen offen, und schiebt nun

4) das Edelreis so in den Spalt, daß Splint an Splint paßt, was dann der Fall ist, wenn die Rinde des Edelreises mit der der gespaltenen Rebe gleich steht;

5) verbinde man ohne Leinwand, Papier und Wachs die Wunde blos mit einer Weide, und selbst dies ist nicht nöthig, wenn die Spalte von selbst festklemmt. Damit

die Luft die Pfropfstelle nicht austrocknen kann, häuft man um dieselbe Erde an, was leicht thunlich ist, wenn man tief an dem Boden, oder besser in die Wurzel pfropft. Hat man aber in der Höhe gepfropft, so durchlöchere man den Boden eines Topfes, ziehe die Rebe so hindurch, daß die Pfropfstelle sich in demselben befinde, befestige hierauf den Topf und fülle ihn bis zum obersten Auge mit Erde an, welche zuweilen etwas angefeuchtet werden muß. So lange das Edelreis noch nicht treibt, muß man die Schosse aus dem alten Holze glatt abschneiden; nachher aber lasse man alle Triebe aus dem Edelreise, selbst die Geiztriebe ungestört wuchern, damit durch den fetten Wuchs alle Wurzeln gehörig in Anspruch genommen werden. Die entstehenden Gescheine kann man nur dann sich ausbilden lassen, wenn der Stock kräftig treibt. Dazu ist aber vor Allem nöthig, daß man schon Ende Februar und Anfangs März pfropfe, sobald der Saft aufwärts steigt; denn durch die empfohlene Veredelung im Mai ist der meiste Saft für das Edelreis verloren, und es treibt dann erst mit dem zweiten Safte. Wenn es aber auch dann oftmals noch eine Höhe von 2 und mehr Fuß erreicht, so spricht dies nur für die Leichtigkeit des Pfropfens der Reben. Dazu kommt noch der zweite wichtige Grund, daß der Stock bei späterem Pfropfen eine gewaltsame Störung seines Triebes und eine nachtheiligere Wirkung auf die Wurzeln erleidet, als bei frühem Veredeln, wo der Saft allmählig ankömmt und ebenso verwendet wird. — Im folgenden Jahre thut man wohl, die Rebe auf Knoten oder Zapfen zu schneiden, damit das Holz kräftiger werde und schnell vernarbe. Ueberhaupt muß sich jede weitere Behandlung nach der Kraft des Stockes richten.

Das Pfropfen der Reben ist von großem Vortheile, wenn man unfruchtbare Stöcke oder schlechte Sorten hat;[1]) aber noch weit wichtiger dürfte es werden, wenn man die Weinberge, statt sie bis auf den letzten Ertrag zu trei-

1) Will man Weinberge schnell umpfropfen, so vertheile man die Arbeit unter 3 Leute so, daß Einer die Stöcke mit der Hacke aufräumt, ein Anderer sie spaltet und ein Dritter das Edelreis einschiebt wo es nöthig ist, mit der Weide verbindet und häufelt. Die Propfreiser kann man schon zu Hause zurichten, muß sie aber in einem Säckchen gegen die Luft verwahren, und vor dem Einsenken an den geschnittenen Stellen mit dem Messer leicht abschaben. D. V.

ben, ein paar Jahre früher umpfropfte. Mehrere Versuche im Kleinen haben diese Behauptung begründet, auf welche der Einsender dieses durch folgende Beobachtungen gekommen ist. Den frühen Tod der Reben in unseren Weinbergen führt nicht das Alter, nicht die Kraftlosigkeit und Unbrauchbarkeit der Wurzeln herbei, sondern die durch unser Klima bedingte unnatürliche Behandlung derselben. Die Rebe ist als ein Rankengewächs auf die Höhe angewiesen; wir aber suchen sie der Pfähle und größeren Wärme wegen am Boden zu halten und sind zu tiefem Schnitt gezwungen. Darum sprießt aus dem künstlich und nicht ohne den Unverstand verjährter Gewohnheit gebildeten Kopfe jährlich eine große Menge wilder Triebe hervor, welche nachlässig ausgebrochen werden und unvermerkt dürres Holz bilden. Diese 20 bis 30 Jahre fortgesetzte Mißhandlung, verbunden mit unverständigem Schnitt, verdrängt allmählig allen Splint und macht dadurch den Kopf endlich zur Bildung neuer Triebe unfähig, und man findet nun kranke und todte Stöcke bei noch theilweise gesunden Wurzeln. In der nothwendigen Wechselwirkung ergeben sich zwei Folgen: 1) hört mit dem jährlich sich vermindernden Splint, und der dadurch verringerten Vegetation, für die Wurzeln die Nothwendigkeit auf, den Nahrungssaft einzusammeln; denn es ist nicht Laub genug da, den Saft durch die Verbindung der Haarröhrchen anzuziehen; 2) kann aus dem jährlich dünner werdenden Laube kein Saft zur Belebung und Stärkung der Wurzeln niedersteigen und neuen Splint bilden, weil zwischen den Wurzeln und Aesten der Kopf liegt, welcher nach dem Grade seiner Vertrocknung die Circulation der Säfte stört und zuletzt unmöglich macht. Darum werfe man den Kopf, ehe das Verderben zu weit um sich gegriffen hat, bis auf das gesunde Holz in der Wurzel ab, und pfropfe; das junge Reis wird sich bald entwickeln und den Wurzeln neue Thätigkeit geben. Läge die Ursache nicht hierin, sondern in dem Alter, warum dauern denn die Reben an den Häusern so lange? warum halten sie in Italien und anderen heißen Ländern so lange aus? offenbar weil sie dort an den Bäumen in die Höhe ranken und den Schnitt blos an den Aesten erfahren, welche, wenn sie auch mit der Zeit dürre werden, doch den Stamm nicht so zu Grunde richten, als wenn wie bei uns die Dürre durch den

Schnitt in dem mitten Stamm überhand nähme. Trotz dem so gesicherten höheren Alter der Reben haben die Römer ihre Reben durch Pfropfen veredelt und wahrscheinlich auch verjüngt, wobei sie nur die Wunde mit nassem Moose umwickelten, wie vor 1700 Jahren schon Columella in seinem Werke über den Landbau beschreibt.

Möchten diese Bemerkungen hinreichen, denkende Oekonomen noch in diesem Frühjahre zu weiteren Versuchen zu veranlassen, damit das Pfropfen der Reben mit Umsicht erprobt, vervollkommnet und dann allgemein gemacht werden könne. Das so kostspielige Rotten möchte dann, wenn freilich nicht ganz gehoben, doch zum Wohle der Landleute seltener nothwendig werden.

Mainz, den 28. Febr. 1835. N. Sparschuh.

Entnommen aus der Zeitschr. für die landwirthschaftl. Vereine des Großherzogth. Hessen. 12. März 1835.

Wie man die Sämereien probiren soll, ob sie zum Aufgehen gut oder ob sie alt und verlegen sind. [1])

Das Gewicht entscheidet gewöhnlich mit ziemlicher Gewißheit die Güte des Samens. Je schwerer er wiegt, desto mehr ölige Theile führt er mit sich, und hat folglich um so mehr Kraft zum Aufgehen. Ist der Samen frisch und keimfähig, so wird er vermöge seines Gewichtes bald im Wasser untersinken, während alter, verlegener, sohin untauglicher Samen oben auf schwimmt. Dieses Kennzeichen der Güte hat jedoch bei solchen Samen, welche kleine Härchen oder Federchen haben, nicht Statt. Bei manchem Samen kann man auch dessen Güte durch den Geruch erkennen, z. B. bei den Möhren oder gelben Rüben, bei dem Petersil, Sellery, Nigellen ꝛc. Oft läßt sich die Güte oder Untauglichkeit mancher Samen an der Farbe erkennen.

Man kann die Sämereien zuverläßig auf nachstehende Weise probiren: man thue nämlich in ein Läppchen den Samen, schlage dieses Läppchen um den Samen herum, und binde einen Faden leicht um dasselbe; dann weiche man es 24 Stunden in Wasser ein, vergrabe es hierauf in einen mit Erde angefüllten Topf so, daß über der Erde

1) Dieser und die folgenden Artikel entnehmen wir aus den beiden jüngsten Heften (1834, 4tes und 1835, 1tes) des reichhaltigen neuen Wochenblatts des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern. D. H.

noch etwas von dem Läppchen zu ſehen iſt, und ſtelle denſelben auf eine warme Heerdſtätte oder hinter einen warmen Ofen. Der Topf wird hierauf öfters mit Waſſer begoſſen und bleibt etwa 4 Tage ſtehen. Dann nimmt man das Läppchen heraus, und ſieht nach, was gekeimt hat, ob alle Körner, oder die Hälfte oder der dritte Theil oder gar kein Körnchen gekeimt haben. Auf dieſe Art verfährt man weit ſicherer, als wenn man den Samen in die Erde ſelbſt ſäet und angefeuchtet an einen warmen Ort ſtellt, weil man niemals zur Gewißheit gelangen kann, der wievielſte Theil von dem Samen gut iſt, oder zurückbleibt.

Zwiebeln, Porri, Sellery, Peterſilie u. dgl. Samen, welche mehrere Wochen in der Erde liegen, ehe ſie aufgehen, müſſen 48 Stunden und darüber in Waſſer eingeweicht werden, ehe man ſie in den mit Erde angefüllten Topf bringt.

Will man die Samen ſchnell probiren, ſo zerdrückt man ſie auf einem glatten Brette mit dem Nagel; findet man eine ölige Feuchtigkeit in denſelben, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß ſie noch zum Aufgehen gut ſind, außerdem können ſie zum Ausſäen nicht mehr gebraucht werden. Spargelſamen, Scorzoner, alle Obſtkerne u. dgl. können auf dieſe Art nicht probirt werden. v. Nagel.

Außerordentliche Fruchtbarkeit.

In der Londoner Gallery of Science wurde vor Kurzem ein Weizenhalm gezeigt, der 7 Fuß lang iſt und deſſen einzelne Aehren 7 Zoll lang ſind. Jede Aehre enthält 90 Körner und jede Wurzel trägt 20—30 ſolcher Aehren. Außerdem zeigte man dort auch die Berechnung über den Erfolg der Theilung einer Weizenwurzel in ſieben dergleichen, wodurch in einem Jahre aus einem einzigen Weizenkorn 13000 Körner gewonnen wurden! Dieſer Weizen wurde von Hrn. Lance, dem Verfaſſer der golden farmer und des cottage farmer, einem unſerer wiſſenſchaftlichen Landwirthe, geſäet. Eine eben ſo reichliche Aernte, wie jene, hat Hr. Lance auch bei dem Roggen und dem Haber gewonnen, und ſein Syſtem iſt äußerſt einfach. Er wandte mehr Fleiß, als ſonſt wohl geſchieht, auf die Wurzeln jeder Pflanze, und beſäete ſein Land nicht ſo ſtark, als dies ſonſt der Fall iſt, indem er nur

einen halben englischen Scheffel auf den Morgen nahm, während viele andere drei Scheffel aussäen. Auch dem Mechanics, institute hat er 48000 Roggenkörner geschenkt, die er im Jahre 1833 aus einem einzigen Korne gewonnen hat, so wie 50 Weizenähren, die er aus einer einzelnen Wurzel gezogen.

Guten Hanfsamen zu erzeugen.

Man legt in ein fett gedüngtes Erdreich zwei Faß weit in ein Loch ein Paar Hanfkörner von guter Art, und bedeckt sodann die Erde mit kurzem Dünger. Wenn die Pflanzen etwas angewachsen sind, so zieht man von den beisammen stehenden die schwächsten aus, und läßt nur die stärksten zum Samentragen aufschießen, hackt und behäufelt sie auch, wenn sie ungefähr zwei Fuß hoch sind. Auf diese Art erreichen sie eine Höhe von 12 und mehr Fuß, und eine Stärke von einem Zoll im Durchmesser, und geben den schönsten Samen zu einer künftigen Aussaat, wobei zu bemerken ist, daß man ihn nur recht reif werden, und eine Zeitlang in den Kanten liegen lassen muß. Auch nimmt man gerne den Samen von der letzten Fechsung, weil der alte nicht viel taugt. Dr. Möbus.

Vorzüglich großes und festes Weißkraut zu ziehen.

Daß man zum Kraut von seinen besten Feldern nehmen und solche gut düngen und vorbereiten soll, ist jedem aufmerksamen Landwirthe bekannt.

Folgende aus der Erfahrung gesammelte Notizen dürften aber dem einen oder andern Leser dieser Zeitschrift wenigstens theilweise noch nicht bekannt und daher manchem, der sie beachtet, von Nutzen seyn:

1) Es ist zu rathen, nicht frisch und nicht kurz vor dem Pflanzen zu düngen, sondern im Herbste vorher; denn in trocknen Sommern erhitzt der frische Mist den Boden zu sehr, die Wurzeln der Pflanzen, und damit diese selbst, leiden; auch ziehen sich mehr Insekten in den frischen, faulenden Mist, welche die Wurzeln des Krauts angreifen und Krankheiten an der Pflanze verursachen.
2) Den Schweinemist habe ich als den wirksamsten zum Kraut gefunden.
3) In die Stufen, welche zum Verpflanzen 2 Fuß weit

von einander gemacht werden, werfe man etwas Gyps, welcher ungemein treibend auf das Kraut wirkt.

4) Die Setzlinge werden vor dem Verpflanzen mit der unteren Hälfte 2 bis 3 Stunden in einen Kübel gesetzt, worin sich ein aus Hühnermist in Wasser angerührter Brei befindet. In diesem Kübel werden die Pflanzen auf das Feld getragen, und beim Setzen streut man noch etwas Gyps oder Asche um die Pflanze.

5) Nach dem Einsetzen wird die Pflanze noch einmal begossen und widersteht nun sogar dem heißesten Sommer.

Osthofen. Lambert.

Vortheil beim Verpflanzen des Rapses.

Es hat keinen Zweifel (heißt es in der landwirth. Zeitung), daß verpflanzter Raps viel reichere Aernten giebt, selbst als der in Linien gesäete; aber man muß eine Hauptsache nicht vergessen, daß, wenn er auch allenfalls im alten grünen Rasen allen Dünger entbehren kann, alle Saat und alles Verpflanzen in frisch gegrabener oder gepflügter Erde geschehen muß, da, wenn man dem Boden die zweite Rührung giebt, in solchem eine Gährung entsteht, deren Gase die jungen eingepflanzten Wurzeln ansaugen. Frisch gegrabene Erde enthaucht sehr viel Gas 7 Tage lang, aber jeden dieser Tage weniger, hängt nach genauen Beobachtungen in der Nähe des gegrabenen oder gepflügten Landes ein dichter Thau an den Pflanzen. Sehr nützlich ist, die Wurzeln der zum Verpflanzen bestimmten Pflanzen in ein Bad von Kuhfladen, Lehm und Mergel einzutauchen, wodurch die Wurzeln gegen Austrocknung besser geschützt werden. Kann es seyn, so pflanze man nur in der Zeit, da es regnet, und nie versäume man in dürrer Zeit die Erde in der Nähe des Rapses zu rühren, damit ihn die Dünste des umgearbeiteten Landes ernähren helfen.

Das Streuen des Gypses über den Dünger

beseitigt den Ammoniakgeruch der Pferde-, Schaf- und Hühnerställe, so wie der Abtritte, und verbessert zugleich den Dünger dieser Thiere. Uebrigens ist dieser zubereitete, aber auch der unzubereitete Schafdünger eine Pest für die Ackerschnecken. Ueberhaupt ist in Gegenden und in den

Jahren, wo die Streumittel selten sind, sehr rathsam, alsdann Thonmergel und Kalkerde trocken unter Dach zu bringen, und als Beihülfe der mangelnden Streu mit Nutzen zu verwenden; auch feuchter Thon und Mergel hat seinen Werth zur Dämpfung des Ammoniakgeruchs, aber weil die Wirkung schwächer ist, so braucht man davon mehr, auch ist diese Anwendung weniger reinlich.

Amerikanische Art, den Erdfloh von Kohl- und Rübensaaten abzuhalten.

Zu 3 Pfund Kohl- oder Rübensaat schüttet man in einen glasirten Topf eine Unze Schwefelblumen, den man dicht zudeckt, nachdem man den Samen und die Schwefelblumen fleißig durch einander rührte. Nach 24 Stunden thut man eine zweite Unze Schwefelblumen hinzu und rührt alles tüchtig abermals durch einander, und wieder nach 24 Stunden die dritte Unze mit gleicher Umrührung. Damit besäet man einen englischen Acre. Die ersten Blätter der Saat haben einen scharfen Geschmack, der Erdfloh verschmäht sie daher, und beim dritten und vierten Blatt ist die Pflanze schon so kräftig, daß sie so schnell wächst, daß der Erdfloh ihr Gedeihen nicht mehr stören kann; auch pflegt man wohl die aufgegangenen Pflanzen mit Ruß und Asche zu bestreuen. Rüder.

Methode, alle Arten Bäume das ganze Jahr hindurch zu versetzen.

Ein großer Theil der Gartenliebhaber wird es bezweifeln, daß es möglich sey, Bäume das ganze Jahr hindurch, mithin zu allen Jahreszeiten und selbst dann, wenn sie schon Blüthe und Laub haben, zu versetzen. Allein mehrere Versuche haben es hinlänglich bestätigt. Man kann sich folgender Methode bedienen: Wenn man Bäume versetzen will, es mag im Frühjahre, im Sommer oder Spätjahre seyn, so macht man, wie gewöhnlich, ein großes Loch, wo der Baum oder die Staude zu stehen kommen soll, schüttet in dieses 4 bis 5 Gieskannen Wasser, wirft zarte Erde von der ausgeworfenen hinein, und rührt diese mit dem Wasser so lange, mit der Schaufel, bis es ein Brei ist; alsdann setzt man den Baum hinein, thut die übrige Erde dazu, bis das Loch voll ist, und tritt den Baum fest an. (Bei dem gewöhnlichen Versetzen der Bäume kann das Einschlemmen derselben nur so geschehen: wenn man den Baum an den schon im Loche stehenden

Pfahl setzt, und die klärste Erde um und auf dessen fein ausgebreitete Wurzeln gethan und etwa den dritten Theil des Loches damit angefüllt hat, den Baum auch etliche Male sanft gerüttelt, damit alle klare Erde um die Wurzeln schön trocken sich anschmiegen möge, dann etwa eine halbe Gießkanne voll Wasser, mit der Sprengel auf der Gießkanne, sanft und nach und nach angießet, so wird die klare Erde sich noch mehr um die Wurzel anschmiegen, und die auf diese Weise dem Baume mitgetheilte Feuchtigkeit den Baum bei übrigens günstiger Witterung bald in Trieb bringen. Die gröbere Erde wird hierauf auf die auf die Wurzeln geschlemmte Erde gethan, aber ja nicht fest getreten. Auf diese Weise wird selten ein Baum ausbleiben, und wenn er auch wenige Wurzeln hätte). Man kann auch den Baum mit seinen Wurzeln zuvor in das Wasser setzen. Auf diese Art kann man auch im Sommer die Bäume, die schon verblühet und Laub haben, versetzen; sie werden gewiß fortkommen, wenn anders Baum und Wurzel noch gesund sind.

Mortimer bestätigt das nämliche mit dem Zusatze, daß er den Baum täglich zwei bis drei Wochen lang mit Wasser begossen; doch setzt er folgende Vorsichtsmaaßregeln hinzu:

1) Die Wurzel des Baumes nicht von der Luft und Sonne austrocknen zu lassen;
2) die Wurzeln zu schonen, um desto mehrere zu erhalten;
3) den Baum durch Pfähle zu stützen;
4) wo möglich den Baum im Anfange auch von oben her durch Schatten gebende Bretter oder Matten zu verwahren, und
5) den Schaft von unten bis an die Aeste mit Stroh oder Moos zu verbinden, und dieses, so oft es nöthig ist, mit einer Gießkanne anzufeuchten.

Er hat Obstbäume, Lambertusnüsse u. dgl. mitten im Sommer erhalten; ebenso hat er mit Centifolien und andern Rosenbäumen, nach den in Millers englischem Gartenlexicon gegebenen Anweisungen, glückliche Versuche gemacht.

Ueber das Bienenzuchtsystem des Hrn. Stutt.

Die Grundzüge seines Systems sind, daß er den natürlichen Sitz des Bienenschwarms unberührt läßt. Damit

die Bienen nicht genöthiget werden, aus Mangel an Raum zu schwärmen, legt Hr. Stutt Seitenstöcke an den Hauptstock, mit welchem die Seitenstöcke durch Oeffnungen in Verbindung stehen. In diesem neuen Raum, in welchem sinnreiche Luftzüge angebracht sind, um dem Stock eine freie circulirende gleichmäßig temperirte Luft zu verschaffen, arbeiten die Bienen abermals am Füllen des Korbes. Die nöthige Temperatur ist 80° F. = 22⅓° R. Steigt das Thermometer auf 90° F. (26½° R.), so müssen die Luftzüge geöffnet werden. Steigt es plötzlich auf 120° F. = 39⅓° R. oder gar auf 130° F., so ist dieses ein Zeichen, daß der Stock voll ist, und daß an der entgegengesetzten Seite ein neuer Nebenstock angesetzt werden muß. Um die Bienen in den Hauptstock zurück zu treiben, gebraucht man wieder die Luftzüge, durch welche man die innere Hitze des Stocks der äußern Temperatur gleich macht. Die Bienen weichen vor dieser plötzlichen Kälte zurück. Dann schließt man die Verbindung mit dem Hauptstock, und nimmt den Nebenstock weg, ohne ein einziges Thier zu beschädigen. Interessant ist noch die Beobachtung des Herrn Stutt, daß es nicht eine junge Königinn ist, welche mit einer Kolonie den Stock verläßt, um zu schwärmen, sondern die ursprüngliche Monarchie des Stockes selbst. Die bleibenden Bienen beschäftigen sich dann, eine neue Königinn zu beleben, die aber, wenn kein Anlaß zum Schwärmen da ist, im leblosen Zustande aus dem Stocke geworfen wird.

Es ist allerdings sehr zu wünschen, daß bald unsere Landsleute Versuche machen mögen, ob auch sie sich bei dieser Bienenpflege wohl befinden. Der Punkt der erforderlichen Lufttemperatur ist allen andern, sich mit der Bienenzucht beschäftigenden Naturforschern, vor dem Hrn. Stutt entgangen.

XI.

Verkehr der Redaktion.

Die vorliegenden Beiträge von B. in P., von D. in N, von B. in N., von H. in M., von J. in S., von D. in K. und von D. in H., erscheinen nächstens.

I.

Die Burg Isenburg und das Schloß Engers.[1])

Auf dem rechten Ufer des Rheins, drei Stunden von Coblenz und eben so weit von Neuwied entfernt, liegen auf einem hohen felsigen, rundum freistehenden Berge, in wildromantischer Gegend, die Ruinen des Schlosses Isenburg, sonst auch Yssenbergh, Ysemburg, Byseneberg und Eisenberg genannt.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts standen noch dort in den Ringmauern die Häuser der an dem Schloß und Land betheiligten Dynasten- und Grafen-Familien, das Isenburg'sche, das Wied'-

1) Unter dem Titel: Kurze Geschichte der Grafen und Burg zu Isenburg und von Engers gab der im Jahre 1834 verstorbene Fürstl. Wied. Reg.- u. Justizrath Bausch in Neuwied, bei Gelegenheit der Ankunft Sr. K. Hoh. des Kronprinzen von Preußen in den Rheinprovinzen im November 1833, eine Beschreibung der Burg Isenburg heraus, um dieselbe dem verehrten Kronprinzen, höchstwelcher, wie es hieß, auf seiner Reise von Coblenz nach Neuwied, auch jene Burgruine und die schöne von Bendorf über Sayn nach Isenburg führende, neu angelegte Chaussee mit seinem ersehnten Besuche beehren würde, zu überreichen. Da jene Beschreibung wenig bekannt geworden, auch nicht in den Buchhandel gekommen ist, so theilen wir dieselbe mit unsern Zusätzen und Abänderungen in dieser Zeitschrift (wo sie bereits gebührend gewürdigt worden ist, vgl. Rh. Prov. Bl. 1834. Bd. I. S. 135) in piam defuncti memoriam — mit. D. E.

sche, das Covern'sche und Runkel'sche Haus, welches letztere in spätern Zeiten auch Frauenhaus geheißen wurde, so wie man noch weiter ein Gebäude, — das Schloßthal und Falkenhaus, — erwähnt findet. Das außerdem daselbst in dem Beringe der Schloßmauern vorhanden gewesene Pfortenhaus war gemeinschaftlich. Der Pförtner wurde wochenweise von jedem Herrn unterhalten, und er mußte demjenigen alle Abend den Pfortenschlüssel bringen, der ihm in derselben Woche das Essen gab. Aber bald nach der Mitte dieses Zeitabschnitts sah man nur noch ein Haus, welches für das Wied'sche gehalten wurde, in welches man noch auf einer Treppe in ein gewölbtes Zimmer gelangen konnte; dasselbe ist indessen jetzt ganz verfallen.

Den Berg umgeben von allen Seiten andere hohe, mit Buchenwaldung bedeckte, Berge, welche durch fünf dazwischen herauskommende und an dem Flecken Isenburg sich mit dem Saynbach vereinigende kleine Bäche getrennt sind.

Das Ganze gewährt einen romantisch schönen Anblick, der an diejenigen Jahrhunderte erinnert, worin ritterliche Tugenden und Heldenmuth glänzten, wo aber auch eben von Burgen jener Zeit Unterdrückung verbreitet und Raub verübt wurde; und obgleich der Geist, welcher diese Vesten bewohnte, längst ausgezogen ist, so erwecken sie doch noch erhaben schauerliche Gefühle. Zu den Zeiten des Faustrechts muß diese Burg wegen ihrer Lage auf hohen, steilen Felsen, von welchen herab man jeden feindlichen Andrang durch in Bewegung gesetzte Steinmassen abhalten und zerschmettern konnte, eines der festesten Schlösser gewesen seyn.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses, das vermuthlich von dem theilweise den Schloßberg umfließenden Iser- oder Eiserbach — Isenburg genannt worden, liegt im Dunkeln. Es soll Carl der Große einen Königshof daselbst gehabt ha-

ben: der junge Dagobert soll dort geboren und eine Menge fränkischer Münzen daselbst geschlagen worden seyn. [2])

Die Herren und Dynasten von Isenburg, die Besitzer des Schlosses und des zunächst um die Burg gelegenen, mehrfachen Theilungen unterworfen gewesenen Landes, stammten aller Wahrscheinlichkeit nach von den Grafen des Niederlahngau's, vielleicht von dem Grafen Gebhard ab.

Zuerst findet man Gerlach I. in den Jahren 966 und 1008 als Herr von Isenburg genannt. Von dessen Nachkommen hinterließ Reinbold III. zwei Söhne, Gerlach II. († 1146) und Reinbold IV. († 1153), durch welche sich zwei Hauptstämme bildeten.

Gerlach II. hinterließ zwei Söhne, Gerlach III., der mit der Herrschaft Covern an der Mosel den Namen eines Herrn von Covern annahm, sich jedoch seine Rechte an dem Stammschloß Isenburg vorbehielt, und Heinrich I., welcher 1213 das Schloß Grensau erbaute. [3]) Des letztern Sohn,

2) Wie die isenburger Chronik meldet. — Leider ist der isenburger Gemeinde diese Chronik, die für Isenburg und die dortige Gegend von Werth seyn soll, durch den Grafen Hermann von Walderdorf, dem die Gemeinde dieses Manuscript geliehen hatte, entkommen. Bald nachher starb dieser Graf in Mannheim, aber die isenburger Chronik fand sich nicht in der hinterlassenen Bibliothek des Grafen. Doch soll noch irgendwo eine Abschrift von dieser Chronik vorhanden seyn. Der jetzige Besitzer derselben würde dem Unterzeichneten einen sehr großen Liebesdienst erweisen, wenn er die Güte haben wollte, ihm über diese Chronik etwas Näheres privatim mitzutheilen. D. E.

3) Jetzt Burgruine, unweit Grenzhausen, zwei Stunden von Ehrenbreitstein, auf einem steilen Felsen, in dem engen Thale der Bröchse. Eine Ansicht davon findet sich in Reck's Geschichte S. 56. In dem ge-

Heinrich II. (1297), wurde der Stammvater von mehrern isenburgischen Linien, indem von seinen Söhnen der Graf Gerlach die arenfels'sche, [4]) und der Graf Eberhard die ältere grensau'sche Linie stiftete.

Ein anderer Sohn von demselben Heinrich III., mit dem Namen Ludwig, hatte eine der Erbtöchter des letzten Grafen Gerlach von Budingen (Heilwige), Hedwig, geheirathet, Stammnamen und Wappen von Isenburg beibehalten, und wurde Stifter der isenburg-budingen'schen Linie.

Aus dieser Linie stammt der zuerst am 18. Juni 1459 zum Erzbischofe von Mainz erwählte Dietrich von Isenburg, welcher indessen in dem J. 1461 dem Grafen Adolf von Nassau Platz machen mußte, dann aber nach des Letztern Tode 1475 zum zweitenmal zum Erzbischof erwählt wurde, die Martinsburg zu Mainz erbaute, daselbst eine Universität stiftete und am 7. Mai 1482 starb. Dieselbe Linie verließ den hiesigen Landesbezirk, bezog die Maingegend und besteht dort in dem Besitze der zu dem vorhin oberrheinischen Kreise gerechneten Grafschaft Ober-Isenburg und anderer Besitzungen in dem fürstlichen Hause Isenburg fort. [5])

In dem andern Stamme von Reinbold IV.,

nannten Jahre verglich sich Heinrich nach langem Streite mit der Abtei Laach dahin, daß er für den dritten Theil des Berges zu Grensau und 230 Mark derselben Abtei sein Gut zu Kruft überließ. Vgl. Günther's Cod. Dipl. T. II. Nro. 24. D. E.

4) So genannt von dem Schlosse Arenfels, bei Hönningen, am Rhein, welches Heinrich II. mit seinem Sohne Gerlach erbaut hatte. Vgl. Günther's Cod. Dipl. T. II. S. 14. D. E.

5) Vgl. Fischer's Geschlechtsregister der Häuser Isenburg, Wied und Runkel, S. 226 u. die daselbst befindlichen Tabellen. D. E.

worin sich gleichfalls zwei Nebenlinien bildeten, vermählte sich der Sohn Bruno I. mit der Gräfin Theodora von Wied, — deren Großoheim Graf Arnold von Wied († 1159) Erzbischof von Köln, deren Bruder Graf Theodorich von Wied († 1242) Erzbischof zu Trier und deren Neffe, Siegfried zu Eppstein, Erzbischof zu Mainz war, — welche ihm mit wied'schen Besitzungen auch den Namen zubrachte. Er pflanzte mit derselben in seinen Söhnen auf der Burg Braunsberg seine Linie, — die isenburg-braunsberg'sche oder wied'sche, — fort, bis solche in dem Jahre 1427 durch die Vermählung der Gräfin Anastasia von Wied mit dem Grafen Dietrich von Runkel an Runkel-Wied überging. Eben deshalb wurde dem ersten Sohne derselben, dem Grafen Friedrich von Runkel, vom Kaiser Friedrich III. in einer Urkunde von 1475 der Titel „Herr von Runkel, Graf zu Wied und Herr zu Isenburg" mit Recht beigelegt. Der andere Sohn Bruno's I., ein Enkel Reinbold IV., Theodorich (1179—1250), fuhr fort, sich von dem gemeinschaftlichen Stammschloß einen Herrn von Isenburg zu nennen. Er wurde Stifter der salentin'schen oder jüngern isenburg-grensau'schen Linie.

Der Graf Arnold II. von Isenburg, ein Bruder Bruno's I. und Theodorich's, war Erzbischof von Trier. Er wird für den Erbauer der Burg Stolzenfels [6]) gehalten und hat in dem Jahre 1249 die Stadt Coblenz mit Mauern versehen. Nach einer Sage soll um jene Zeit ein Theil der Einwohner von Isenburg in diese Stadt gezogen seyn und viel zu der Vergrößerung der Castorstraße

6) Oberhalb Coblenz, am linken Rheinufer, nicht weit von Rhense, wo der Königsstuhl stand. Jetzt ist die Burgruine Stolzenfels Eigenthum Sr. K. Hoh. des Kronprinzen von Preußen, Höchstwelcher die Burg wieder herstellen wird.

daſelbſt beigetragen haben. Die in dem dreizehnten Jahrhundert vorkommenden Burggrafen von Iſenburg waren Burgleute der Dynaſten von Iſenburg. Mit Gerlach's Enkel, Gerlach II., ſtarb die Linie Arenfels 1373 aus, und dieſe Herrſchaft fiel an den Grafen Wilhelm I. von Wied und Salentin IV. von Iſenburg.

Ebenſo erloſch die ältere grenſau'ſche Linie in dem Jahre 1439 mit Philipp IV., worauf 1443 die Burg Grenſau nebſt zugehörigen Gütern und Ortſchaften an Salentin's V. Sohn, Gerlach I., der ſeinen Stamm die jüngere iſenburg-grenſau'ſche Linie nannte, gelangte. Dieſe Linie blühete zu Anfang des 16. Jahrhunderts nur noch allein neben der iſenburg- oder runkel-wied'ſchen Linie in dem hieſigen Bezirke. Die drei Söhne des, aus der jüngern iſenburg-grenſau'ſchen Linie ſtammenden, Gerlach II., Gerlach III., Salentin und Wilhelm veranſtalteten 1502 eine Theilung ihrer väterlichen Verlaſſenſchaft, wodurch erſterer die Herrſchaft Iſenburg, das alte Gehäus und Frauenhaus zu Iſenburg, einen Theil an dem Thal Iſenburg und die Herrſchaft Herſchbach unter dem Titel „Gerlach, Herr von Iſenburg und Grenſau" erhielt. Er war im Jahre 1495 bei des Kaiſers Maximilian I. Belehnung der Reichsſtände zu Worms zugegen und trug dabei das, die Regalien bedeutende, rothe Panier. Der zweite Sohn bekam das covern'ſche Haus zu Iſenburg und einen Theil am Thale daſelbſt unter dem Titel: „Salentin, Herr zu Iſenburg." Der dritte Sohn Wilhelm erhielt Haus und Herrſchaft Grenſau unter dem Titel: „Wilhelm von Iſenburg und Herr zu Grenſau." Sämmtliches väterliches Erbe kam jedoch bald wieder unter dem älteſten Sohne Gerlach's III. und deſſen Nachfolgers Heinrich sen. von Iſenburg zuſammen; er ließ ſich in Hinſicht der Burg Grenſau von

dem Erzstifte Trier, worin damals dessen Bruder, Graf Johann von Isenburg († 1556) Erzbischof war, belehnen.

Aus dem nämlichen Stamme der isenburg-grensau'schen Linie widmeten sich viele Söhne dem geistlichen Stande, wodurch sich die Nachkommenschaft seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sehr verminderte und das Schloß Isenburg nicht mehr bewohnt wurde. Es diente dieses nun noch zuweilen zu einem Wittwensitze, vielleicht zuletzt für die Wittwe des Grafen Hermann I. von Wied, die Gräfin Waldburgis.

Der Graf Heinrich sen. hinterließ zwei Söhne, den Grafen Johann, welcher 1565 kinderlos starb, und den Grafen Friedrich Salentin VI. Letzterer stand anfangs an der Metropolitankirche zu Mainz und Köln als Canonicus, war seit 1567 erwählter Erzbischof und Kurfürst von Köln, und machte sich um dieses Erzstift höchst verdient. Er war auch seit 1574 zum Bischof von Paderborn erwählt worden, legte aber am 5. Sept. 1577 die Regierung dieses Bisthums, und am 14. Sept. desselben Jahres die des Erzstifts nieder, [7]) weil er sich seines geistlichen Standes ungeachtet der Fortpflanzung seines Hauses wegen zu einer Heirath veranlaßt sah. Er erzeugte in seiner Ehe mit Antonie Wilhelmine zu Mark und Arburg zwei Söhne und starb am 19. März 1610. — Seine Grabschrift, welche sich in der, nahe bei Isenburg gelegenen, ehemaligen Abtei Rommersdorf befand, ist bereits im vierten Hefte, 1835 der rh. Prov. Bl. mitgetheilt worden, wo jedoch hinter dem Worte Coloniensis noch das Wort decennalis hinzugefügt werden muß.

Von den erwähnten zwei Söhnen endete der Graf Salentin, ohne sich vermählt zu haben, in

7) Vgl. Bessen's Gesch. v. Paderborn. Th. II. S. 76.

dem Jahre 1618 in kaiserlichen Kriegsdiensten sein Leben, und nun beruhete die Hoffnung der Erhaltung des Stammes auf dem andern Sohne, Grafen Ernst von Isenburg. Dieser wurde Ritter des goldnen Vließes, General der Artillerie des Königs Philipp IV. von Spanien, General-Gouverneur der Provinzen Namür und Artois und General en chef der königlichen Armee in Niederdeutschland und Großschatzmeister.

Graf Ernst war zweimal vermählt; er starb jedoch am 30. Mai 1664 ohne Leibeserben. In einem Testamente hatte er seine Reichslehen, Stamm- und Allodialgüter seinen nächsten Lehens- und Stammfolgern; die von ihm und seinem Vater erworbenen Allodialgüter und Verlassenschaft aber einem Prinzen von Chimai, Sohn des Herzogs von Arenberg, vermacht. Er beschloß den jüngern isenburg-grensau'schen Stamm und war der Letzte der alten Isenburger, welche in dem hiesigen Bezirke die Grafschaft Nieder-Isenburg besaßen.

Damals gehörte zu dieser Grafschaft, welche bis dahin durch Heirathen, Erbschaften und andere Umstände mancherlei Veränderungen unterworfen und nun dem kurrheinischen Kreise einverleibt war:

1) Der Flecken und das Schloß Isenburg, auch Kirchspiel Isenburg genannt;
2) Das Kirchspiel Meyscheid, welches die Dörfer: Großmeyscheid, Kleinmeyscheid, Kaußen und Stebach mit den Höfen Graßberg und Ebenfeld umfaßt; ferner
3) Die Herrschaft Meud, worin die Grafen von Wied besondere Gerechtsame hatten;
4) Das Amt Grensau, und
5) Das Amt Herschbach.

Unterdessen hatten aus dem wied'schen Grafenstamm, der in der Reformationsgeschichte ebenso, wie in der kölnischen Rechtsgeschichte berühmt geworde-

ne Graf Hermann V. von Wied [8]) († 1552), sodann Graf Friedrich IV. von Wied († 1568), die erzbischöfliche Würde zu Köln, und Graf Friedrich sen. von Wied (1499) die bischöfliche Würde zu Münster bekleidet. In dem Jahr 1595 waren die wiedischen Besitzungen zwischen den wiedischen Grafen in zwei Grafschaften, in die Grafschaft Wied-Neuwied und Wied-Runkel getheilt und in dem Jahre 1613 war ein Stammverein geschlossen worden.

Der Graf Friedrich von Wied-Neuwied, der Gründer der freundlichen Stadt Neuwied, [9]) war zu der Zeit des Hinscheidens des Grafen Ernst (1664) Senior des wied'schen Hauses, und hielt sich mit seinen Brüdern für die nächsten Stammerben von Isenburg. Er nahm daher unter der Behauptung, daß Graf Ernst von Isenburg gegen die ältern Erbverträge nicht habe testiren können, und daß das erwähnte Testament fehlerhaft sey, die erledigten niederisenburgischen Lande in Besitz. Allein Kurtrier, welches über den genannten Prinzen von Chimai die Vormundschaft führte, und dann die ganze Erbschaft sich cediren ließ, auch des isenburgischen Archivs sich bemächtigte, stellte diese Berechtigung in Abrede, erklärte die erwähnten Besitzungen, mit Ausnahme der Kirchspiele Isenburg und Meyscheid, für den trier'schen Lehnhof heimgefallene Mannlehen, und in dieser Weise wurde die gräflich isenburgische Linie verdrängt. (Vgl. Reck's Gesch. v. Isenburg, Runkel u. Wied. S. 233 ff.)

Als sich hierauf die wied'schen Grafen vergeblich

8) Einen kurzen Abriß seines Lebens hoffen wir in einem der nächsten Hefte der Rh. Prov. Bl. mitzutheilen. D. E.

9) Eine gedrängte Geschichte dieser Stadt enthält die Schrift: Beschreibung der Stadt Neuwied. Mit 1 Ansicht u. 1 Plane. Von Dr. Friedr. Adolf Beck. Cobl. b. Bädecker 1828. 15 Sg. D. E.

bemüheten, in dem hierüber bei dem Reichshofrath erhobenen und bis zu dessen Aufhebung fortgesetzten Prozeß ihre Ansprüche geltend zu machen, so blieb Graf Friedrich von Wied bloß in dem Besitze des von Fulda zu Lehn rührenden Schlosses und Thales Isenburg sammt dem Kirchspiele Meyscheid.

Der Abtfürst zu Fulda hatte indessen auch dem freiherrlichen Hause Walderdorf die Lehnsanwarthschaft auf Isenburg und Meyscheid gegeben. Hierüber entstand ein Streit, welcher in dem Jahre 1665 zwischen dem Grafen Friedrich und Reichshofrathspräsidenten Freiherrn von Walderdorf durch einen Vergleich beseitigt wurde.

In Grund desselben erhielt Wied drei Viertel des Schlosses und Fleckens Isenburg, wovon es schon früher ein Viertel allein besaß, nebst der Hälfte des Kirchspiels Meyscheid; die Herren von Walderdorf empfingen das andere ein Viertel und die andere Hälfte, und nahmen nun auch den Titel: Herren von Niederisenburg und das Wappen mit zwei rothen Balken in silbernem Felde an. Die damit beiden Herrschaften zugekommene superioritas territorialis sammt völliger Jurisdiction und Leibherrschaft sollte in den Grenzen ungetheilt ausgeübt werden.

Neun und zwanzig Jahre später, in dem Jahre 1694, gelangte das Schloß und der Flecken Isenburg sammt Meyscheid, in soweit es dem Hause Neuwied zustand, mit alleiniger Ausnahme des Hofs Ebenfeld, an das Haus Wied-Runkel.

Die Herren von Walderdorf, welche ihrer Landeshoheit ungeachtet zu den Reichsständen nicht gehörten, wurden in dem Jahr 1767 in den Grafenstand erhoben, und während der so sehr ausgezeichnete Graf Friedrich Alexander von Neuwied [10]) bereits 1784 die Reichsfürstenwürde für

10) Wir gedenken von diesem um Neuwied's Aufkommen

sein Haus erhalten hatte, gelangte auch der Graf Christian Ludwig von Wied-Runkel in dem Jahre 1791 zu derselben Würde.

Die den eben genannten Häusern verbliebene reichsunmittelbare Gemeinherrschaft Isenburg kam in Folge der Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 unter die Souveränität von Nassau.

Nicht lange darauf entsagte der Graf Walderdorf zu Gunsten Nassau's auf seinen Antheil an dem Condominate.

In dem Jahre 1815 gelangte die Herrschaft in Gemäßheit der Wiener Staatsverträge, so weit sie Nassau zustand, an die Krone Preußen, und sie an Wied-Runkel gehörte, unter Königlich Preußische Hoheit.

Das Haus Wied-Runkel starb in dem Jahre 1824 aus und mit seinen andern Besitzungen fielen auch die demselben zugehörigen Theile der Gemeinherrschaft Sr. Durchlaucht des jetzt regierenden Fürsten Johann August Carl zu Wied zu.

Das Condominat ist theils von andern Königlich Preußischen, theils von andern Fürstlich Wied'schen, theils von Herzoglich Nassauischen Besitzungen begränzt, enthält dem Flächeninhalte nach etwa eine halbe □Meile; die Lage ist sehr gebirgig, aber dennoch herrscht bei Isenburg ein mildes Klima.

In dem Jahre 1817 betrug die Zahl der Einwohner, welche mit wenigen Ausnahmen sämmtlich der römisch katholischen Religion ergeben sind, 1428, und seitdem ist solche auf 1471 gestiegen.

Dem in dem engen tiefen Thale an dem Schloß gelegenen Flecken Isenburg wurde einst Stadtgerechtigkeit verliehen; er ist der Hauptort der Gemeinherrschaft, enthält 535 Einwohner und zusammen 141 Gebäude.

und Blüthe und um die ganze Grafschaft hochverdienten und unvergeßlichen Fürsten in diesen Blättern nächstens ausführlich zu sprechen. D. E.

Die Hauptnahrungsquellen desselben sind die Nägelfabrikation und der Hopfenbau, und dieser hat sich in den neuern Jahren sehr gehoben.

Die Landwirthschaft ist bei Isenburg ganz unbedeutend, und obgleich sich dieselbe in dem Kirchspiel Meyscheid, — worin kein Gewerbe vorzugsweise betrieben wird, — in den letzten Decennien merklich gebessert hat, so ist solche auch nur da mittelmäßig zu nennen.

Dem Königlich Preußischen Gouvernement war es vorbehalten, nun durch die, der natürlichen Hindernisse ungeachtet, zwischen Sayn und Isenburg bereits schon vollendete Chaussee, deren baldiger Fortsetzung hoffnungsvoll entgegen gesehen wird, — die Erinnerung an jenen alten ehrwürdigen Grafensitz wiederum neu zu beleben und der National-Industrie in dem Condominat und in der ganzen Umgegend neue segensreiche Quellen zu eröffnen.

Engers.

Engers ist derjenige zwischen Ehrenbreitstein und Neuwied an dem rechten Rheinufer gelegene Ort, von welchem zu der Zeit der Gau-Eintheilung ein Gau den Namen führte, und wo sich schon seit dem Anfange der Verbreitung der christlichen Religion in hiesiger Gegend der Sitz eines Landkapitels befand. (Vgl. Reck a. a. O. S. 26.)

Der Engersgau — Engerisgowe — erstreckte sich von dem Ausflusse der Lahn in den Rhein abwärts bis in die Gegend von Linz, von da an dem Auelgaue, dem Gebirge nach, über Dierdorf nach Dreifelden, sodann dem Ardebach nach bis zu dem Ausflusse desselben in die Lahn, und endlich von da weiter an dem Lahnufer bis Lahnstein. (Vgl. Günther's Cod. Dipl. Rheno-Moselan. T. I. S. 10.)

Der Ort Engers war ein Bestandtheil der Graf-

schaft Wied-Isenburg und der Graf Wilhelm von Wied hatte in dem Jahre 1357 von dem Kaiser Carl IV. die Erlaubniß erhalten, denselben mit Thürmen, Mauern und Gräben zu einer geschlossenen Stadt zu machen. Allein in einer, bald hierauf zwischen diesem und andern Grafen und Rittern mit Erzbischof Cuno von Trier entstandenen Fehde kam Engers an das Erzstift Trier und der neue Besitzer ließ daselbst in dem Jahre 1372, zum Schutz des Rheinhandels, einen hohen Thurm erbauen, wodurch der Name Cunostein-Engers entstand.

In dem Jahre 1402 wurde von dem Erzbischofe Werner der Rheinzoll von dem Dorfe Capellen nach Engers verlegt und hiervon kommt die weitere Benennung Zoll-Engers.

Im dem dreißigjährigen Kriege eroberten in dem Jahre 1632 die Franzosen, 1633 die Schweden und 1635 die Kaiserlichen den Ort, welcher damals vielen Drangsalen ausgesetzt war. — In derselben Periode ist das zwischen Engers und dem frühern Langendorf, jetzt Neuwied, gelegen gewesene Dorf Reul oder Ryl, welches verschieden von Einigen für das von Cornelius Tacitus erwähnte, von Andern für das von Ammianus Marcellinus erwähnte Rigodulum [11]) gehalten wird, zerstört worden.

11) Noch heute wird die Stelle in der dortigen Flur das „Reulerfeld" genannt. Nach des verstorbenen Prof. J. A. Klein (s. dessen Moselthal) Meinung soll dieses von Tacitus (Hist. IV, c. 71—72) und Ammian (libr XVI, c. 3) erwähnte Reul nicht bei Engers, wo der gelehrte Reifenberg (s. Antiquitates Saynenses. Aachen 1830. S. 70—83), wegen einer mißverstandenen Stelle in Julius Cäsar's Werken (B. G. III, c. 67. fin. vgl. a. c. 65) es hingesetzt habe, sondern bei dem Dorfe Metternich, am linken Moselufer, ungefähr da, wo der

Um das Jahr 1758 ließ Kurfürst Graf Johann von Walderdorf den erwähnten Thurm niederreißen und daselbst den Bau des jetzt noch dort befindlichen Schlosses beginnen. Unter dessen Nachfolger Clemens Wenzeslaus kam der Bau zur Vollendung und so wie in demselben die Malereien von dem coblenzer Maler Zick sehenswerth sind, so gewährt der nach dem Rhein hin befindliche Altan, — wenn auch nicht auf die naheliegende und nur zu Zeiten sichtbare Sandbank in den Rhein, — doch sonst diesem Strome auf- und abwärts und nach der gegenüber liegenden Landschaft, welche die auf dem Camillenberg [12]) stehende Kapelle bekrönet, eine herrliche Aussicht.

In dem Jahre 1777 ist der Flecken Engers, welcher damals zu dem früher trier'schen Amte Bergpfleg gehörte, fast ganz abgebrannt, aber seitdem größtentheils schöner wiederum aufgebaut worden. Von 1788 an bis zu dem 15. Juli 1828 war der Sitz des Amts Hammerstein daselbst.

Unter der nassauischen Regierung hat der Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg gewöhnlich in den Sommermonaten zu Engers residirt, und durch den Ankauf des neben dem Schlosse gelegenen, vorhin gräflich von Spee'schen Guts wurde der Schloßgarten erweitert, auch noch ein Marstall dazu erbaut. In derselben Zeit entstanden auf dem bei Sayn gelegenen Rennen- oder Römersberg, nun am häufigsten Friedrichsberg genannt, — wo sich noch Spuren des von Drusus von dem Siebengebirge aus nach dem Taunus angelegten Pfahlgrabens [13]) vorfinden, — schö-

Vereinigungspunkt der hunsrücker, trier'schen und eifler Straße zu suchen sey. D. E.

12) Ueber den Namen dieses Berges und die Entstehung dieser Kapelle vgl. Rh. Prov. Bl. 1835. Heft IV. S. 23. D. E.

13) Dieser Pfahl- oder Pohlgraben (Limes Romanus)

ne Gartenpartien, welche besonders in der Zeit der Pfingstfesttage von den Bewohnern des dies- und jenseitigen Rheinufers sehr zahlreich besucht werden.

Unter der Königlich Preußischen Regierung wurde in dem Jahr 1817 oberhalb Engers noch eine große und sehr fest gemauerte Widerlage einer Römerbrücke [14]), die tief in den Rhein setzt, mit einem Brückenkopfe ausgegraben und zu Tage gelegt, auch vier Jahre später der Schloßgarten zu Engers zu einer Landesbaumschule eingerichtet, mit einem schönen Gewächshaus versehen, und seitdem noch bedeutend vergrößert und verschönert. Uebrigens enthält Engers 950 der katholischen Kirche zugehörigen Einwohner, die nach dem Aufhören des Weinbaues, hauptsächlich vom Ackerbau, wie auch von der Obstzucht und Schifffahrt sich ernähren. Die backstein-

wird hier und da, namentlich bei Romersdorf, wo man auch eine runde Schanze, von 500 Schritten im Umfange, „die alte Burg" erblickt, noch immer in der Volkssprache der Heidengraben genannt. Der k. pr. Hauptmann Schmidt I. gedenkt, sobald er seine Untersuchungen vollendet haben wird, einen Versuch über das Vertheidigungssystem der Römer am Rhein herauszugeben. Vgl. rhein. Prov. Bl. 1834. S. 379 ff. D. E.

14) Ueber den Ort, wo Cäsar zuerst über den Rhein ging (B. G. IV. c. 16), sind die Meinungen sehr verschieden. Hoffmann nimmt das Dorf Weißenthurm dafür an, wo auch die Franzosen in den Jahren 1795—97 übergingen. Walraf (in s. Beitr. z. Gesch. Köln's 1818) Köln, noch Andere halten Bingen oder Koblenz ꝛc. dafür. Eine Abbildung der ersten Cäsarbrücke wird noch jetzt in dem architektonischen Archiv für Kunst und Wissenschaft zu Paris aufbewahrt. Vergl. *Antiq. Sayn.* p. 59. *Honth.* Prodr. h. T. I. p. 209. Hoffmann in den wöchentl. Neuw. Nachr. 1802. Beibl. zu Nro. 46. Fölix im rhein. Arch. v. Voigt u. Weitzel. 1811. H. 3. Nro. 3; ebend. 1813. Nro. 1. Minola's Uebers. ꝛc. S. 197 ff. D. E.

förmigen Steine, welche in den nahen Feldern ausgehauen werden, sind ein Gemisch von Lehm und Bims und ein gutes Baumaterial. [15])

Neuwied. Dr. Beck.

II.

Zur Geschichte des Königsstuhles bei Rhense. [1])

Die erste Meldung von der Zusammenkunft der Kurfürsten auf dem Königsstuhle geschieht keineswegs bei der Wahl des Kaisers Heinrich VII. Es hatten die vier bedeutendsten Kurfürsten aus mehreren Gründen nur den Wahlort nach Rhense verlegt und hier in der Mitte zwischen ihren aneinandergränzenden Besitzungen mögen sie unter freiem Himmel ihre Berathungen gepflogen haben. Eben so wenig wurde auf denselben am 11. Juli 1346 „der eben aus der Schlacht bei Cressy (26. August 1346) zurückkehrende Karl" erwählt. Karl fertigte nach geschehener Wahl Boten nach verschiedenen Seiten hin ab mit der Nachricht, daß er zum römischen Könige gewählt worden sey. Das Schreiben an die Stadt Straßburg ist von Wencker, Apparatus et instr. archivorum, p. 201 abgedruckt und darin heißt es: Principibus electoribus *in pomeriis* prope rense super alveum rheni, ubi principes electores super negotiis imperii convenire hactenus consueverunt, convenientibus etc. — Datum *in pomeriis* propre rense super alveum rheni d. 11. mensis iulii sub sigillo marchionatus nostri moraviae.

Erst im Jahre 1376 befahl Kaiser Karl den Ein-

15) Dieses Baumaterial, besonders zu leichten Konstruktionen und Innenbauten geeignet, führt den Provinzialnamen „Sandsteine"; es ist ein Bimssteine-Konglomerat. D. H.

1) Vergl. rhein. Prov. Bl. 1835. I. S. 3 ff. D. H.

wohnern von Rhenſe, „daz sie *in dem garten* vnd „an der stat, do die kurfursten umb einen ro„mischen kunig zu nennen vnd zu welen uber„eyn pflegen zu komen, als gewonheit van al„der her gewesen ist, *eyn gestuls* machen vnd „daz allewege bewaren vnd halden sulden ewie„lichen“ und dafür verlieh er ihnen eine Zollfreiheit.

Die Urkunde ſteht in Günther's Codex diplomaticus, Th. 3, Abth. 2, S. 794 u. f. Hr. Weihbiſchof Günther bemerkt zu derſelben, daß K. Wenzel die von ſeinem Vater den Rhenſern ertheilte Zollfreiheit in einer Urkunde von 1398 beſtätigt habe, „besunder auch darumb, das sie vnd yre nachkommen daz steynen gestuels als daz ytzo in vrber vnd behoyff des heiligen reichs gebuwet vnd begriffen ist, vurbaz ewiclichen buwich haben vnd bewairen;“ und wie alſo aus beiden Urkunden hervorgehe, daß der Königsſtuhl bei Rhenſe erſt nach dem Jahre 1376 und vor dem J. 1398 erbaut worden ſey, obgleich die Zuſammenkünfte der Kurfürſten an der Stelle deſſelben früher Statt fanden.

Das Ausſehen des Königsſtuhles im 17. Jahrhunderte ſchildert nach eigener „fleißiger Beſichtigung“ Joh. Juſt. Winkelmann in ſeiner Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen und Hersfeld, Bd. 1, S. 121 mit folgenden Worten:

„Deren eigentliche Raths- und Wahlſtatt unge„fehr 2 Musqueten-Schuß am Geſtade des Rheins „von gemellter Statt Rhenſe annoch der Königs„ſtuhl (thronus imperialis) genannt, unter verſchie„denen hohen und dicken Nußbäumen befindlich, iſt „gebauet in die Ründe von Quaterſteinen mit ſie„ben Schwibbögen, ſteht auf neun ſteinernen Seu„len, deren eine in der Mitten, iſt ſonſten ganz of„fen, und darüber gewölbet, hinauf ſteiget man 18 „Staffeln, Treppen oder Steigen, iſt mit 2 ſtarken „Thüren, vermittels deren man ihn feſt verſchließen „kan, verſehen. Seine ganze Ründe und Umkreis

„erſtrecket ſich bei die 40 Ehlen 1½ Viertel, die „Breite 13 Ehlen weniger 1½ Viertel, die Höhe „8 Ehlen und 1 Viertel nach Rhenſer oder Bop„parter Ehlen zu rechnen; iſt mit ſieben Umſitzen vor „die damalige ſieben Kurfürſten gemacht und haben „dero Zeit die Rheiniſchen Kurfürſten zunechſt hier„bei ihre Schlöſſer und Feſtungen gehabt, worauf ſie „zu Nachts ſicher geruhet und wan man in die „Trompete geſtoſſen, hat ein jeder Churfürſt auf ſei„nem Schloß ſolches hören können."

Eine ſpätere Abbildung findet man auch in der Dissertatio topogr. historica de inclita sede regali ad Rense vulgo von dem Königs-Stuhl bei Renz sub praesido Jo. Dav. Koeleri a. 1735 publice habiter a Christ. Godofr. Laur. Rink, ll. cultore. Altorfii litteris Meyerianis. 30 S. in 4.

Koblenz. Dr. Dronke.

III.

Biographiſche Nachrichten von den niederrheiniſchen Aerzten, Reiner Solenander und Wilhelm Fabriz von Hilden.

Von den berühmtern Aerzten — z. B. Bernh. Deſſenius, Joh. Echt, Joh. Khuenius, Joh. und Heinr. Wierus, Heinr. Manlius, Pet. Holzheim, Heinr. Botterus, Math. Ludw. Glandorp, Joh. Slotanus ꝛc. — welche in der zweiten Hälfte des 16. und im erſten Viertel des 17. Jahrh. am Niederrhein lebten, zeichnen ſich beſonders Reiner Solenander und Wilhelm Fabriz von Hilden, als glückliche Pratiker aus.

Reiner Solenander wurde ums Jahr 1521 [1]) zu Büderich im Kleviſchen geboren. Wilhelm IV., Her-

1) Nach van der Linden, de scriptis medicis, libri duo. ed. Merklin. Norimbergae. 1686. 4. pag. 934.

zog von Jülich, Cleve, Berg — welcher überhaupt fähige Köpfe auf seine Kosten studieren ließ — schickte ihn, der Studien wegen nach Löwen, woselbst er sich 3 Jahre aufhielt, um den philosophischen Wissenschaften obzuliegen [2]). Nach dem Gebrauche jener Zeit, wurde er hierauf nach Italien, der damaligen Ernährerinn aller Wissenschaften, geschickt, woselbst er sich sieben ganzer Jahre, und zwar anfangs zu Bologna und Pisa, dann zu Ferrara, Rom und Neapel [3]) aufhielt. Hierauf verwandte er ein paar Jahre auf den Besuch der berühmten Akademien Frankreichs, um sich in seinem Studium zu vervollkommnen. Auf diesen seinen Reisen genoß er des Unterrichts der berühmtesten Männer jener Zeit [4]). In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er von seinem Fürsten, dem Herzoge Wilhelm IV. zum Leibarzte erwählt, zu welchem Posten er wahrscheinlich im Jahre 1559 gelangte [5]), denn im Jahr 1558 war er noch in Frankreich, zu welcher Zeit er zu Lyon seine Schrift: de caloris fontium medicatorum causa, und die erste Sektion seines Concil. medicinal. herausgab. Wir treffen ihn nun, wie aus den Datis zu seinen gegebenen Consilien hervorgeht, nicht immer am Hofe an [6]), sondern bald hier bald dort im Staate seines Fürsten oder dessen

2) Wie J. Harzheim in seiner Bibliotheca Coloniensis etc. Coloniae Agripp. 1747. Fol. pag. 357 schreibt.

3) Hieselbst war er im Jahr 1555, wie er ausdrücklich in seinem Consil. medicinal. Hanoviae. 1609. Sect. I. cons. 20. p. 86 bemerkt.

4) Man vergl. die Vorrede zu seinen Consil. medicinal.

5) Dieselbe.

6) So schreibt er unter andern an einen Kranken (Consil. med. p. 497): Ego absum jam tris septimanos fere ab aula, haesurus hic proxima festa, nisi quod cogito in Comitatum Marchiae ad aegros, quo statim, exactis istis diebus, abiero Doctor Wierus meas in aula vices interea supplet . . . . .
Raptim, 21. December. Anno 76. Büderitiae,

Gefolge, z. B. zu Düsseldorf (11. März 1560—Jan. 67—Jun. 70—Jan. 71—Febr. 72—Dec. 82—April u. Aug. 88—Nov. u. Dec. 90—Nov. 91—Jan. 94—Oct. 94), zu Grevenbroich (8. Juni 82), zu Hambach (15. Juli 69—Dec. 72—ex aula Oct. 76—Febr. 77—Mai 78—Jan. u. Dec. 79—Oct. 82 u. 84—Jun. 87—Oct. 88), Siegburg (9. Sept. 76), Benrad (3. Aug. 66—ex aula Sept. 87) Büderich (Jan. 62—Dec. 76—Jan. 78—Juni 80—14. Dec. 85), Cleve (ex aula Clivensi März 62—17. Mai 63—April 75—Juni 76) und zu Jülich (13. Juli 76—8. Mai 78); ein paar seiner Consilien sind von Königsberg, vom Sept. und Oct. 1573, datirt, wohin er mit Dr. Joh. Wierus, im Gefolge der Prinzessinn Maria Eleonora, Herzogs Wilhelms IV. Tochter als diese zu ihrer Vermählung mit dem Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen dahin zog, kam [7]); dann von Augsburg im Mai 1566, wohin er dem Herzog zum Reichstage begleitete [8]); ferner aus den Bädern zu Spa, vom 17. Juli 1574 und 30. Juli 1575 [9]). Als im Jahr 1574 die Prin-

7) W. Teschenmacher, Annales Juliae, Cliviae, Montium Ad. ed. Dithmar. Fol. Francofurti et Lipsiae 1721. p. 351.

8) Consil. med. Sect. II. cons. 14. p. 150.

9) Ob er hier seinetwegen, oder mit dem Fürsten war, ist nicht bemerkt. — In einem Consil. datirt: Büderich den 14. Dec. 85 bemerkt er, daß er sehr schwach und krank (satis infirmus et aeger) sey. Cons. med. p. 343. — In einem Consilium an Dr. Slotanus zu Köln schreibt er am Ende: Haec sunt mi domine Slotane, quae ad tuas litteras respondere placuit: responsio mea diutius dilata est, quod aliis multis curis et negotiis occupatus distractusque fuerim in hoc meo exilio. Nam cum uxore et liberis jam ultra biennium, domo ab insolento Hispano milite, patriam meam occupante, pulsus omnibusque, meis exutus, primum Vesaliae; jam sesquiennium hic dego.

Raptim, 7. Aug. Ann. 88. Düsseldorpii.

zessinn Anna mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg vermählt werden sollte, kam er im Gefolge derselben, mit Dr. Joh. Lithodius, nach Neuburg [10]).

Solenander schrieb unter andern Consilien an die Doktoren Joh. Sohetius im Lüttichschen, Joh. Meyer zu Hamburg, Abel Sylvius zu Dortmund, Joh. Wier, ebenfalls Leibarzt seines Fürsten, Rob. Keuchenius zu Kaster, Herm. Coverding zu Braunschweig, Joh. Slotanus zu Köln, Gottfr. Echt und Peter de Spina [11]) zu Aachen, so wie an Kranken, z. B. an den berühmten Astronomen und Geographen Gerh. Mercator zu Duisburg ꝛc. — Er übte die Heilkunst mit vielem Glücke aus; auch gilt er für einen eifrigen Beförderer der Reformation am Hofe seines Fürsten [12]). Wann Solenander gestorben, findet man nirgends bemerkt, daß er aber

Damals (im J. 1586) hauste nämlich der Herzog von Parma, Statthalter der Niederlande, mit seinen Spaniern im Klevischen ꝛc.

10) Teschenmacher l. c. pag. 352.

11) In einem an beide gerichteten Schreiben (Sect. V. cons. 22. p. 505) heißt es am Ende: Valete. In terea dum occasio tabellionis hujus datur, alcs te D. D. Godefride amice peto, ut istius *Tabaci Nicotianae* seminum quaedam granula, quae tum, cum tibi in horto adessem, turgentia ostendebas, in futurum in proximo anno sementem, si quandoque ad meos redire contingat, communices. Ego promitto simili munusculo et majori etiam beneficio hoc compensaturum.

Raptim, 9. Oct. Anno etc. 88. Hambachii.

Hieraus sieht man, daß schon damals der, von Jean Nicot im Jahr 1559 aus Spanien nach Frankreich gebrachte Tabak, in unsern Gärten — wenigstens der Kuriosität wegen — gezogen wurde.

12) H. Hamelmanni, opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori etc. ed. Wasserbach Lemgoviae. 1711. p. 1002 et 1014.

1596 noch lebte, geht aus der von Büderich im März dieſes Jahres datirten Vorrede, zu ſeinem Consil med. hervor. Er war verheirathet und erwähnt [13]) von ſeinen Kindern eines Sohnes, Namens Jacob. Solenander hatte einen Bruder, Johann, der gleichfalls Arzt war [14]), und an welchen er ein Conſilium über das Einbalſamiren der Knochen, wie er es in Italien geſehen hatte, ſchrieb [15]).— In der nur allzu bekannten Geſchichte des tragiſchen Endes der unglücklichen Jacobe von Baden, Herzogs Wilhelm's des Guten Gemahlinn, ſollte er auch eine Rolle mitſpielen, indem der Hofmarſchall Schinker von Waldenfels an ihm ſchrieb, daß er Gift bereiten ſolle, daß der Herzoginn in Speiſen oder Arznei gegeben werden ſollte, was aber Solenander mit Abſcheu von ſich lehnte, antwortend: daß er lieber Amts und Lebens verluſtig ſeyn wolle, als den Abdecker und Büttel machen helfen. [16])

Solenander gab heraus: Consiliorum medicinalium Reineri Solenandri, Budericensis, Doctoris, Medici Ducis Cliventium etc. Sectiones quinque. Quarum prima ante annos triginta octo à Joanne Franc. de Gabiano Lugduni edita, et cum consiliis celeberrimi Medici Joannis Montani in 16 excusa; reliquae quatuor ab auctore jam recens additae. Francofurti, apud Andr. Wecheli haeredes, Claudium Marnium et Joan. Aubrium 1506. Fol. — ed. II. Hanoviae, typis Wechelianis apud Marinum et haeredes Joan. Aubrii 1609. Fol. 516 S.— Dieſes Werk iſt ſeinem Fürſten, dem Herzoge Johann Wilhelm, dem Mark-

13) Consil med. p. 344.
14) Sect. V. cons. 1. p. 438—Sect. V. cons. 6. p. 461.
15) Sect. V. cons. 14.
16) Man vergleiche hiermit was Götz v. Rheine (G. Siebel in Elberfeld) im Hermann, Zeitſchr. von und für Weſtphalen. Hagen 1818. Stück 102 u. 103 über jene unglückliche Fürſtinn mitgetheilt hat.

grafen von Brandenburg, Albert Friedrich und den Pfalzgrafen bei Rhein, Philipp Ludwig und Johann, gewidmet. — Ferner: Apologia, qua Julio Alexandrino respondetur pro Argenterio. °Florentiae, apud Leonard. Florentinum. 1556 in 8. — De caloris fontium medicatorum causa, eorumque temperatione, libri duo. Lugduni, apud Joan. Franc. de Gabiano. 1558. in 4°. — Auch erwähnt er einer Schrift, *de characteristicis*, welche er geschrieben habe [17]), ob sie aber gedruckt worden ist, finde ich nirgends bemerkt.

Wilhelm Fabriz, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Hildanus genannt, wurde im Jahr 1560 [18]), zu Hilden bei Düsseldorf geboren. Er war anfangs in Neuß bei dem Chirurgus, Magister Joh. Dumgens in der Lehre [19]), woselbst wir ihn in den Jahren 1576 und 77 antreffen; wie lange er aber bei demselben war, ist nicht zu finden. Ob er nun gleich hierauf oder erst später, die Universität Köln besucht habe, ist nicht bekannt, nur weiß man soviel, daß er unter Dr. Arnold Manlin, ordentl. Professor in der medizinischen Fakultät daselbst, promovirt hat, welchen er selbst seinen Lehrer und Promotor nennt [20]). Dann kam er an den Hof Wilhelm's des IV. Herzogs von Jülich, Cleve, Berg, wo er unter Leitung der Leibärzte Johann und Galenus Wierus, Reiner Solenander's [21]), besonders aber unter der speziellen des vortrefflichen Leibchirurgen Cosmus Slotanus, den er seinen Lehrer

17) Sect. IV. cons. 20. p, 381 et 502.

18) Nach van der Linden l. c. p. 373, welcher aber fälschlich schreibt: daß er zu Hilden, einem Orte in der Schweiz, geboren worden sey.

19) Hildani observat et curation. chirurgicarum centuriae quinque. Lugduni 1641. Tom. I. p. 138 et 293.

20) Hildani Opera. Francofurti. 1682. (Epistolar. centuria) pag. 962—Centuriae l. c. Tom. I. p. 412.

21) In epistola, dedicatoria ad centur. secund.

nennt, seine Kunst auszuüben anfing [22]); wann er dahin gekommen ist, ist nicht ganz gewiß anzugeben, doch scheint es in das Jahr 1581 zu fallen, wo wir ihm zuerst bei C. Slotanus antreffen [23]); eben so wenig ist es bekannt, wie lange er bei demselben gestanden hat, nur so viel geht aus einer Stelle [24]) hervor, daß er noch im Jahr 1585 bei ihm war. Im Jahr 1587 [25]) nach andern 1586, wurde er als Arzt nach Lausanne berufen, und nahm, während seines Aufenthaltes daselbst, beim Apotheker Claud. Marionianius Unterricht in der Pharmazie [26]). Im Jahr 1589 kehrte er von Lausanne nach Hilden zurück [27]), und treffen ihn, nun in seinem Vaterlande, bald hier bald dort praktizirend, an, so z. B. in den Jahren 1590, 92, 93, 94 und 1600 zu Hilden; 1593, 94, 95, 96, 98, 99 und 1600 zu Köln. Dann übte er seine Kunst zu Peterling in der Schweiz aus, kam aber im Jahr 1611 wieder, und zwar

22) Centuriae l. c. Tom. I. p. 28, 45, 98, 187. II. p. 185. So treffen wir ihn unter dem 20. Aug. 1582 im Gefolge des Herzogs auf dem Schlosse zu Bensberg, **mit Galenus, Wierus und Cosmus Slotanus.** Centur. I. p. 297.

23) Centuriae I. p. 28. Ante annos decem et amplius cum darem operam praedicto praestantissimo Archichirurgo Cosmo Slotano, missus ab eo in oppidum. Langenberg. 8. Septembris 1581 ut ibi curarem varios aegrotos etc.

24) Centuriae II. p. 291, wo er unterm 14. Juli 1609, von Peterling aus, schreibt: ante annos viginti quatuor cum apud praestantissimum Cosmum Slotanum praxin chirurgicam exercerem etc.

25) Opera p. 553.

26) Centuriae I. p. 366. Claudius Marionianius Lausannensis, pharmacopola exercitatissimus, in re pharmaceutica praeceptor meus fidelissimus etc.

27) Centuriae II. p. 160. Anno 1589 ex Gallia cum ad paternos lares reversus essem etc. — Tom. I. p. 208.

zum letztenmale nach Hilden um seine Eltern zu besuchen [28]), praktizirte während seines Aufenthaltes daselbst häufig und kehrte in der zweiten Hälfte des Jahrs 1612 wieder zurück. Im Jahr 1614 oder 1615 wurde er vom Rath zu Bern als Arzt und Wundarzt dieser Stadt unter vortheilhaften Bedingungen berufen, und auch daselbst zum Leibarzt von dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden und Hochberg, und dem in der Schweiz lebenden französischen Gesandten, ernannt. [29]). Fabriz litt mehrere Jahre hindurch am Podagra, wovon er die letzten anderthalb Jahre seines Lebens befreit war, dann aber von einem Asthma befallen wurde, woran er zu Bern am 14. Febr. 1634 im 74. Jahre seines Alters starb. [30])

Fabriz war verheirathet [31]). Sein erstgeborner Sohn starb am 8. Juni 1595 zu Köln [32]); ein anderer war ums Jahr 1615 bei dem Doktor Peter Blandinus zu Genf in der Lehre [33]); derselbe, oder ein anderer, welcher im Sommer 1627 aus Italien zurückgekehrt war, darnach eine Reise durch Frankreich gemacht hatte, starb in Belgien. [34])

28) Centur. II. p. 78.

29) Neuer Unterricht für Wundärzte. Halle. 1785. 1r Th. S. 141.

30) v. d. Linden l. c. p. 373—Harzheim l. c. p. 339. Letzterer irrt aber, wenn er sagt, daß Fabriz sich zuletzt wieder zu Hilden aufgehalten habe.

31) Daß in seiner Abwesenheit seine Frau oft Beinbrüche und Verrenkungen wieder einrichtete und heilte, wird (Centur. I. p. 303) erwähnt.

32) Cfr. Tractat. de lithotom vesicae (Opera).

33) Centur. II. p. 85.

34) Opera p. 591. Belgium nennt er gewöhnlich sein Vaterland, was also auch hier wohl darunter verstanden werden muß. — Sehr wahrscheinlich ist es, daß dieser in Belgien verstorbene Sohn derjenige ist, dessen in der Vorrede zu den Opera erwähnt wird, wo Fabriz schreibt, daß sein verstorbener jüngster Sohn Pe-

Er stand mit den berühmtesten Aerzten seines Zeitalters im Briefwechsel z. B. mit Mich. Döring, Professor zu Gießen, Joh. Griffon, Arzt zu Genf, Dan. Sennert, Prof. zu Wittenberg, Paul Lentulus Stadtarzt zu Basel, Kasp. Bauhin, Leibarzt des Herzogs von Würtemberg und Prof. zu Basel, Jac. Zwinger, Prof. ebendaselbst, Joh. Jac. Krafft, Arzt zu Neufchatel, Greg. Horst, Leibarzt des Markgrafen Ludwig von Hessen, und Prof. zu Gießen, Dan. Daniels, Arzt zu Duisburg, Kasp. Hoffmann, Prof. zu Altorf, Peter Holzheim, Prof. zu Köln und Leibarzt des dasigen Kurfürsten, Pet. de Spina zu Aachen ꝛc. — Außer zu Hilden, praktizirte er am Niederrhein, zu Rheindorf bei Opladen, auf dem Hause Nesselrath bei Leichlingen, zu Solingen, Kronenberg, Wald, Haan, Mettmann, Langenberg, Hattingen, Essen, Düsseldorf, Köln ꝛc.

Fabriz schrieb theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache. In deutscher Sprache schrieb er über die Vortrefflichkeit der Anatomie [35]), über das Elend des menschlichen Lebens, über den christlichen Schlaftrunk, die Bräune, den Blasensteinschnitt und die Behandlung der Schußwunden, welche Abhandlungen einzeln her-

ter unter der Anleitung des vortrefflichen Botanikers Dr. Jak. Hagenbach auf einigen Exkursionen durch die Holwege der Schweiz große Fortschritte in der Kräuterkenntniß gemacht, und ein Herbarium von mehr als 700 Pflanzen gesammelt habe.

35) Hierüber schrieb er unter andern an Kasp. Hoffmann, Prof. zu Altorf: Mississem libellum meum *de praestantia anatomiae*, nuper germanico idiomate excusum, nisi distantia loci obstaret. Non autem doctis, sed tyronibus artis chirurgiae et barbitonsoribus scripsi; si forsan ipsis ad hoc studium, veluti clavem, et clavem medicinae arripiendum persuadere possem. Centur. II. p. 207. Raptim Bernae 8. Febr. 1625.

auskamen [36]), und bei seinen Lebzeiten, von Andern, theils ins Lateinische, theils ins Französische übertragen wurden. Diese angegebene Traktate wurden theilweise mit seinen übrigen medizinisch-chirurgischen Schriften nach seinem Tode zusammen unter folgendem Titel herausgegeben: Opera observationum et curationum medico-chirurgicarum quae exstant omnia. Francfurti apud Joan. Beyerum 1646 in Fol. — Edit. altera cum Marci Aurelii Severini libro de efficaci medicina. Francofurti ad Moenum, sumptib. Joan. Lud. Dufour Genevensis, typis Balthas. Christoph. Wustii jun. 1682. 1043 Seiten in Fol. — Hierin sind folgende Abhandlungen nach dieser Reihenfolge abgedruckt:

I. Observationum et curationum chirurgicarum. Centuriae sex.

II. De conservanda valetudine: de thermis Vallesianis et acidulis Griesbacensibus, consilium.

III. De thermis Fabariensibus sive Piperinis in Rhetia, epistola.

IV. De Dysenteria, liber annus.

V. De lithotomia vesicae, liber unus.

VI. De gangraena et sphacelo.

VII. De ichore et meliceria Celsi.

VIII. Herniae uterinae historia Michaelis Döringii, cum responsione ad ejus epistolam, in qua

36) Wann? wo? und wie oft? diese Schriften einzeln herauskamen, wird Verfasser dieser Zeilen in einer besondern Schrift, welche vielleicht unter dem Titel: „Die Aerzte und Schriftsteller über Medizin und verwandte Wissenschaften, welche von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1700 (oder 1750) am Niederrhein gelebt haben. Ein Beitrag zu einem Gelehrten-Lexikon dieser Gegend" erscheinen wird, mittheilen. In dieser Schrift sollen die von jedem Arzte ꝛc. vorhandenen biographischen Nachrichten zusammengestellt und deren herausgegebene Schriften genau angeführt werden.

varia de affectibus uterinis, extractione foetus mortui, mercurio et antimonio.

IX. De combustionibus, quae oleo, aqua fervida, ferro candenti, pulvere tormentario, fulmine et quavis alia materia ignita fiunt, liber unus.

X. De vulnere gravissimo, a sclopeti ictu, observatio et curatio singularis: cum instrumentarum novorum adumbratione. —

XI. Tractatus de sclopetaria curatione, latine redditus per Joan. Henr. Cavabrum.

XII. Epistolarum ad amicos, eorumque ad autorem, centuria una. —

XIII. Costa militaris, hoc est, designatio praecipuorum medicamentorum instrumentorumque, quibus medicum et chirurgum castrensem instructum esse convenit.

Eine Ueberſetzung dieſer Werke führt den Titel: Des weltberühmten Guilelmi Fabricii Hildani Ihro Fürſtl. Gnaden des Herzogs von Baden und Hochberg ꝛc. wie auch der löblichen Stadt Bern Leib-, Stadt- und Wundarztes Wundarzney, ganzes Werk, und aller Bücher, ſo vieler derer vorhanden. Aus dem Lateiniſchen in das Deutſche überſetzt durch Friedrich Greiffen, Med. Canditaten. 1652. Gedruckt zu Hanaw bei Joh. Aubry, in Verlegung Joh. Beyer, Buchhändlers zu Frankfurt am Mayn. 1328 Seiten in Fol. — Im Jahr 1641 kamen die fünf erſte Centurien zu Lyon unter dem Titel: Guilhelmi Fabricii Hildani, Medico-chirurgi hace aetate praestantissimi, observationum et curationum chirurgicarum Centuriae; nunc primum simul in unum opus congestae, ac in duo volumina distributae. Lugduni, sumptib. Joan. Ant. Huguetan in 4°. heraus, wovon der erſte Theil die erſte bis dritte und der zweite, die vierte und fünfte Centurie enthalt.

Fabriz war zu ſeiner Zeit einer der berühmteſten

und glücklichsten Praktiker in der Chirurgie, und, wie aus seinen Beobachtungen erhellt, das Orakel von Aerzten und Kranken; er erfand auch verschiedene chirurgische Instrumente.

IV.

Die Rheinmündung. [1])

Der Rhein verliert sich im Sande! das galt ehemals als ausgemachte Wahrheit und verhielt sich in gewissem Sinne auch wirklich also. Denn das Bächlein, welches nach Abzweigung so vieler und großer, unter verschiedenen Benennungen, z. B. Waal, Yssel, Leck, bezeichneten Arme, dennoch den Namen des Stammstroms, Rhein, fortführt, erreichte allerdings das Meer nicht, sondern zerrann zwischen den beiden Dörfern Katwyck op Rhyn und Katwyck op Zee, eine Meile von Leyden, theils im Moorgrunde, theils in den Sanddünen der Nordsee. Allein jetzt hat sich die Sache anders gestaltet, und jener Zwerg-Rhein erreicht wirklich das Meer. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist ihm nämlich, was selbst manche Geographen nicht zu wissen scheinen, wenigstens nicht beachten, ein ehrenvollerer Ausgang bereitet. Es wurde vorzüglich durch die Dünen ein etwa ½ Meile langer und 40 bis 50 Fuß breiter Kanal gegraben, der besonders durch seine Schleusen an der Ausmündung in die Nordsee merkwürdig ist. Vor der letzten Schleuse ist an beiden Seiten des Kanals ein langer, breiter, nach vorn aber an Breite abnehmender Steindamm gebaut. Die Schleuse selbst hat doppelte Flügelthüren und 5 Bogen, welche durch hohe, nach der Seeseite scharf zulaufende Mauern mit einander verbunden

1) Aus Berghaus Ann. d. Erd-, Völker- und Staatenkunde. Juni 1834. S. 295—296. D. H.

sind, woran die Wellen und Eisschollen der stürmischen Nordsee sich brechen, und wodurch die Bogen selbst geschützt sind. Durch die Thore, welche nach der innern Seite zu geöffnet werden, nimmt das Wasser des Rheins seinen Ablauf in's Meer. Indessen dient er nicht, wie man vermuthen möchte, zur Schifffahrt; diese ist, wenn auch die Wassermenge zuweilen hinreichen möchte, durchaus nicht möglich, weil jene Bogen so eng sind, daß sie selbst kein Boot durchlassen. Allein die Bestimmung des Kanals ist auch nicht den Verkehr zu befördern, sondern das Land zu beschützen, und zwar in folgender Art: Fünf Minuten von der Seeschleuse landeinwärts liegt eine zweite Schleuse mit drei Bogen. Fängt nun das Wasser des Meeres an höher zu steigen, als das Rheingewässer, und gegen die Seeschleuse zu stürmen, so werden die Thore geschlossen, so daß nun das Rheinwasser innerhalb beider Schleusen auch steigt und durch seine zusammengedrängte Masse einen sichern Schutzwall für die Schleuse bildet, gegen welchen das Meer vergebens ankämpft. So bezwingt das wilde Element sich durch sich selbst. So nimmt der Rhein, der als wilder Bergstrom aus den Alpen herbeistürmend und in der Nähe seiner Quellen oft ausnehmende Verheerungen anrichtete und die angränzenden Auen weit und breit mit Steingerölle überschwemmte und kaum mit großem Aufwand an Zeit und Geld, an Mühe und Kunst einigermaßen gezügelt werden konnte, am Ende seiner Laufbahn, wiewohl mit fast erschöpfter Kraft, Gefilde weit entlegener Ebenen gegen den Andrang und die Verwüstungen des grausend heranwogenden Oceans in Obhut; so leitet er dagegen, wenn der Schwall sich gelegt, stockendes binnenländisches Gewässer unschädlich von den Fluren ab. So gleicht der Erzvater Rhein dem hochbejahrten hinfälligen Greise, der, durch mannichfache und schmerzhafte Erfahrungen belehrt und endlich

durch Weisheit geleitet noch am Spätabend seiner Tage Gelegenheit findet, mit dem schwachen, aber sorgfältig benutzten, Ueberrest seiner Kräfte auf irgend eine Weise das Unheil einigermaßen wieder zu vergütigen, welches er vormals, als unbesonnener leidenschaftlicher Jüngling, aus Muthwillen oder Irrwahn angestiftet hatte.

V.

Die Irrenheilanstalt zu Siegburg.

Mit dem 31. Dezember v. J. hatte die Irrenheilanstalt zu Siegburg das erste Decennium ihres Bestehens vollendet. In diesem Zeitraum wurden, wie die beiliegende Tabelle nachweiset, 727 Kranke aufgenommen, von welchen sich an dem genannten Tage noch zwei hundert in der Anstalt befanden. Von den übrigen 527, welche aus der Anstalt schieden, mußten 132 als ungeeignet für dieselbe und als unheilbar zurückgeschickt werden, 67 wurden von den Angehörigen, zum Theil noch vor der Entscheidung des Kurversuches, zurückgenommen, 98 starben an mancherlei Krankheiten und zwei hundert und zehn endlich kehrten genesen in den Schooß ihrer Familien zurück. — Obwohl nun diese Zahl der Genesenen immer als ein höchst erfreuliches Resultat der Wirksamkeit der Anstalt betrachtet werden kann, so ist demohnerachtet nicht zu läugnen, daß dasselbe noch ungleich erfreulicher und glänzender hätte seyn können, wenn die Wirksamkeit der Anstalt nicht noch immer durch einen der einflußreichsten Umstände gehemmt und beschränkt würde. Diese Hemmung ihrer Wirksamkeit liegt aber in der schon mehrmals öffentlich zur Sprache gebrachten Fahrlässigkeit der Angehörigen und nächsten Vorgesetzten solcher Kranken, die entweder gar keine

Hülfe für sie suchen oder sie erst dann der Anstalt zu übergeben trachten, wenn sie selbst durch dieselben zu sehr oder zu lange belästigt werden, ihr Zustand aber mehrentheils hülfslos unheilbar geworden ist.

Die Erfahrung lehrt, daß von jeder Anzahl mit Irrseyn befallenen Kranken, mit Ausschluß der an angebornem Blödsinne leidenden, wenn frühzeitig d. h. wenigstens innerhalb der ersten vier Monate nach dem Eintritte der Krankheit, je früher je besser, geeignete ärztliche Hülfe für sie gesucht wird und sie zugleich in solche äußere Verhältnisse versetzt werden, die ihrem Zustande entsprechen, nicht weniger als gegen vier Fünftheil und mitunter sogar noch mehr genesen, während mit jedem für die Nachsuchung der geeigneten Hülfe versäumten Monate, die Wahrscheinlichkeit der Wiederherstellung in einem solchen Maaße abnimmt, daß von denen, bei welchen man die Krankheit schon zwölf Monate sich selbst überlassen hat, kein Fünftheil und von den länger als zwei Jahre vernachläßigten, kaum über ein Zwanzigtheil wieder hergestellt wird.

Hieraus ergiebt sich deutlich genug, einestheils, welche Leistungen von einer gut eingerichteten Irrenheilanstalt begehrt werden können, anderntheils aber auch, welche Verpflichtungen den Angehörigen solcher Kranken obliegen und welche Verantwortung sie auf sich laden, wenn sie diese versäumen.

In Frankreich und England werden in den amtlichen Nachweisungen über den Zustand der Irrenanstalten nur Fälle von weniger als viermonatlicher Dauer als frische oder neue, alle übrigen als veraltete Fälle aufgezählt und für mehrere der größten englischen Institute dieser Art besteht die strenge beobachtete Vorschrift, daß keine Kranken darin aufgenommen werden dürfen, die schon länger als zwölf Monate an Irreseyn litten, weil man solche in der Regel schon als unheilbar ansieht, während auf der

andern Seite die Angehörigen ſolcher Unglücklichen ſelbſt, oder die Ortsbehörden, es immer mehr als eine Pflichtverletzung anſehen, wenn ſie für deren Wiederherſtellung die nöthigen Schritte zu gehöriger Zeit zu thun vernachläßigen ſollten.

Wie anders aber verhält es ſich in dieſer Hinſicht in den preußiſchen Rheinprovinzen? — Unter den 727 Individuen, die der Irrenheilanſtalt zu Siegburg übergeben wurden, waren nicht weniger als 387, alſo mehr als die Hälfte, ganz veraltete und mehr oder weniger für die Anſtalt durchaus ungeeignete, hoffnungsloſe Fälle, während ſich auch unter den übrigen 340 Kranken nicht ein Sechstheil friſcher Fälle nach der oben mitgetheilten Beſtimmung befand, indem bei den meiſten derſelben das Uebel ebenfalls nicht nur ſchon viele Monate lang, ſondern bei vielen ſchon über ein Jahr und bei manchen ſelbſt zwei Jahre und darüber beſtanden hatte. Und iſt man auch geneigt hierbei die Erinnerung gelten zu laſſen, daß es zur Zeit der Eröffnung der Anſtalt eine größere Anzahl älterer Krankheitsfälle geben mußte, die doch noch in gewiſſem Maaße, eines Heilverſuches werth ſchienen, ſo iſt dagegen zu bemerken, daß nicht nur bei weitem die größere Zahl jener hoffnungslos gewordenen Fälle der Anſtalt erſt zugeführt wurden, nachdem dieſelbe mehrere Jahre beſtanden hatte, ſondern daß ohnerachtet die Anſprüche, welche die Anſtalt auf das Vertrauen des Publikums machen darf, mehr und weniger allgemein anerkannt ſind und immer mehr jedes Hinderniß beſeitigt worden iſt, was die ſchnelle Zuführung der Kranken erſchweren konnte, ein gleiches Verfahren noch immer fortdauert — eine Behauptung, die ſich durch das Ergebniß der Aufnahme des letzten Jahres nur zu ſehr beſtätigt findet.

Unter den 97 Kranken nämlich, die der Heilanſtalt in dem Laufe des Jahres 1834 übergeben wur-

den, hatte die Krankheit vor ihrer Aufnahme bei 48 Individuen schon über 1, 2, 3 u. 4 Jahre und länger bestanden, oder war nach häufigen frühern Anfällen wiedergekehrt; bei 24 andern hatte sie bereits 5 bis 12 Monate gewährt und drei standen bei ihrer Zuführung durch Lungenschwindsucht und Nervenfieber schon dem Tode nahe, so daß also von der Gesammtzahl nur 22 übrig bleiben, welche der Anstalt innerhalb der ersten vier Monate nach dem Ausbruche der Krankheit, also in dem für ihre Wiederherstellung günstigen Zeitraume übergeben wurden. Von diesen letztern sind bis jetzt bereits eilfe, also die Hälfte, genesen und zum größten Theile aus der Anstalt entlassen, während von den zuerstgenannten 48 Individuen erst einer genesen ist und nur höchstens noch fünf andere eine entschiedenere Hoffnung für ihre Wiederherstellung gewähren, fast alle übrigen aber gegenwärtig schon als unheilbar betrachtet werden müssen, so wie auch von den übrigen 24 Individuen nur für die bei weitem geringere Zahl ein günstiger Erfolg des Kurversuches mehr zu erwarten steht und im Ganzen also kaum Ein Fünftheil jener 72 zu spät eingesandten Unglücklichen wieder hergestellt werden wird.

Und was ist an diesem traurigen Resultate schuld? Wie schon gesagt, keineswegs irgend eine Schwierigkeit die Kranken in das Institut aufgenommen zu sehen, da eine solche Schwierigkeit nicht nur für einigermaßen für die Anstalt geeignete Kranke nie bestanden hat, sondern selbst so viele schon fast hoffnungslos gewordene Kranke noch aufgenommen wurden; da keine Gemeinde für einen aufgenommenen mittellosen Kranken den geringsten außerordentlichen Beitrag zu zahlen hat; da die Königlichen Regierungen in jedem vorkommenden Falle ohne Ausnahme die größte Bereitwilligkeit zeigen, augenblicklich nach Bedürfniß ganze oder halbe Freistellen zu bewilligen und da in dringenden frischen Fällen, wo

es wichtig scheint, den Kranken sogleich der Anstalt zu übergeben, schon der Direktor derselben die einstweilige Aufnahme zugibt, wenn nur die betreffende Gemeinde bis zur Erwirkung der Bewilligung einer Freistelle von der Königl. Regierung, zu der sie gehört, einstweilen sich für den Betrag einer vierteljährigen Pensionsquote verbürgt, ohne genöthigt zu seyn bei der Uebergabe der Kranken irgend eine Zahlung zu leisten.

Indessen dürfte man vielleicht glauben, daß eine besonders zärtliche Rücksicht für die Kranken hier im Spiele sey, welche die Angehörigen derselben bedenklich macht, sie von sich zu lassen und sie der Irrenanstalt zu übergeben, welche Bedenklichkeit wirklich in einzelnen Fällen vorkommen mag, aber gewiß am seltensten die Uebergabe der Irren an die Heilanstalt verzögert. Denn wenn man weiß, wie schwierig die Verpflegung und Beschränkung solcher Kranken in Privathäusern ist und wie hart dieselben daher, wenn auch nur aus Noth und weil die mildern Beschränkungsmittel nicht zu Gebote stehen, in ihren eigenen Wohnungen oft gehalten werden, und wenn man so häufig die Erfahrung macht, wie solche, längere Zeit in ihrer Heimath verpflegte Irren mit den schrecklichsten Spuren roher Gewalt und Grausamkeit an ihrem Leibe tragend, der Heilanstalt zugeführt werden, so überzeugt man sich nur zu bald, wie hier ganz das Gegentheil von Menschlichkeit und liebender Sorgfalt waltete. — Wurden doch im Jahre 183½, innerhalb 15 Monaten, allein drei Kranke der Heilanstalt übergeben, die alle drei 12 bis 15 Wochen nach ihrer Aufnahme lediglich an den Folgen der Wunden starben, die sie aus ihrer frühern Verpflegung mitbrachten, welche ihnen vor ihrer Hierhersendung zu Theil ward. In einem vierten ähnlichen Falle kam zufällig ein Verwandter an den Ort, wo eine solche Unglückliche, eine Frau von 34 Jahren, aufbewahrt wurde.

Er traf sie in einer Art hölzernen Verschlag im Monat October 1831 halb nackt, ohne Decke auf den mit ihrem Unrathe vermengten, schon halb zerstäubten Stroh liegend, im elendesten Gesundheitszustande, mit vielen scheußlichen Wunden, in welchen die Enden des kurzen Strohes staken. Von Mitleid ergriffen, bat der oben erwähnte Verwandte mich für die Aufnahme der Elenden in die Anstalt Sorge zu tragen. Diese fand weder Schwierigkeit noch Aufenthalt. Aber die Kranke konnte nur durch die mühsamste und langwierigste Pflege dem nahe drohenden Tode, der ihr zumal von den brandigen Geschwüren drohte, entrissen werden, ward am Ende aber doch, in aller Hinsicht genesen, aus der Anstalt entlassen.

Der Ort, wo diese Frau lebte, war nicht anderthalb Stunden von Siegburg entfernt und es war kein Grund vorhanden, an der schnellen Aufnahme und an der Bewilligung einer Freistelle für die Kranke zu zweifeln, sobald nur die geeigneten Schritte dafür geschahen. Und durften die Angehörigen sie zu thun unterlassen, durfte dies die Ortsbehörde und konnte es dem Ortsgeistlichen unbekannt bleiben, wenn ein Kind seiner Seelsorge sich Monate lang in einer solchen Lage befand! — Aber ähnliche Gräuel müssen der Natur der Sache nach, bei ähnlicher Vernachläßigung nicht selten vorkommen und ich habe diesen nur enthüllt, um diejenigen, denen die Sorge für diese Unmündigen obliegt, auf eine hoffentlich eindringliche Weise daran zu erinnern, welche schwere Verantwortlichkeit sie durch ihre Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit auf sich laden.

Doch treffen die Folgen dieser Verwahrlosung nicht die elenden Kranken allein, die nun statt der Gesundheit und dem freien Gebrauch ihrer Geisteskräfte wiedergegeben zu werden, allein durch die Schuld derer, auf deren Hülfe und Schutz sie zunächst zu zählen berechtigt waren, den Rest ihrer Tage in

Wahnsinn zubringen und in diesem des traurigsten Todes sterben müssen, sondern es ist zugleich ein Gegenstand, der in medizinisch-polizeilicher Hinsicht von Wichtigkeit ist. Insofern nämlich wirklich ⅘ Theile aller für eine Heilanstalt geeigneten Irren als genesungsfähig anzusehen sind — und wo sie nicht genesen, muß es auf die eine oder die andere Weise an der Anstalt liegen — so geht daraus hervor, für welch' eine verhältnißmäßig geringe Zahl unheilbarer Irren der Staat zu sorgen haben würde, wenn die Vorschriften der Menschlichkeit und der Religion gegen die auf solche Weise Erkrankenden erfüllt würden, so daß hieraus ein neues Motiv hervorgeht, dahin zu sehen, daß solche nicht vernachläßigt werden. Doch muß der Hauptantrieb hierzu stets aus dem Herzen und Gewissen derer hervorgehen, welche die Vorsehung solchen Unglücklichen, sey es als Verwandte und Freunde oder als Vormünder, Obrigkeiten, Seelsorger oder Aerzte, als Gegenstand ihrer Sorge zugewiesen und anvertraut hat, und an diese ist daher auch diese Aufforderung zuächst gerichtet.

Siegburg, den 4. April 1835.

Dr. Jacobi.
Königl. Ober-Medicinalrath
und Direktor der Irrenheilanstalt.

Tabell

über die Wirksamkeit der Irrenhe

Jahrgänge.	Bestand vom vorigen Jahre. 1.		Neue Aufnahmen. 2.		Summe. 3.		Von den Aufgenommenen waren			als genesen 7.	
	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	als entschieden und geeignet für die Anstalt zu betrachten 4.	nur in einem äußern geringen Grade als geeignet für die Anstalt zu betrachten 5.	als für die Anstalt mehr geeignet zu betrachten 6.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.
1825	—	—	35	13	35	13	18	15	15	1	1
1826	32	11	23	15	55	26	8	4	26	9	5
1827	35	17	20	8	55	25	9	2	17	4	8
1828	37	13	50	19	87	32	24	16	29	9	3
1829	61	24	52	35	113	59	42	13	32	10	7
1830	88	44	57	36	145	80	37	17	39	18	6
1831	100	52	45	33	145	85	17	13	48	17	11
1832	110	57	56	33	166	90	21	23	45	15	15
1833	130	61	66	34	196	95	21	28	51	22	14
1834	133	60	64	33	197	93	23	36	38	26	9
			468	259			220	167	340	131	79
	—		727		—		727			210	

Nach dieser Uebersicht verhält sich:

a) die Zahl der Genesenen, Rubr. 7, zur Gesamm

b) desgl. desgl. Rubr. 7, zur Zahl der n der Ungeeigneten, Rubr. 4, wie . . . . .

c) desgl. desgl. Rubr. 7, zur Zahl der G

Ebenso verhält sich:

d) die Zahl der Gestorbenen, Rubr. 11, zur Ges

e) desgl. der unter den Gestorbenen befindliche Zahl der Aufgenommenen, mehr und minder G

f) desgl. der unter den Gestorbenen befindlichen unter den Aufgenommenen befindlichen Geeignete

Im Ganzen starben von den ganz ungeeigneten u ge ungestört fortgeschrittenen Zerrüttung ihrer G von den 340 mehr geeigneten Kranken aber, bei d

Nachweisung

zu Siegburg während der Jahre 1825—34.

Entlassungen								Bestand am Schlusse des Jahres.		Von den Gestorbenen trafen, auf die			
als unheilbar und für die Anstalt ungeeignet zurückgeschickt		Von den Angehörigen früher zurückgenommen		gestorben		Summe.				als entschieden ungeeignet für d. Anst. zu Betrachtenden	als nur in einem äußerst geringen Grade f. d. Anst. Geeign.	als für die Anstalt mehr geeignet zu Betrachtenden.	Summe.
9.		10.		11.		12.		13.		14	15.	16.	17.
Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.	Männl. Kranke.	Weibl. Kranke.				
1	1	—	—	1	—	3	2	32	11	—	—	1	1
6	—	1	1	4	2	20	9	35	17	3	—	3	6
3	3	6	—	2	—	18	12	37	13	—	2	—	2
6	1	2	—	5	3	26	8	61	24	3	3	2	8
4	5	3	1	5	2	25	15	88	44	3	3	1	7
10	13	6	4	9	4	45	28	100	52	9	3	1	13
7	11	6	4	5	1	35	28	110	57	4	1	1	6
5	5	6	5	9	4	36	29	130	61	7	3	3	13
14	13	8	3	18	5	63	35	133	60	12	5	6	23
13	11	9	2	13	6	62	28	135	65	12	4	3	19
69	63	47	20	71	27	333	194			53	24	21	98
132		67		98		527		—					

Aufgenommenen, Rubr. 2, wie . . . . . 29 : 100

minder Geeigneten, Rubr. 5 u. 6, nach Abzug . . . . . 41 : 100

Rubr. 6, wie . . . . . 62 : 100

der Aufgenommenen, Rubr. 2, wie . . . . . 13½ : 100

und minder Geeigneten, Rubr. 15 u. 16, zur Rubr. 5 u. 6, wie . . . . . 9 : 100

eignet zu Betrachtenden, Rubr. 16, zur Zahl der 6, wie . . . . . 6 : 100

geeigneten 387 Kranken, bei der schon so lan- 77

Zerrüttung noch nicht so bedeutend war, nur 21

VI.

Die Provinzial-Rechte in Rhein-Preußen.

Bei den jüngst geschehenen Verlautbarungen über die im Werke begriffene Ermittelung und Festsetzung des partikularen Rechtszustandes in der Rheinprovinz (s. im 3. Hefte d. Pr. Bl. Jahrg. 1835 p. 248 ff.), war es die Absicht, — nebst Beleuchtung des Wesens und der örtlichen Beziehungen der Angelegenheit, so wie unter Anzeigung der schon vollbrachten und noch zu bewirkenden Vorarbeiten — den Aeußerungen mitwirkender Theilnahme der Landesbewohner an dem für sie hochwichtigen, rubrizirten Gegenstande, einen geeigneten Ort und Anhaltspunkt zu bieten.

Damals konnte, bei noch ermangelnder Kundbarkeit der Ergebnisse des vierten rheinischen Provinzial-Landtages, der allgemeine Grundsatz künftiger Verfahrungsweise, bei Festsetzung der rheinischen Provinzialgesetze, nur im Allgemeinen berührt werden; jetzt aber — wo desfalls, durch weitere Eröffnung der Allerhöchsten Willensmeinung, eine bestimmtere Richtung gegeben ist — erscheint es zeit- und zweckgemäß, als Ergänzung des jüngst Gesagten, nachträglich Folgendes noch anzumerken.

Die Rheinprovinz, — deren größter Theil auch unter dem Druck der Fremdherrschaft, den Vortheil der Mitgliedschaft eines großen Staates und der Theilnahme an dessen positiver Gesetzgebung nicht mißkannte — hat in ihrer Gesammtheit und durch zwanzigjährige Erfahrung, den höhern Vorzug ihrer Vereinigung mit der preußischen Monarchie tief erkannt; und als besondere Zeichen der dadurch begründeten Empfindungen ihrer Bewohner sind unstreitig die jüngsten an den Stufen des Thrones, rücksichtlich der Provinzial-Legislation, geschehenen Bitten ihrer gesetzlichen Vertreter zu er-

achten. Das dabei nothwendig vorwaltende Vertrauen in die landesväterliche Fürsorge eines geliebten Königes, erzeugte ehrenwerthes Streben: nach möglichst vollständiger und baldiger Erreichung des Wünschenswerthen; und fand die ehrfurchtsvolle Kundgebung solcher Gesinnung, eine, das Allgemeine und Besondere mit gleicher Weisheit und Sorge umfassende, Allerhöchste Würdigung

Dieses erfreuliche Ergebniß wird durch den von des Königes Majestät am 3. März d. J. vollzogenen Landtags-Abschied für die zum vierten Landtage versammelt gewesenen rheinischen Provinzialstände evident, denn dessen Bestimmungen (A. §. 10 u. B. §. 15) im Vereine mit den frühern Königlichen Eröffnungen, rücksichtlich der hier in Rede stehenden Angelegenheit, stellen als Haupt-Grundsätze des seitherigen und künftigen Verfahrens fest:

1) Daß die Rheinprovinz in ihren, mit der Gesammtheit des Staates gemeinsamen Angelegenheiten, wie seither auch ferner, durch allgemeine Gesetzesnormen für die ganze Monarchie, mit dieser in inniger und fester Verbindung erhalten und befestigt werden soll;

2) Daß die durch Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner sich entwickelt habenden, und durch die vorgefundenen ältern und jüngern Rechtsinstitute festgesetzten, noch gültigen und als gut sich bewährt habenden, privatrechtlichen Normen, unbeeinträchtigt bleiben sollen; und endlich

3) Daß die schon ermittelten und ferner sich ergebenden rein provinziellen Angelegenheiten der Verwaltungs- und Polizeipflege des Landes, nebst ihren persönlichen und sachlichen Rechtsbestimmungen, — entweder fortschreitender, abgesonderter, neuer Regelung unterworfen, oder in ihrem ältern Bestande ermittelt, festgesetzt und allgemein erkennbar gemacht werden sollen.

Die Allerhöchst verheissene Anwendung dieser,

Grundsätze muß Resultate erzeugen, welche dem landesväterlich beabsichtigten, und durch die Bitten der Landesdeputirten bezielten Zweck: Sicherheit des Rechtszustandes in Rhein-Preußen — zuverläßig erfüllen werden; die Möglichkeit der Erreichbarkeit solchen Produktes, ist aber nur dann annehmbar, wenn die (in d. Prov.Bl.) früher schon bezeichneten desfallsigen Vorarbeiten unausgesetzt betrieben werden, denn die Erkennbarkeit des früher Bestandenen ist und bleibt die erste Bedingung aller weitern, allseitig beabsichtigten Fortschritte.

Außerdem wird aber auch die für Gegenwart und Zukunft gesicherte, allgemeinste und spezielste Kundbarkeit der, durch frühere Zersplitterung des Landesgebietes und mangelhafte Einrichtungen, wirklich sinnverwirrenden und verdunkelten ältern, nunmehr provinziellen Legislation, einen besondern und wesentlichen Nutzen stiften, denn — wenn auch die neue Aufstellung des gesammten rheinischen Partikular-Rechtes, dem dazu erforderlich gewesenen Material, nur noch den Werth eines geschichtlichen Nachweises früherer Zustände lassen möchten — so muß die dadurch allein mögliche Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart eine, auf Erkenntniß sich stützende Empfindung erzeugen, welche geeignet ist, in jedes ehrlichen Rheinpreußen Brust, die unbezweifelt vorhandene Liebe und Verehrung für König und Vaterland zu steigern.

Geschrieben im April 1835. (*.I.*)

VII.

Der Wollmarkt in der Rheinprovinz.

Herr Gutsbesitzer Simons hat in dem Vortrage, den er am 7. Mai d. J. in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Ver-

eins gehalten hat und den die rhein. Prov. Bl. 1835. I. S. 297 f. aufgenommen haben, recht augenscheinlich gezeigt, wie ein Wollmarkt in der Rheinprovinz — und nach seiner Ansicht speciell in Köln — ein großes Förderungsmittel der rheinischen Schafzucht werden könnte. In der Rhein- und Moselzeitung vom 11. April d. J. ist ein Ungenannter mit Anerkennung für jene Idee im Allgemeinen aufgetreten, hat aber die Frage näher erörtert: ob wegen des dabei hauptsächlich zu berücksichtigenden leichten Transports der Wolle an den Ort des Verkaufs und des bequemen und sichern Absatzes dieser Waare die Stadt Köln oder Koblenz der geeignetste Ort dazu sey. Er beantwortet die Frage günstig für Koblenz. Koblenz bilde den Mittelpunkt zwischen der Eifel, dem Hundsrücken und dem Westerwalde, wo die meiste Schafzucht in der Provinz bestehe und zu erwarten sey; in Betracht der geographischen Lage, des Zusammenflusses der Mosel und des Rheins, der gut unterhaltenen Straßen in das Innere der genannten Gegenden und wegen der Nähe und der lebhaften Kommunikation, welche Koblenz mit denselben unterhält, wäre dieser Stadt der Vorzug zu Errichtung eines Wollmarktes zu geben. Es fehle auch Koblenz nicht an kommerziellen Verbindungen, Lokalien u. s. w.

Zwei Städte scheinen nun hiernach schon auf den projektirten Wollmarkt in der Rheinprovinz Anspruch zu machen: aber damit sind die Akten noch nicht geschlossen; sie haben sogar Vorgänger, welche eingesehen und berücksichtigt werden müssen, da eine dritte Stadt darin mit noch ältern und auch wohl mehr begründeten Ansprüchen auf den Wollmarkt auftritt. Es ist dies nämlich die Stadt Aachen.

Die Stadt Aachen hat längst bedeutende Wollhandlungen, Sortirungsanstalten u. s. w. Dieser Handel, besonders mit sächsischen Wollen, welcher

die Tuchfabrikanten von Düren bis Verviers approvisionirt, hatte während der französischen Regierung bereits eine solche Ausdehnung und Wichtigkeit erhalten, daß ein kaiserliches Dekret im Jahr 1813 einen Wollmarkt (Marché aux laines) zu Aachen anordnete [1]), welcher wegen der bald darauf erfolgten Regierungsveränderung im Jahr 1814 nicht gleich zur Ausführung kam, und in den nächst darauf gefolgten Jahren wegen der Handelskrisis, welche die dortigen Fabriken zu bestehen hatten, nicht beachtet wurde. Im Jahre 1828 ist aber die Sache wieder ernstlich zur Sprache gekommen, sie ist mehrfach von Einsichtigen, Behörden und Privaten, begutachtet worden, und es soll die Königl. Regierung zu Aachen Anträge auf Ausführung jenes Dekrets, mit den geeigneten nähern Vorschlägen, höhern Orts vorgelegt haben. Welche Ansichten sich dort darüber aufgethan haben, ist dem Referenten nicht bekannt geworden. Zur Ausführung aber kam es vorläufig nicht.

Daß sich seitdem der vereinzelte Wollhandel in Aachen noch immer mehr gehoben hat, ist wohl nach der bedeutend vorgeschrittenen Tuchmanufaktur nicht zu bezweifeln. In Zahlen vermögen wir diese Zunahme nicht anzugeben. Die Zahlen von 1827 für den Aachener Wollhandel liegen uns aber zufällig vor. Wir theilen sie hier mit. Nach den Registern des Aachener Hauptzollamtes hatten die Wollhänd-

1) In Bezug hierauf sagte der Präfekt des Roerdepartements in einer Rede, welche er am 1. August 1813 in Aachen hielt: „Utile aux propriétaires des troupeaux, aux manufacturiers et aux consommateurs, et conservant une forte partie de numéraire qu'exigeait l'extraction des laines de Saxe et de Silésie, un grand marché, originairement dû au successeur de Charlemagne, va être établi par Sa Majesté à Aix-la-Chapelle.“ (Recueil des actes de la préfecture du Dép. de la Roer, en 1813. p. 210.)

ler im Jahre 1827 einen kontirten ausländischen Wollbestand von 35,000 Ctr., wovon 23,000 Ctr. mit 1 Thlr. Transitabgabe ins Ausland und 6230 Ctr. frei im Inlande verkauft wurden. Außerdem transitirten in demselben Jahre und direkt ohne Niederlage und Contirung circa 16,000 Ctr. ausländischer Wolle mit 1 Thl. Transitgebühren. Zu den im Inlande verkauften 6230 Ctr. ausländischer Wolle sind wahrscheinlich zuzurechnen circa 24,000 Ctr. inländischer Wolle, welche die hiesigen Wollhändler oder Fabrikanten angeschafft haben, wonach der Verbrauch im Regierungsbezirk Aachen an in- und ausländischer Wolle schon auf mehr als 30,000 Ctr. anzuschlagen ist. Die Aachener Wollhändler und die Fabrikanten verkaufen oder verarbeiten also jährlich wenigstens 54,000 Ct. deutscher Wolle, die, im Durchschnitt den Centner zu 50 Thlr. angeschlagen einen jährlichen Umschlag von 2,700,000 Thlr. bilden. Würden die direkt transitirenden 16,000 Ctr. ausländische Wolle durch einen Markt aufgehalten, so fielen jährlich 70,000 Ctr. Wolle in die Hände des Handelsplatzes von Aachen, welche Quantität auch noch durch Heranziehung süddeutscher Wollen, die jetzt nicht transitiren, im Wege des Markts vermehrt werden dürften.

Wo ein so großer Handel mit ausländischen Wollen und mit Wollen aus andern Provinzen unseres Staates von lange her schon besteht, wo die Fabrikanten, welche sie ankaufen und verarbeiten an Ort und Stelle oder in der Nähe wohnen, in Aachen also ist der Flor eines Wollmarkts von vorne herein schon völlig gesichert. Die Wollen aus der Provinz würden auf demselben ebenfalls nothwendig zum Verkaufe gebracht werden müssen. Aachen liegt dazu nicht unvortheilhaft; die Eifel, der Hundsrücken, der Westerwald sind nahe genug. Frachten gehen durch den Markt in Aachen nicht verloren, da die Wolle doch hier verbraucht wird oder durch

Aachen passiren muß. Daß die Producenten der rheinländischen Wollen zum Theil etwas näher bei Koblenz und Köln wohnen, kann kein Hinderniß darbieten; die kurze Weiterreise der Producenten kömmt, bei den übrigen großen Vortheilen, welche der Markt von Aachen darbieten würde, zu Gunsten Köln's oder Koblenz nicht in Anschlag. Aachen ist so gut eine Handelsstadt wie Köln, wenn auch in etwas kleinerm Maaßstabe, und in dieser Beziehung viel bedeutender als der eigentlich militärische Punkt von Koblenz; an Banquiers und disponiblen Geldmitteln, auch an kommerziellem Sinne fehlt es in Aachen nicht.

Der Handel mit fremden, nicht in der Provinz erzeugten Wollen würde vor der Hand für den rheinischen Wollmarkt die Hauptsache seyn: der Verschleiß der Wollen aus der Rheinprovinz würde sich an jenen Haupthandel nur anschließen, und so allerdings nach und nach, wie Herr Simons gründlich entwickelt hat, ein Förderungsmittel der bereits im Steigen begriffenen rheinischen Schafzucht werden. Der Verf. des Aufsatzes in der Rhein- und Moselzeitung dürfte daher den eigentlichen Stand der Sache nicht ganz richtig gegriffen haben, wenn er sagt: „Zu einer europäischen Wichtigkeit wird sich ein Wollmarkt in unserer Provinz nie heben. Der Hauptzweck kann nur der seyn: dem Landmanne einen erleichterten und direkten Absatz zu verschaffen."

Der Markt würde auch die Tuchfabrikation der Gegend von Aachen noch befördern, indem durch Verringerung der Wollverkaufsspesen und Verminderung oder Vermeidung der Zwischenhände die dortigen Fabrikanten um so viel mehr mit jenen anderer Staaten überall concurriren könnten.

Für den Wollmarkt in Aachen sprechen so die übereinstimmenden Interessen der inländischen Wollproducenten, der Wollhändler und der Fabrikanten, insbesondere auch die Sicherung der Fortdauer der

von hier aus größtentheils bewirkten Approvisionirung der belgischen Fabriken und des Handels nach England und Frankreich, welche durch die bevorstehende Errichtung der Eisenbahn noch einen mächtig begünstigenden Hebel erhalten würde. So dürfte Aachen sogar gerade diejenige Stadt seyn, welche im Preußischen Staate und mindestens in den rheinischen und westphälischen Provinzen, am allermeisten für einen Wollmarkt von ganz bedeutender, wohl darf man sagen, europäischer Wichtigkeit geeignet wäre, und die Begründung eines solchen daselbst, etwa zweimal im Jahre und jedesmal von acht Tagen, möchte wohl der nochmaligen Empfehlung höhern Orts besonders Werth zu halten seyn. Gewiß würde die Sache nicht ohne Erfolg bleiben bei unsern hohen, alles Gute befördernden Ministerien, wenn nicht belangvolle Gründe, welche dem Referenten nicht bekannt sind, ihr hindernd in den Weg treten müssen.

Referent ist weder Wollproducent, noch Wollhändler oder Fabrikant, auch kein Aachener. Die vorstehende Aeußerung, größtentheils gegründet auf ihn zufällig bekannt gewordenen Nachrichten, glaubte er aber dem sich für den rheinischen Provinzial-Wollmarkt interessirenden Publikum nicht vorenthalten zu dürfen. Mindestens trägt sie zur nähern Aufhellung des zur Sprache gekommenen wichtigen Gegenstandes bei. Widerlegung seiner Ansichten, in gründlicher, öffentlicher Besprechung dargelegt, wird ihn eben so sehr freuen, als ihre Anerkennung, da er nichts sucht und will, als — Licht und Wahrheit zur Förderung des allgemeinen Besten.

VIII.

Ueber Zinkbedachung, ihre Vorzüge und Mängel.

(Schluß).

In Frankreich scheint die Zurichtung der Zinkplatten und die eben berührten Arten von Bedeckungen noch nicht eingeführt zu seyn, indem auf der diesjährigen Industrie-Ausstellung zu Paris von Bietté gewalzte Zinkplatten in der Form wie gewöhnliche Ziegel zum Einhängen, ausgestellt waren. Es leuchtet von selbst ein, daß ein solches konstruirtes Dach vor einem gewöhnlichen Ziegeldach nichts voraus haben kann, als allenfalls geringeres Gewicht. Der Preis muß jedenfalls höher ausfallen; der Regen und Schnee werden dadurch nicht besser abgehalten, und die Neigung eines solchen Daches muß jene eines gewöhnlichen seyn, wenn bei Doppeldeckung nur einiger Maaßen Schutz gegen Regen erlangt werden soll. Wie unzweckmäßig diese Konstruktion aber sey, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Hinsichtlich der nun bereits ausgeführten Zinkbedachungen, glaubte man, was die Dauerhaftigkeit betrifft, ziemlich das Bessere ergriffen zu haben, auch hoffte man bald solche in einer größern Ausdehnung sich verbreiten zu sehen. Hier in Köln sind mehrere Bedachungen im Hafen und auf einigen Privatgebäuden ausgeführt worden. Die Fabrikation der Zinkbleche hat sich durch erlangte Fertigkeit sehr verbessert, und die Anwendung derselben ist in mehreren Raffinerien zu Klär-Kasten, Kandispotten, Rinnen ꝛc. versucht worden, als sich Klagen über die ziemlich vorgeschrittene Zerstörung der Zinkbedachungen auf den Königl. Schlössern zu Berlin und Charlottenburg, am neu erbauten Palmenhause auf der Königl. Pfaueninsel ꝛc. aus Berlin vernehmen ließen, und

auf einmal dieſen Gegenſtand von einer andern Seite zeigten.

Die Königl. Schloßbaukommiſſion in Berlin, ſagt in einem Antrag an den Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes wörtlich alſo:

„Seit einigen Jahren hat es ſich gezeigt, daß einzelne Tafeln auf den Zink-Dächern der Königl. Schlöſſer zu Berlin und Charlottenburg, ſo wie die Zinkbedachung einer eichenen Schwelle am neu erbauten Palmenhauſe auf der Königl. Pfaueninſel durch Oxydation ganz zerſtört wurden. Einen hochlöblichen Gewerbverein erlauben wir uns, unter Ueberreichung einer Darlegung dieſer Fälle und einiger Stücke des deſtruirten Zinks ſo wie der Brettſchalung ganz ergebenſt zu bitten, daß Hochderſelbe dies einer genauern techniſchen Unterſuchung würdigen möge, um für die Folge, bei der allgemeinen Anwendung des Zinks, zur Vermeidung ähnlicher Vorfälle geeignete Maßregeln treffen zu können. Die Wichtigkeit der Sache möge unſer ergebenſtes Geſuch motiviren und entſchuldigen.“

„Die erſten Spuren einer Deſtruktion der Zinkbedachung zeigten ſich im Spätſommer des Jahres 1829, auf der ſüdöſtlichen Seite des Daches über dem ovalen Saale im Königl. Schloſſe zu Charlottenburg. Dieſes Dach wurde im Jahr 1810 mit Zink eingedeckt, weil das alte Kupferdach ſehr ſchadhaft geworden war. Man benutzte die Schalung des letztern, um die neue Zinkbedeckung auf dieſelbe zu legen. Das hierzu verwendete Zink iſt von großem Format, ſtarker Sorte, wovon der Quadratfuß gegen 1¾ Pfund wiegen mag.“

„Seit dem Jahr 1829 bis jetzt (1834) wurden noch mehrere Stücke ſchadhaft, und mußten die in einer beigegebenen Zeichnung angedeuteten Stücke aufgelöthet werden. Bei Betrachtung dieſer Flecken dürfte leicht zu verfolgen ſeyn, daß die Schadhaftigkeit immer auf einzelnen Brettern ſich beſonders

zeigte, und nach der Länge derſelben am meiſten bemerklich iſt, ein Zeichen, daß die Beſchaffenheit des Holzes weſentlich dabei eingewirkt haben muß. Das Zink war von unten her, da wo es auf der Verſchalung aufliegt, oxydirt, in eine blätterige, ſpäter ſtaubige weiße Subſtanz zerſetzt worden, und dieſe Deſtruktion ging allmählig nach oben zu, ſo daß die äußere metalliſche Kruſte immer dünner wurde, durch die Oxydation wobei der Zink einen größern Raum einnahm, ſich hob, und zuletzt ganz durchgefreſſen war."

„Ganz gleiche Stellen haben ſich neuerdings auf dem Dache des hieſigen K. Schloſſes, ſo wie auf dem des Doms gezeigt; doch iſt zu bemerken, daß ſie bis jetzt nur auf der Süd- oder Südoſtſeite, und in Berlin nur auf alter Schalung, welche früher unter Kupferdach lag, ſich vorfanden, und es ſcheint aus erſterm Umſtande hervorzugehen, daß die Hitze unter der Bedachung, und die erwärmte eingeſchloſſene Luft im Dachboden vorzüglich bei dieſem Phänomen einwirkt, indem ſie im Holz vielleicht eine Gährung erzeugt, die durch Entwickelung von Säure dem Zink nachtheilig wird. Ob in den angeführten Fällen die Bretter beim Regenwetter eingedeckt wurden und dadurch Feuchtigkeit eingelaſſen worden, die Gährung erzeugen konnte, läßt ſich freilich jetzt nicht mehr ermitteln. So viel ergab ſich übrigens, namentlich auf dem Dach des Doms, daß die Bretter auf ihrer Oberfläche unter dem Zink deſtruirt, ſehr morſch, braun und gleichſam verkohlt waren, jedoch ſich noch nicht bröckelten; einige waren auch vom Wurm angegriffen, ein Zeichen, daß ſie wenigſtens früher beim Verbrauch noch viel Saft möchten enthalten haben. Auch erwies ſich deutlich, daß das Zink nur an den Stellen gelitten hatte, wo es unmittelbar auf dem Holze aufgelegen hatte, z. B. auf einigen nach außen zu gebogenen Brettern nur an der converen Stelle, nicht in der

Nähe der Fugen, wo das Zink nicht auflag, am wenigsten in den Falzen."

„Auf der Bedeckung der Sandstein-Balustrade, selbst da wo sie von der Sonne am wenigsten beschienen wurde und mit Kalk in Berührung stand, findet sich keine Spur von Beschädigung. Eben so wenig hat man auf neuer Schalung von Kienholz, z. B. auf dem Dach des Königl. Schauspielhauses, eine ähnliche Beobachtung gemacht."

„Schließlich muß noch bemerkt werden, daß nach der Beobachtung des Schloßbaumeisters Herrn Rabe auf einer Stelle im Königl. Schlosse zu Berlin die Oxydation des Zinks von der Mitte der Stärke der Platte ausgegangen zu seyn scheint, indem oben und unten eine dünne gute Folie zu sehen war; es hat hier nicht ermittelt werden können, ob in diesem Fall nicht eingeschlossene fremdartige Theile dies bewirkt haben, oder ob nicht vielleicht diese Platte durch mehrmahliges Einschmelzen von Abgängen oder zurückgelegten Deckplatten, wodurch Zink sehr verlieren soll, gewonnen wurde."

„Die vordern Wände des Palmenhauses auf der Pfaueninsel sind auf einer Schwelle von Eichenholz verbunden, welche mit einem zweizölligen Spunt auf einer Sandsteinplinte ruht. Zwischen dem Eichenholz und dem Sandsteine befindet sich eine Lage von starkem Rollblei. Die eichene Schwelle wurde unmittelbar nach dem Strecken derselben mit guten starken Zinkplatten, groß Format, abgedeckt und zwar, in der Art, daß das Zink unter dem Spunt der Plinte lag, und die Vorderkante mit Bleidübeln befestigt werden mußte. Dies geschah etwa Mitte des Monats Juli 1830. Es muß erwähnt werden, daß bei der Zulage, anhaltender Regen die Hölzer durchnäßt hatte, und daß bei der Beschleunigung, mit welcher dieser Bau geführt werden mußte, die Schwelle nicht vorher austrocknen konnte, da auch beim Richten des Gebäudes der Regen anhielt."

„Im Spätsommer 1831 bemerkte man zuerst an dieser Zinkbedeckung einzelne schlechte, faule Stellen, die sich so schnell vermehrten, daß die Bedeckung sorgfältig untersucht wurde. Es ergab sich nun, daß das Zink nur noch aus einer papierdünnen Metallhaut bestand, welche sich leicht wegziehen ließ, darunter lag Zinkweiß. Bemerkenswerth war dabei, daß nur allein auf der Vorderfrontschwelle das Zink angegriffen war, diese liegt aber ziemlich rechtwinklich auf dem Meridian und ist daher den Sonnenstrahlen mehr als die Seitenfronten ausgesetzt; letztere blieben gut. Auch waren nicht alle Platten oxydirt, sondern es lag öfters eine gute Platte neben einer schlechten. Beim Wegnehmen dieser Zinkbedeckung fand sich das Eichenholz in völlig gutem Zustande und nirgends angegriffen."

„Zu der so schnellen Zerstörung des Zinks mag jedoch auch die innere Feuchtigkeit des Hauses, das Verdampfen des Wassers beim Heizen im Winter 1830—31 und die Ausdünstung der großen Menge Pflanzen beigetragen haben; denn alle an den innern Fenstern herabfließenden tropfbar gewordenen Dünste nahm die Hinterseite der Schwelle auf, durch die Sonnenstrahlen wurden sie nach außen gezogen und entwickelten, da sie nicht entweichen konnten, wahrscheinlich so viel Säure, daß das Zink davon angegriffen wurde. Die Schwelle ist jetzt mit gutem Eisenblech und zwar so abgedeckt, daß das Holz unter der Traufkante noch einige Zoll frei liegt, damit die Feuchtigkeit nach außen verdampfen kann."

Dieser Antrag ward den Abtheilungen für Chemie und Physik, für Baukunst und schöne Künste zum Gutachten überwiesen, worauf Namens der erstern durch deren Vorsteher Hrn. Frick nachstehendes Gutachten erfolgte.

„Die Erfahrungen, welche ich über die Oxydation

der Zinkbleche in der Königl. Porzellanmanufaktur gemacht habe, sind folgende:"

„1) Die Schlämmerei der Königl. Porzellanmanufaktur ist statt des Deckenputzes mit einer Zinkdecke versehen. Die Zinkbleche sind zusammengesetzt und an der hölzernen Schaldecke mit kupfernen Heftblechen befestigt. Diese Zinkbleche sind, da die Decke fast immer kühler als die Luft im Schlämmereilokal ist, stets naß, und hängen voller Wassertropfen. Die Temperatur in der Schlämmerei oben an der Decke wechselt zwischen 16 und 20° R. Die Zinkdecke ist, nachdem sie jetzt 13 Jahr alt ist, noch völlig dicht und ohne Tadel, auch sind die Zinkplatten nur wenig auf der äußern Seite (nach dem Raum der Schlämmerei zu) oxydirt."

„2) Bei Anlage der jetzigen Trockenöfen zum Trocknen der Porzellanmassen und Glasurmaterialien war der Raum über den Oefen, in welchen das Trocknen der Porzellanmasse geschieht, mit Schalbrettern in der Form eines Tonnengewölbes bekleidet, und an diese Schalbretter von innen eine gefalzte Zinkblechverkleidung angebracht worden. Zwei solcher Räume zum Trocknen der Porzellanmassen waren durch eine Thür verbunden, die von starken kiefernen Tischlerbrettern mit eingeschobenen Leisten angefertigt und überall so in Zinkblech eingelöthet war, daß die Thür in einem luft- und dampffesten Zinkfutteral saß. Die Thür hatte geschmiedete, stark verzinnte Bänder, über welche, um die Porzellanmasse vor jeder Verunreinigung mit Eisenoxyd zu schützen, noch starke Ueberzüge von Zinkblech gelöthet waren. Die Temperatur in diesen Trockenräumen steigt bis 40° R., bei welcher hohen Temperatur die Luft zugleich so viel Wasserdämpfe als möglich aufgelöst enthalten muß, weil nur unter solchen Umständen die sehr kurze Porzellanmasse beim Trocknen plastisch bleibt. Nach drei Jahren waren die Zinkbleche an der Thüre so voll-

ſtändig in weißes Zinkoxyd verwandelt, daß beim Zuwerfen der Thüre das kohlenſaure Zinkoxyd in Geſtalt von 30 bis 40 □Zoll großen ſchiefrigen Platten herunterfiel. Dabei hatte dieſe vollſtändige Oxydation mehr in der Mitte der Fläche der Thüre, als an den Rändern und Seiten ſtattgefunden. Als die Thüre herausgenommen wurde, fand ſich das Kiefernholz, aus welchem ſie angefertigt war, vollkommen gut und unverdorben, weder verſtockt noch vermodert nicht einmal angelaufen oder feucht. Da bei einer zweiten Thüre dieſelbe Erſcheinung ſtattfand, ſo habe ich ſpäter an die Stelle dieſer hölzernen, mit Zinkblech verkleideten Thüren andere von maſſivem, einen Viertel Zoll ſtarken Zink anfertigen laſſen, und dieſe leiden weder durch die Hitze noch durch die Näſſe. Auch die Zinkblechverkleidung am innern Raum des Trockenofens, die faſt immer mit feuchter Luft von 40° R. in Berührung war, iſt in Zeit von fünf Jahren ſo oxydirt worden, daß ſie durch eine Verkleidung von Bleiplatten erſetzt werden mußte. Auffallend bleibt es, daß an der Bekleidung des innern Raumes des Trockenofens das Zink mehr in graues Oxyd und an der Thüre mehr in weißes Oxyd verwandelt war, ungeachtet beide Bekleidungen von gleich ſtarken Zinkblechen zu gleicher Zeit angefertigt und gleichen Einflüſſen der Temperatur und der Feuchtigkeit ausgeſetzt waren. Ich bemerke noch, daß die inwendige Verkleidung des Trockenofens mit kupfernen Heftblechen an der Schaldecke befeſtigt war, da hingegen bei den Thürbekleidungen durchaus kein Kupferblech mit dem Zink im Berührung kam, daß die Verkleidung der Schaldecke gefalzt, die Thür aber vollſtändig in Zinkblech luftdicht eingelöthet war. Bei der Bekleidung der Schaldecke hatte die Oxydation von der äußern Seite des Trockenofens, wo das Zinkblech den Einfluß der Feuchtigkeit und der hohen Temperatur unmittelbar ausgeſetzt war,

begonnen, bei der Thüre hingegen bemerkte man deutlich, daß die Oxydation an der innern mit dem Holze in Berührung stehenden Seite begonnen, und sich nach der äußern mit der Luft in Berührung stehenden verbreitet hatte."

„3) Oft gemachte Erfahrungen haben in der Königl. Porzellanfabrik die unumstößliche Gewißheit gegeben, daß nasse Porzellanmasse, nasser Thon, nasse Porzellanerde nie, selbst nicht bei der gewöhnlichen Zimmertemperatur, mit Zinkblechen in Berührung kommen dürfen, wenn die letzteren nicht sofort angefressen und vollständig nach und nach oxydirt werden sollen. Ob der geringe Gehalt an freiem Kali oder Natron, den Thon und Porzellanerde enthält, die Veranlassung dazu geben, wage ich nicht zu entscheiden, da Wasser, welches kleine Mengen Kali oder Natron, eben so wenig wie dasjenige, welches schwefelsaure Erdensalze aufgelöst enthält, während zehn Jahren eine bedeutende Oxydation auf Zinkblechen hervorbringt. Dahingegen werden Gefäße von Zinkblech vom Urin in wenigen Monaten durchgefressen."

„Schließlich bemerke ich noch, daß die Zinkbleche, deren man sich gewöhnlich und besonders bei Bauten bedient, die dem Mindestfordernden zur Ausführung überlassen werden, oft schon beim Eindecken unganze und übereinander gewalzte Stellen haben, die der Witterung ausgesetzt sehr schnell sich oxydiren. Es ist daher rathsam, die Zinkbleche vor dem Eindecken sehr gut zu sortiren, sie besonders etwas zu biegen, bei welcher Gelegenheit die Fehler sichtbarer werden, und auch die ganze Zinkeindeckung nach Verlauf eines Jahres sorgfältig zu untersuchen. Früher selbst Besitzer einer Fabrik, in welcher Bleiplatten von allen Stärken gewalzt wurden, habe ich oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß, wenn das Blei beim Plattengießen auf der Oberfläche nicht von allem Bleisuboxyd (Bleiasche) vollständig ge-

reinigt war und die Bleiplatten nicht bei der gehörigen Temperatur gegossen wurden, von solchen Bleiplatten gewalztes Deckblei, wenige Jahre der Witterung ausgesetzt, löcherich und schlecht wurde. Ob nicht auch ähnliche Erscheinungen als Folge schlecht gegossener Zinkplatten stattfinden können, wage ich nicht zu entscheiden, weil mir darüber Erfahrungen fehlen."

Soweit das Gutachten des Hrn. Frick. Ich lasse nun gleichfalls das Gutachten des Herrn Fuß über diesen Gegenstand hier wörtlich folgen, da dasselbe keinen Auszug gestattet.

„In Folge einer Verabredung mit dem Königl. Hofbaurath Herrn Stüler besichtigte ich einen Theil des Daches des Königl. Schlosses in Charlottenburg, auf welchem die Zinkbedachung stark destruirt ist; es wurden in meiner Gegenwart mehrere Stellen der Zinkdachung aufgebrochen. An der einen Stelle fand sich das Holz überall gleichförmig etwas feucht, ohne jedoch angegriffen zu seyn. Die Zinktafeln waren mit kupfernen Heftblechen befestigt, nicht aber an den Stellen, wo die Heftbleche saßen, destruirt, sondern häufig ganz entfernt und getrennt von denselben, in der Mitte der Tafeln, und zwar immer da am stärksten, wo die Zinktafeln das Holz am innigsten berührten, war eben so wenig, wie an den Heftblechen, eine Destruktion des Zinks zu sehen. Die Menge des unter einer destruirten Stelle befindlichen Zinkoxydes mochte von 3 bis 6 Loth betragen."

„An der andern Stelle, welche aufgedeckt wurde, stellte sich ein anderes über die Natur der Zinkdestruktion Aufschluß gebendes Verhältniß dar. Hier war eine Grenze zwischen trockenem und sehr feuchtem Holze sichtbar. Das trockene Holz war äußerst gesund und stark harzig, das feuchte Holz sehr angegriffen, bröcklig und braun; ein Strom warmer Luft berührte das Gesicht, wenn man es über das Holz

hielt, und zeigte deutlich beim Berühren mit der umgekehrten Hand eine erhöhte Temperatur. Das feuchte Holz befand sich in einer vollständigen Gährung, alle Symptome derselben waren vorhanden. Die Zinktafeln waren weder an den kupfernen Heftblechen, noch an den Stellen, wo sie die eisernen Nagelköpfe berührten, destruirt, sondern ebenfalls in der Mitte der Tafeln, da, wo sie in der innigsten Berührung mit dem Holze standen: hier aber nur diejenigen, welche über dem feuchten, in Gährung befindlichen Holz lagen. Die über dem gesunden Holze gelegenen Zinktafeln zeigten keine Spuren von Destruirung, höchstens daß an den Stellen, wo die über dem feuchten Holze gelegenen Zinktafeln die völlige Destruktion zeigten, ein Häufchen Zinkoxyd von ½ bis 1 Loth sich angesammelt hatte. Auf dem feuchten Holze lagen unter den destruirten Stellen Mengen von 6—8 Loth gebildeten Zinkoxyds. Das in Rede stehende Dach, auf welchem diese beiden Aufdeckungen gemacht wurden, hat eine solche Lage, daß es die Mittags- und einen Theil der Abendsonne bekommt. Dasselbe Dach überdeckt einen unzugänglichen, 2½ bis 3 Fuß hohen Raum ohne Luken, in welchem also gar kein Luftwechsel stattfinden kann, der deshalb sehr dumpfig ist."

„So sehr ich anfänglich als die Ursache der Destruirung der Zinkdächer den Kontakt mit einem zweiten Metalle vermuthete, so bin ich doch bei Anschauung der eben erwähnten Verhältnisse überzeugt, daß dem nicht so sey, sondern andere Ursachen gewirkt haben müssen, worin ich noch mehr durch die Anschauung der beim Palmenhause auf der Pfaueninsel vorgekommenen Destruirung bestärkt wurde, indem es bei diesen gänzlich an einem zweiten Metall fehlte, welches durch Kontaktelektrizität Ursache der Zerstörung hätte seyn können."

„Am 2. März v. J. hatte der Hr. Baurath Stüler

die Güte, mit mir das Palmenhaus auf der Königl. Pfaueninsel zu besuchen, wo ich durch die Zuvorkommenheit des Herren Bauinspektors Schadow Gelegenheit fand, die bei den am Palmenhause vorgekommenen Destruktioneu vorhanden gewesenen Umstände näher kennen zu lernen. Im Palmenhause selbst befindet sich fortwährend eine Temperatur von 15—16° R., und fast immer nahe das Maximum der Wasserdämpfe, welches theils durch feine Staubregen, die mit Gartenspritzen gemacht werden, theils durch über den Heitzungskanälen befindliche Wasserbecken, aus denen allein täglich 5—6 Kubikfuß Wasser verdampfen sollen, zu erhalten gesucht. Diese warme und äußerst feuchte Luft schadet dem Zinkdache des Palmenhauses *nicht, obgleich es ganz nach* gewöhnlicher Weise *mit kupfernen* Heftblechen u. s. w. gedeckt ist, *weil durch vielfach* angebrachte Ventilatoren *(von denen mehrere nie ganz geschlossen werden können)* die unter das Dach kommende *warme und feuchte* Luft immer abgeführt wird, und ein *starker* Luftwechsel unter demselben stattfinden kann. Der vor zwei Jahren ganz mit Zink beschlagenen Schwelle, die mit ihrer Front nach Süden liegt, schadeten die Wasserdämpfe aber so, daß das Zink in der ganzen Länge der Schwelle nach einem Jahre völlig destruirt war. Bei Erneuerung des Zinkbeschlages an dieser Schwelle wurde in der Brüstung derselben ein Raum von 2 Zoll in der ganzen Länge der Schwelle freigelassen, und noch ist nicht die geringste Spur von Destruirung an diesem zweiten Zink zu sehen. Diese Abänderung erlaubt der warmen feuchten Luft durch die Poren des Holzes an der vom Beschlag nun frei gelassenen Stelle hindurch freien Abzug und ungehinderten Wechsel, während anfänglich im Holze, so wie zwischen dem Holz und dem Zinkbeschlage, ein Stagniren der warmen feuchten Luft stattfinden mußte, wovon einzig und allein die Destruirung des Zinks die Folge war, da,

wie bereits erwähnt, in diesem Falle ein zweites Metall gänzlich fehlt."

„Aus den hier angeführten Fakten, so wie aus mir vom Herrn Hofbaurath Stüler gegebenen Versicherungen, daß sowohl auf der Domkirche, als auch auf dem hiesigen Königl. Schlosse, die Destruirung der Zinkbedachung nur über engen dumpfigen Räumen stattgefunden habe, glaube ich auch dahin entscheiden zu können: die Anwendung kupferner Heftbleche für unschädlich, einen dumpfigen Raum ohne Luftwechsel unter der Zinkbedachung aber für sehr nachtheilig, die Destruktion höchst befördernd zu halten."

„Die Feuchtigkeit gänzlich unter dem Zink abzuhalten, ist unmöglich, eben so wenig läßt sich ein passender Anstrich finden, der die Bretter von dem Zink trennte. Es bleibt dem Baumeister daher nichts anders übrig, als Zinkbedachung nur über solche Räume zu legen, in denen ein gehöriger Luftwechsel möglich ist."

„Die fortgesetzten Lokaluntersuchungen über die Destruktionen der Zinkbedachungen, zu denen mir Herr Hofbaurath Stüler mit der größten Zuvorkommenheit behülflich war, haben meine frühere Aeußerung über diesen Gegenstand vollkommen bestätigt, ja ich möchte fast sagen außer allen Zweifel gesetzt. Am 30. November v. J. besuchte ich in Gesellschaft des Herrn Stüler das Dach der hiesigen Domkirche, wo sich auf der südlichen Seite des an der hintern (östlichen) Fronte befindlichen Frontispiz bedeutende, auf der nördlichen Seite keine Destruktionen vorfanden, jedoch eine schon merkliche Oxydation an den auf dem Holz aufliegenden Flächen der Zinktafeln, wie die aus dem Fach herausgeschnittenen Proben beweisen. Der ganzen Länge des Dachs nach, zwischen dem Zinkdach und dem Gewölbe des Schiffs der Kirche, ist freier Luft-

zug, der Raum nach dem Frontispiz hin, hat aber fast gar keinen Luftzug und ist sehr niedrig."

„Ich vermuthete, daß das Zink auf dem Dach über dem Schiffe wenig oder gar nicht angegriffen seyn möchte und ließ zu dem Ende an verschiedenen Stellen die Zinktafeln aufschneiden, wobei ich besonders darauf sah, daß es an solchen Stellen vorgenommen wurde, wo das Zink mit dem Holze in sehr inniger Berührung stand. Es fand sich wirklich wie ich vermuthet hatte, und es war sehr auffallend, daß da, wo durch lokale Umstände der Luftzug unter dem Dache noch vermehrt wirksam gewesen war, sich keine Destruktion vorfand, obgleich alles Zink zu einer Zeit auf das Dach gebracht worden war. Ein Stück von der Ostseite des Dachs über der Ausgangsthüre, zeigte nur eine schwache Oxydation. Ein Stück von der Südseite des Dachs, über einem schlecht schließenden Fenster, welches oft geöffnet wird, und in dessen Nähe sich auch eine Thüre befindet, war gar nicht angegriffen, seine innere Seite war noch vollkommen rein. Ein Stück von der Westseite des Dachs, über einem gut schließenden Fenster war nur schwach oxydirt. Auf der Nordseite des Dachs ließ ich nichts öffnen, weil sich dort keine Destruktionen zeigten, indem dort die dazu erforderliche Erwärmung durch die Sonne fehlt."

„An demselben Tage besah ich auch die Lokalität auf dem Dache des hiesigen Schlosses, wo sich die zuerst zur Sprache gebrachten Destruktionen der gewöhnlichen Zinkbedachung gezeigt hatten. Sie waren auf dem Dache über dem großen Portal an der Schloßfreiheit ganz in der Nähe des daselbst befindlichen sogenannten Wassergehäuses. Der Raum unter diesem Dach steht mit den übrigen angrenzenden luftigen Bodenräumen in keiner Verbindung, kommunizirt aber mit dem Wassergehäuse selbst, weshalb es darinn fortwährend feucht ist; er ist auch nie-

drig. Die bedeutendsten Destruktionen hatten auf der südlichen Seite dieses Daches stattgefunden. Hier finden sich sonach alle die Zerstörung begünstigenden Elemente, Mangel an Luftwechsel, Ueberfluß an Wasserdämpfen, bedeutende Erwärmung von Außen vereinigt, und es könnte dieser Fall zu einer genügenden Beweisführung meiner Aeußerung dienen. Unter der übrigen Zinkbedachung des Königl. Schlosses befinden sich nur Räume mit gutem Luftzug, woher sich denn auch nirgends weiter Destruktionen vorfanden."

„Als Beispiel, daß ausnahmsweise sich auch eine Destruktion des Zinks durch sogenannte Walzschiefer veranlaßt vorfinden kann, habe sich eine Probe vom südwestlichen Dache des Königl. Schlosses beigelegt, an welcher deutlich zu sehen, daß in solchen Fällen die Destruktion durchaus nicht von der Holzseite der Zinktafel ausgeht. Dergleichen Destruktionen haben ihre Ursache in den erwähnten Schiefern des Zinks, sind ganz unabhängig von dem Ort, wo sie sich erzeugen, und können auf keine Weise vermieden werden, es sey dann, daß man an den Zinktafeln beim Sortiren die Walzschiefern bemerkt und dieselbe ausschießt."

„Um zu erfahren, welchen Antheil die Feuchtigkeit und die dadurch erzeugte Gährung oder Fäulniß des Holzes, oder vielleicht gar die Bestandtheile des Holzes selbst haben möchten, hatte ich beschlossen, die Destruktion des Zinks auf Holz künstlich zu erzeugen und zwar zugleich durch vergleichende Versuche über einem luftfreien und über einem vom Luftwechsel ausgeschlossenen Raum. Zu dem Ende hatte ich 4 Holztafeln von 9 Quadratfuß mit Zink benagelt, und ebensoviel Kästen auf ihrer Oberfläche ebenfalls mit Zink benagelt, von derselben Größe anfertigen lassen. Beim Aufnageln des Zinks war besonders darauf gesehen worden, daß die Zinktafel in genauer Berührung mit dem Holze war,

und um bei etwaigem Werfen des Holzes oder Beuteln der Tafel doch eine Stelle zu behalten, an welcher dies bleiben mußte, war die Holzfläche nicht eben, sondern in der Mitte etwas erhaben gehobelt. Die Tafeln sollten zu den Versuchen im luftfreien Raum, die Kästen zu den Versuchen, wo ich unter der mit Holz beschlägenen Zinktafel einen Raum ohne Luftwechsel haben wollte, dienen. Diese Tafeln sowohl als die Kästen wurden mit ihren Zinkflächen in einer Neigung von 20 bis 30° rechtwinklicht gegen den Meridian aufgestellt, so, daß sie von der Mittagssonne und von einem Theil der Nachmittagssonne getroffen werden konnten, und die Kästen zur Vermeidung jedes Luftwechels in ihrem Innern an den Seiten mit Erde verschüttet. Eine Tafel und ein Kasten wurden den Einflüssen der Witterung überlassen, die übrigen Tafeln und Kästen erhielten auf der obern Kante 10—12 Einbohrungen bis ⅓ der Stärke des Holzes; sie sollten dazu dienen, dieselben mit verschiedenen Flüssigkeiten durchs Einziehen in die Poren zu tränken. So wurde nun eine Tafel und ein Kasten durch Eingießen von Wasser in diese Einbohrungen feucht erhalten. Ein Kasten und eine Tafel wurden durch diese Einbohrungen mit einer Auflösung von essigsaurem Kali getränkt, um den vermehrten Einfluß dieses Salzes, welches die Holzarten in vorherrschender Menge führen, kennen zu lernen, und ein Kasten und eine Tafel wurde mit einer verdünnten Auflösung von Hefe um eine schnelle Fäulniß des Holzes dadurch einzuleiten, mittelst dieser Einbohrungen getränkt."

„Diese Versuche waren, wegen meiner mehrmonatlichen Abwesenheit im Sommer des vorigen Jahres, nicht von mir selbst fortgesetzt worden; sie gaben beim Abschneiden der Zinktafeln von dem Holze kein Resultat, wahrscheinlich in Folge der, während

meiner Abwesenheit dabei vorgefallenen Fahrläßigkeiten."

In dem darauf folgenden Gutachten der Abtheilung für Baukunst und schöne Künste wird nun in Betracht des untersuchten Gegenstandes vorgeschlagen, daß:

Um die Feuchtigkeit unter den Zinkdächern zu vermeiden, würden Bohrlöcher in den Schalbrettern, so wie 1 Zoll breite Zwischenräume hinreichen.

Es sey sehr richtig, daß eine Menge Zinkplatten den Keim der Zerstörung in sich trügen, indem das Metall bei der Anfertigung der Platten zum Blechwalzen Oxyd aufgenommen haben könne, was dann zu Schiefern und Aschflecken Gelegenheit giebt.

Nach diesen mitgetheilten Thatsachen, will ich versuchen, einige Schlußbemerkungen, welche vielleicht Aufschluß über die Zerstörung der Zinkbleche geben können, beizufügen.

In dem Antrag der Schloßbaukommission wird durch eine demselben beigefügte Zeichnung gezeigt, daß die Zerfressung der Zinkbleche nicht gleichförmig auf einer ganzen Dachfläche, sondern nur hier und da und oft bei weit auseinander liegenden, sich gar nicht berührenden Tafeln statt hatte, jedoch mehr nach der Länge der Brettschalung, als nach der steigenden Dachfläche sich vorfanden. Die zerstörten Tafeln trafen öfter auf eine Fuge der Brettschalung, jedoch fand es sich auch, daß in der Mitte eines Brettes und auf einer einzigen Tafel Beschädigungen vorkamen. Das Holz sowohl als die Fugen der Brettschalung können also nicht mit Bestimmtheit als die Ursachen der Beschädigungen angesehen werden. Das Holz ward an den zerstörten Stellen mehrentheils feucht, angefault und seiner Zerstörung nahe, angetroffen. Mit Gewißheit ist aber nicht ausgemittelt worden, ob das Holz die Ursache zur Zerstörung der Zinktafeln, oder umgekehrt, die zerstörten Zinkbedeckungen dadurch, daß solche, vielleicht

Jahrelang, ein Eindringen der Feuchtigkeit gestatteten, die Fäulniß des Erstern veranlaßt und begünstigt haben. Nach der angegebenen Lage der zerstörten Zinktafeln wäre eher das Letztere zu vermuthen, indem nur stellenweise, und ziemlich regelmäßig mit einzelnen oder mehreren aneinanderhängenden Tafeln übereinstimmende Formen dabei vorkommen. Es ist begreiflich, daß, wenn an einzelnen Stellen der Bedeckung schadhafte Tafeln sich vorfanden, sich die Zerstörung nach der Länge der Bretter, durch die Leitung der eingetretenen Feuchtigkeit nach der Faserlage des Holzes, ausbreiten, und also den noch nicht angegriffenen Tafeln die Bedingung zur Oxydirung darbieten mußte.

Als die Zerstörung schon ziemlich weit fortgeschritten, kam man erst zur Untersuchung der Bedeckung, und konnte nun nicht mehr erkennen aus welchem Punkte dieselbe begonnen. Daß aber auf aller Schalung, wo die Bretter ohnehin schon durch die Länge der Zeit morsch zu werden anfangen, bei einsickerndem Wasser, dieselbe schneller, als neue, noch gesunde Bretter, anfaulen, ist leicht zu begreifen. Wenn aber nun die Zerstörung rascher unter diesen Umständen vorschreitet, so kann dieses nur um so viel schneller auf das Zink wirken, da die Bedingungen der Fäulniß, nämlich Feuchtigkeit und Wärme, zugleich mit deren Produkten, als Kohlensäure ꝛc. vorhanden sind, und dasselbe in eine weiße Masse überführen. Hieraus erklärt es sich auch schon, warum auf den gegen die Sonnenseite gerichteten Dachbedeckungen die Zerstörung sich so stark zeigte, indem bei gleicher Beschaffenheit des Zinks die Temperatur derselben höher als auf den entgegengesetzten Flächen seyn mußte.

Was die schnelle Zerstörung der Zinkbedeckung einer eichenen Schwelle an der vordern Wand des Palmenhauses betrifft, so ist es ganz natürlich, daß bei einer ziemlich starken Eichenschwelle, welche bei

anhaltendem Regenwetter, alſo bei völliger Sättigung mit Waſſer, mit Zink ſo belegt, daß zugleich der Spunt der Plinte überdeckt und geſchloſſen wurde, das dadurch eingeſchloſſene Waſſer durch die darauf von Außen und Innen einwirkende Wärme in Dämpfe verwandelt werden, und die Fäulniß in hohem Grade begünſtigen mußte, ſo zwar daß nach beiläufig 1¼ Jahr das Zink beinahe durchgängig zerſtört war.

Beſonders iſt aber auch hier die Bemerkung hervorzuheben, daß nicht alle Platten gleichförmig angegriffen waren, ſondern daß ſich öfters eine gute Platte neben einer zerſtörten vorfand. Die Schwelle wurde, nachdem die zerſtörte Zinkbedeckung beſeitigt, in einem ganz guten Zuſtande befunden, mit einer neuen Bedeckung von Eiſenblech belegt, und dabei das Holz an der Traufkante einige Zoll frei gelaſſen.

Ich muß hier eines Irrthums erwähnen, welcher in dem Gutachten des Hrn. Fuß in Bezug auf die zweite Bedeckung dieſer Schwelle vorkommt, indem darin geſagt wird, daß an der erneuerten Zinkbedeckung ſich nicht die geringſte Spur von Deſtruktion gezeigt, daß jedoch dieſe Bedeckung nicht in Zink ſondern in Eiſenblech ausgeführt iſt.

In der Königl. Prozellanmanufaktur ſind mehrere Räume mit Zink verkleidet. Die Schlämmerei hat ſtatt einer Verputzdecke, eine Verſchalung von Holz mit Zink überzogen, in Form eines Tonnengewölbes. Es befindet ſich darin ſo viel Feuchtigkeit, daß die Decke voller Waſſertropfen hängt, allein nur eine Temperatur von 16—20° R. Das Zink iſt in einem Zeitraum von 13 Jahren nicht im geringſten angegriffen worden. Dahingegen in den Trockenöfen, wo eine Temperatur von 40° R. und eine mit Waſſerdämpfen geſättigte Atmoſphäre ſich vorfindet, iſt in Zeit von 3 Jahren das Zink vollſtändig zerſtört worden.

Wir können daher aus dem Gesagten den Schluß ziehen, daß bei Anwesenheit von Feuchtigkeit auch noch eine gewisse Temperatur erforderlich sey, um die Zerstörung des Zinks durch den Einfluß der Atmosphäre herbei zu führen. Nehmen wir jedoch den Umstand ins Auge, daß die Zerstörung der Bedachungen nicht durchgängig, sondern nur bei einzelnen Tafeln vorkam, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß doch wohl nicht allein die Temperatur und Feuchtigkeit die Bedingungen hierzu liefern, sondern daß selbst in der Beschaffenheit des Zinks eine mächtige Ursache liegen müsse, welche so nachtheilig auf die Zinkbedeckung einwirkt.

Ich will versuchen, diesen Umstand aufzuklären, und führe daher Einiges über die Gewinnung des Zinks aus seinen Erzen, so wie über die Fabrikation der Zinkbleche zur Erklärung hier an.

Die Zugutmachung dieser Erze beruht auf höchst einfachen Grundsätzen. Man sucht das Zink durch Röſten in besonders gebauten Oefen in Oxyd zu verwandeln.

Um das so gewonnene Zinkoxyd in Metall zu verwandeln oder zu reduziren, wendet man zwei Methoden, die aufsteigende und die abwärts gehende Destillation, an. In einigen Hüttenwerken gebraucht man als Reduktionsmittel Holzkohle oder auch Coaks, in einigen aber auch Steinkohlen. Der Steinkohlenstaub scheint vortheilhafter zu wirken, weil durch die Schmelzung die Steinkohle in die kleinsten Zwischenräume der Masse eindringt und die Reduktion beschleunigt.

In Kärnthen ist schon seit langer Zeit die abwärts gehende Destillation üblich, so wie in England auf den Hütten zu Bristol, Birmingham und Sheffield.

Das erhaltene Zink ist entweder tropfenförmig oder feinpulverig und zum Theil noch mit Oxyd gemengt, weshalb es in eisernen Kesseln umgeschmol-

zen werden muß; während des Schmelzens sammelt sich das Oxyd auf der Oberfläche und kann abgeschöpft werden. Das Metall wird dann in Formen gegossen. In Schlesien ist bei der Zinkgewinnung die aufsteigende Destillation üblich.

Die zum Zinkschmelzen nöthigen gußeisernen Töpfe dauern gewöhnlich nicht länger als 8 Tage; sie werden nach und nach dünner, und das darin geschmolzene Zink ist eisenhaltig und deshalb zum Walzen minder geeignet. Aus diesem Grunde wendete man eine Zeitlang thönerne Häfen an, allein da die Arbeit zu langsam ging, mehr Brennmaterial erforderte, und weniger Zink erhalten wurde, so kehrte man wieder zu den eisernen Schmelztöpfen zurück.

Soll das rohe Zink gewalzt werden, so muß man es schmelzen und in Platten gießen. Das Schmelzen geschieht nun gleichfalls in gußeisernen Kesseln. Diese dicken Kessel werden schnell vom Zink angegriffen, indem sich eine Legirung von Zink und Eisen in zwei verschiedenen Verhältnissen bildet. Eine leichtflüssige mit geringem Eisengehalt bildet die zu walzende Zinkmasse, weshalb auch alles im Handel vorkommende Zink eisenhaltig ist. Selbst destillirtes Zink, wenn man es mit einem Eisen aus den Retorten ablöst, wird dadurch eisenhaltig. Solches eisenhaltige Zink wird in verdünnten Säuren in einer 10—12mal kürzern Zeit aufgelöst, als eisenfreies Zink.

Die zweite Legirung, welche sich beim Schmelzen des Zinks in eisernen Gefäßen bildet, adhärirt an den Kesselwänden und bildet warzenförmige Auswüchse, durchdringt das Eisen und durchlöchert dasselbe. Diese Zusammensetzung ist viel schwerer schmelzbar als Zink und enthält nach Berthier im 100 — 94,76 Zink, 5,00 Eisen und 0,24 Kohle.

Diese Legirung ist sehr hart und spröde, und in der That rührt auch die größte Schwierigkeit, auf welche man beim Zinkwalzen stößt, von einzelnen

in den Zinkplatten sich vorfindenden Körnern dieser Legirung her. Diese Körner lassen sich nicht auswalzen, und verursachen Löcher, indem sie aus den Platten fallen. Je höher die Temperatur beim Schmelzen des Zinks und je länger die Operation dauert, um so viel mehr hat das geschmolzene Zink Eisen aufgenommen.

Dieser Umstand, nämlich der Mehrgehalt an Eisen in dem gewalzten Zink, ist es nach meiner Ansicht, welcher die Thatsache erklärt, daß eine zerstörte Zinktafel sich neben einer unversehrten auf einer Dachfläche befinden könne, welche übrigens von allen Einflüssen der Temperatur und der Atmosphäre gleichmäßig getroffen werden.

Auch die Temperatur, bei welcher die Tafeln gewalzt werden, möchte gleichfalls nicht ohne Einfluß seyn. Bei 100—150° C. läßt sich das Zink sehr gut dehnen und walzen; bei 205° C. wird es aber wieder so spröde, daß es sich in einem bis zu dieser Temperatur erhitzten Mörser zu Pulver stoßen läßt. Eine gewalzte Tafel, welche aber, entweder von der eben genannten Legirung in ihre Mischung aufgenommen, oder, entweder zu kalt oder zu heiß gewalzt wurde, wird daher, da ihre Masse nicht durchaus gleichförmig, allen Angriffen äußerer Agentien nicht so leicht widerstehen, als eine solche, welche rein, und bei der Temperatur, wobei das Zink die größte Geschmeidigkeit besitzt, ausgewalzt worden ist.

Die Zinkproduktion ist ziemlich bedeutend, und Frankreich bezieht aus Deutschland jährlich große Quantitäten. Sollten die in England damit vorgenommenen Versuche zu Schiffsbelegung ein günstiges Resultat liefern, so steht zu erwarten, daß dieser Industriezweig sich noch bedeutend steigern wird, so daß es gewiß von der höchsten Wichtigkeit seyn würde, durch größere Sorgfalt bei dessen Bear-

beitung, ein reineres und somit dauerhafteres Metall für die technischen Zwecke darzustellen.

Köln im December 1834. Bohl.

IX.

Mittheilungen

den Strunderbach und die Bewässerung von Berieselungswiesen in der Preuß. Rheinprovinz betreffend.

Die im 3. Hefte l. J. dieser Blätter mitgetheilten schätzbaren Nachrichten des Hrn. v. Bönninghausen, über die Bewässerung der Wiesen, mit besonderer Beziehung auf das Siegerland, veranlassen Referenten Dieses, denselben Beobachtungen über die Bewässerung von Berieselungswiesen in der Pr. Rheinprovinz anzureihen.

Wenn diese Beobachtungen in mehreren Stücken von dem Eingangserwähnten abweichen, so wird dies hauptsächlich der Verschiedenheit des Lokales zuzuschreiben seyn. Sie sind vorzugsweise auf der rechten Rheinseite (Kreis Mülheim) auf den Wiesenplänen des Strunderbachs und der Umgegend gemacht. Sie gründen sich sowohl auf die Mittheilung von alten bewährten Wiesenwirthen, als auf eine eigene langjährige Erfahrung.

Daß aber die Wiesenwirthschaft an und nächst dem Strunderbach, der hiesigen Provinz gleichsam als Musterwirthschaft dienen kann, dürfte wohl anzunehmen seyn, und der ausgezeichnete Ruf des Thurner Heues dafür bürgen.

Was das Geschichtliche dieser Bewässerung betrifft, so ist selbe zweifelsohne eine der zuerst regulirten in hiesigem Lande und in ganz Deutschland. Aus den ältesten Zeiten her besteht für den Strunderbach eine Bachordnung, die im J. 1550 erneuert, ein interessantes Monument der damaligen bereits

hier vorgeschrittenen Wiesenkultur abgibt. Gemäß derselben war eine eigene Bachbehörde vorhanden, bestehend aus dem Bachherrn und dem Bachschultheis, denen ein Bachbote untergeordnet war. Von dieser wurden Bachgedinge gehalten, wo die Zuwiderhandelnden Bachbeerbten brüchtfällig gesetzt, nämlich in Geldstrafe genommen wurden. Bei solchen Gedingen durften Gelage und wackeres Zechen nicht fehlen, wie denn unsere Voreltern, den Ernst des Lebens zu mildern, bei allen Gelegenheiten sich bestrebten.

Auch jetzt noch besteht eine eigene Bachkommission, die von dem Landrathe als Vorsitzendem, von einem Wasserbaubeamten, und von Deputirten der Mühlen und Wieseneigenthümer zusammengesetzt ist, und nach dem von der Königl. Regierung festgesetzten Bachregulative verfährt. Der Bachbote hat täglich den Bach zu begehen, um die Ordnung aufrecht zu halten, und die Contravenienten zur Bestrafung anzuzeigen. Durch gedachtes Regulativ ist die Zeit und das Maaß der Bewässerung für jeden dazu Berechtigten bestimmt. Die Bewässerung hat aber vermittelst Schützen resp. Soden und Grundhöltzer statt, deren Tiefe, Weite ꝛc. festgesetzt sind. Auch ist das Gefälle bei jeder Mühle festgestellt, und darf eine Veränderung nicht stattfinden.

Ein treuerer und zuverläßigerer Gehülfe des Menschen, als dieser Bach, ist wohl schwerlich zu finden. Kaum ist er in den Teichen des vormaligen Deutschordensgutes Herrnstrunden, und in deren Nähe der Erde entquollen, als er wenige Ruthen unterhalb, mit ewigem Fleiße, auch in der größten Kälte, selbst dann, wenn seine übrigen Bachgefährten von dem Froste des Winters längst erstarrt sind, eine Mühle mit doppeltem Rade treibt.

Nachdem er ein enges Thal bei Gladbach verlassen, erreicht er die Ebene. Sein Gewässer ereilt in drei Stunden, von der Quelle an gerechnet, den

Rhein. In dieſem dreiſtündigen Raume treibt er nicht weniger als 36 Mühlen, worunter ſich die auch im Auslande rühmlich bekannten Papiermühlen der Herren Maurenbrecher und Koch, der Wittwen Fues und Zander auszeichnen. Zugleich befruchtet und ſchwängert er mit Aroma mit wenigen Unterbrechungen eine bedeutende Wieſenfläche. Daneben ſpeiſt er manche Teiche, und zuletzt bedient ſich ſeiner noch der betriebſame Kreishauptort Mülheim bei der Färberei ſeiner Seidenſtoffe und bei der Bereitung ſeines Leders. Sein regſames Leben hört nur einem unausgeſetzten, beinahe gleichmäßigen Fleiße an. Die Dürre des Sommers, die harte Winterkälte ſtören ihn kaum. Seine Anwohner erhalten von ſeinen Fluten nur Wohlthaten, und richten dieſelben nie Verheerungen an. Seine Arbeits- und Düngkraft überſteigen nach einem mäßigen Anſchlage den Werth eines Capitals von 800,000 Thalern.

Nur durch die weiſe auf Erfahrung geſtützte Bachordnung iſt es möglich, ſeine ganze Kraft, wie geſchieht, zu benutzen. Möchte doch ein ſolches Reglement bei allen Gewäſſern beſtehen, die die menſchliche Induſtrie benutzt! Leider iſt dies in hieſiger Provinz nur bei wenigen der Fall. Ich kann nicht umhin, darauf aufmerkſam zu machen, wie viele Bäche der Rheinprovinz beinahe ungenutzt ihre Düngſtoffe unwiederbringlich durch Vermittelung des Rheines dem Meere zuführen. Würden dieſelben an geeigneten höheren Stellen aufgefangen und zweckmäßig geleitet, wie viel Morgen unfruchtbarer Heidegründe ꝛc. könnten nicht dadurch in reiche Wieſen verwandelt werden! Möchten doch die hieſigen landwirthſchaftlichen Vereine, die ſo viele tüchtige Männer beinahe aller Orten zu Mitgliedern zählen, dieſen Gegenſtand zum Ziele ihrer Ermittelung wählen. Zuverläßig würde die Geſetzgebung mit den erforderlichen einſchlägigen Beſtimmungen nicht zu-

rückbleiben. Von dem großen Erfolge einer solchen Industrie geben unter andern manche Gegenden der Lüneburger Heide den erfreulichsten Beweis. Vergl. J. F. Meyer die Schwemmwiesen und die Wiesenbewässerung, herausgegeben von Thaer. Zelle 1800.

Ich komme nunmehr auf meine obenberührten Beobachtungen zurück.

Die Bewässerung der Wiesen äußert in ihrer Wirkung einen doppelt nützlichen Einfluß. Durch die Zurücklassung vieler dem Wasser beiwohnender Stoffe werden die Wiesen gedüngt, dann wird lediglich, kraft der durch das Wasser erzeugten Feuchtigkeit, der Graswuchs sehr befördert und vermehrt. Durch die Bewässerung im Winter wird ausschließlich die Düngung der Wiesen bezweckt. Durch jene in der warmen Jahrszeit wird einzig die Beförderung des Graswuchses vermittelst der durch das Wasser herbeigeführten Feuchtigkeit erzielt. Die Absonderung von Düngstoffen zu dieser Zeit kann nur nachtheilig wirken und muß daher verhütet werden.

In den Monaten März und April und etwa während drei Wochen nach dem ersten Grasschnitte kann durch die Bewässerung gleichzeitig die Düngung der Wiesen, und die Beförderung des Graswuchses durch die vermehrte Feuchtigkeit bewirkt werden. [1])

Zur Düngung der Wiesen ist das Flutwasser besonders zuträglich. Flutwasser stellt sich bekanntlich nach Schneeabgange, nach Gewitter oder nach anhaltendem Regen ein. Vorzüglich zeichnet es sich durch seine trübe gelbe Farbe aus. Dieses Wasser enthält insbesondere viele dem Grase zuträgliche er-

1) Kein anderer Stoff ist außer dem Wasser bekannt, kraft dessen diese doppelte Wirkung so vollkommen erreicht werden kann. Das Wasser wirkt somit auf die Grasnarbe specifisch.

Wie günstig die Bewässerung durchgängig wirkt, eben so nachtheilig kann sie unter Umständen werden.

dige Düngstoffe. Die Benutzung einiger solcher Fluten im Jahre zur günstigen Zeit bringt zuverläßig, wenn keine Verkältung im Frühlinge eintritt, eine reiche Heuerndte. Wenn nach der Ablassung des Wassers, der Boden und die Grasnarbe eine schwarze Farbe zeigt, und bei näherer Untersuchung mit einem schmierigen schwarzen humosen Stoffe überzogen ist, dann ist der Zweck vollkommen erreicht. Ein üppiger Graswuchs während zwei bis drei Jahren zeigt sich auf solchen Stellen.

Werden die Wiesen, vom 1. Mai etwa an, bis zur Heuerndte und dann noch 3 bis 4 Wochen nach der Heuerndte bis zum Schnitte des Grummets stärker bewässert, als eben zur Befeuchtung des Bodens hinreichend ist, dann hängen sich schlammige Theile des Wassers dem Grase an, und das Heu wird dadurch dem Viehe ungedeihlich; auch wird dadurch das Untergras in seinem Wachsthume gestört.

Uebrigens ist die Bewässerung zu jeder Zeit des Jahres von Erfolg, jedoch unter den Einschränkungen, daß sie im Winter bei strengem Froste nicht stattfinden darf. Die sich alsdann erzeugende Eisdecke wirkt sehr nachtheilig auf die Grasnarbe. Es ist mir sogar der Fall vorgekommen, daß durch eine solche Eisdecke die Grasnarbe beinahe gänzlich zerstört wurde. Eben so darf die Wiese nicht naß seyn, wenn Vieh auf dieselbe gelassen werden soll. Das Zusammentreten des Bodens einer solchen Wiese durch das Vieh ist sehr nachtheilig. Das Viehauftreiben im Frühjahre ist immer schädlich. Dasselbe hat jedoch im Herbste, nachdem der Grummet weggebracht ist, ohne Nachtheil statt. Freilich erfordert es eine Ausbesserung der häufig eingetretenen Gräben. Fleißige Wirthe beeilen sich, wenn das Grummet zeitig genug weggebracht werden kann, einige Bewässerungen erfolgen zu lassen, um da-

durch eine um so kräftigere und reichere Weide zu erzeugen und zu benutzen.

Die Bewässerung von Ende März an, den April hindurch, erregt und befördert insbesondere zeitig die Vegetation. Auch hat sie den Nutzen, daß vermittels dieses Wassers, auf eine leichte Weise, die Maulwurfshügel weggeschwemmt werden können, die alsdann die Wiesen zu bedecken pflegen. Ein Mann kann, unter Beihülfe eines hölzernen Rechens, in einem Tage bei dieser Arbeit sehr viel ausrichten, auch bei nur einiger Gewandtheit, die meisten, aus ihren Bauten, durch das Wasser auf die Oberfläche gedrängten Maulwürfe tödten.

Wiesen von schwerem, bindendem Boden und von geringem Gefälle sollten in der dazu günstigen Jahrszeit nur vermittelst Flutwasser und zwar stark bewässert werden. Eine anhaltende nur schwache Ueberrieselung würde eine solche Wiese versauern und verderben. Bei Wiesen von leichtem durchlassenden Boden hingegen, und von gehörigem Gefälle ist eine fortgesetzte auch nur schwache Ueberrieselung mit jedem Wasser in der geeigneten Jahrszeit von Nutzen.

Die Bewässerung und das Trockenlegen der Wiesen muß abwechselnd erfolgen. Im Sommer reicht eine von 8 zu 8 Tagen angebrachte Bewässerung zur Befeuchtung hin.

Ueber das hier zur Anwendung kommende System, in Bezug auf die Zu- und Ableitung des Wassers, mit seinen Bewässerungs- und Abwässerungsgräben, Flößen, Schützen ꝛc. ließe sich Manches sagen. Ich führe indeß nur den Hauptgrundsatz an, wonach erfordert wird, daß nicht nur eine Wiese bewässert, sondern auch, daß selbe trocken gelegt werden kann.

Eine kurze Anschauung der Sache an Ort und Stelle vermag weit mehr, als eine ausgedehnte Beschreibung. Eine solche können meine verehrten Landsleute, in so fern sie es wünschen, sich dahier leicht

verſchaffen, weshalb ich mich begnüge, auf dieſelbe hin zu verweiſen. Haus Milenforſt im April 1835.

Dr. Hohenſchutz.

X.

Miszellen aus der Provinz.

Handel und Schifffahrt im Reg. Bez. Köln.

Die Lebloſigkeit im hieſigen Hafen, welche in dieſem Jahre ſeit Wiedereröffnung der Schifffahrt ſo auffallend war, hat bis zum Anfange des verfloſſenen Monats angehalten. Seit dem hat der Schifffahrtsverkehr auf dem Rhein im Allgemeinen einen erfreulichen Aufſchwung genommen, der auch auf den hieſigen Hafen ſich erſtreckt, wie nachfolgende Ueberſicht ergiebt. In dem Zeitraum vom 16. März bis einſchl. den 15 April ſind in dem hieſigen Hafen angekommen: zu Berg 98, zu Thal 423, zuſammen 521 beladene Fahrzeuge und aus demſelben abgefahren rheinaufwärts 84 rheinabwärts 102, in Summa 186 dergleichen Fahrzeuge. Unter den angekommenen beladenen Fahrzeugen waren von Holland kommend 8 Schiffe von Amſterdam mit 28214 Ctn. 6 Schiffe von Rotterdam mit 24809 Ctn. 1 Schiff von Antwerpen 3121 Ctn. und die niederländiſchen Dampfſchiffe brachten an 6527 Ctn. Es kamen demnach vom Niederrhein hier an 62671 Ctn. Von Holland kommend wurden hier vorbeigeführt 1) nach Mainz: 5 Schiffe von Amſterdam mit 15458 Ctn. 4 Schiffe von Rotterdam mit 14197 Ctn., zuſammen 29655 Ctn. 2) nach Mannheim: 5 Schiffe von Amſterdam mit 21172 Ctn. 3 Schiffe von Rotterdam 13421 Ctn., zuſammen 34593 Ctn. 3) nach Frankfurt: 1 Schiff von Amſterdam mit 3315 Ctn. 2 Schiffe von Rotterdam mit 5501 Ctn., zuſammen 8816 Ctn. und 4) nach Coblenz: 2 Schiffe von Amſterdam mit 4675 Ctn. 2 Schiffe von Rotterdam 5788 Ctn. oder überhaupt hier vorbeigefahren 83527 Ctn. und mehr hier vorbeigeführt als hier ausgeladen 20856 Ctn. Verladen wurden hier rheinaufwärts a) nach Mainz in 1 Segelſchiff 2671 Ctn. durch die Dampfſchiffe 7872 Ctn., zuſammen 10543 Ctn. b) nach Mannheim in 4 Segelſchiffen 7341 Ctn. c) nach Frankfurt in 1 Segelſchiff 1768 Ctn. d) nach dem obern Main in 4 Segelſchiffen

7966 Cnt. in Summa 27618 Cnt. Während demnach in dem Zeitraume vom 16. März bis 15 April c. 33691 Ctn. mehr hier angekommen sind, als in dem Zeitraume vom 16. Febr. bis zum 15. März sind doch nur 9202 Ctn. mehr hier verladen worden; ein Beweis, daß der gesteigerte Verkehr nicht der Spedition sondern dem Eigenhandel der Stadt angehört und die Transitspedition hier fortwährend sehr gering ist.

Lebhafter war der Dienst der Dampfschiffe; die niederländischen fahren täglich nach Rotterdam, und da die Schiffe und Maschinen in sehr gutem Zustande sind, auch mit vieler Pünktlichkeit. Die Dampfschiffe des Mittel- und Oberrheins fahren täglich zwischen hier und Mainz und zweimal wöchentlich zwischen hier und Mannheim, nämlich in zwei Tagen aufwärts und in einem Tage zurück, sodann über den andern Tag zwischen Mainz und Leopoldshafen und zweimal die Woche zwischen Mannheim und Strasburg.

Mit diesem Dienst der Schiffe hat die niederländische Dampfschifffahrts-Gesellschaft vom 1. d. M. ein Schnellschiff in Verbindung gebracht, welches Abends 8 Uhr nach Ankunft des Mannheimer Dampfschiffs noch von hier nach Rotterdam fährt und daselbst mit dem nach London abgehenden Schiff „der Batavier" corespondirt. Die Passagiere kommen demnach am 3. Tage bei Zeiten von Strasburg nach Rotterdam und am 4. nach London und von Mannheim bis Düsseldorf in einem Tage.

Die Aussicht auf einen günstigen Fortgang der Unterschriften zur Eisenbahn nach der belgischen Grenze, deren wir in unserm letzten Berichte erwähnten, hat sich bisher in einem erfreulichen Grade verwirklicht. Seit Kurzem sind ungesucht mehrere Anmeldungen aus Frankfurt a/M. eingelaufen, woraus sich ergiebt, daß das Ersprießliche des Unternehmens auch im Auslande erkannt ist, ja selbst in den von der Bahn zu berührende Districten, wird diese Angelegenheit, gegen die man sonst gestimmt war, nunmehr mit aller Theilnahme unterstützt; die Stadt Düren allein hat für 100000 Thlr. unterzeichnet und dürfte vielleicht sich noch zu einer bedeutend höhern Summe verstehen, wenn ihr die Versicherung einer möglichst nahen Berührung der Stadt mit der Eisenbahn gegeben würde, was auch so weit es sich mit den allgemeinen Interessen der Gesellschaft vereinigen läßt, beabsichtigt wird.

Im Handel mit Colonial-Waaren herrschte große Stille, besonders war der Umsatz in Kaffe sehr beschränkt und auch der in Zucker war von keinem Belange; einzelne Sorten Melis und hellbrauner Kandis und Farin werden zu niedrigen Preisen verkauft.

Im Wechselhandel war kein besonderer Verkehr, die Course blieben größtentheils auf dem nämlichen Standpunkte wie im vorigen Monat: Nur Wechsel auf Amsterdam, Berlin und London waren zimlich gesucht, nach Briefen auf Frankfurt, Paris und Hamburg war wenig Nachfrage. (Zeit. Ber. der K. Reg. zu Köln f. d. M. April.)

Militairwesen im Reg. Bez. Köln.

Als Beweis; wie viel Interesse die Einwohner der hiesigen Provinz an der Beförderung der vaterländischen Heeres-Einrichtung nehmen, ist anzuführen, daß die Einwohner des Kreises Bergheim zur Anschaffung von Signal-Instrumenten für die dasige Landwehr-Compagnie, 60 Thlr. freiwillig aufgebracht haben. (Vorherige Quelle.)

Kirchenwesen im Reg. Bez. Köln.

Am 7. April fand die Grundsteinlegung zum Neubau einer evangelischen Kirche zu Claswipper, wozu Se. Majestät der König die Mittel zu gewähren geruhet haben, mit angemessener Feierlichkeit statt. Mit christlichreligiöser Stimmung wurde dieses freudige und bedeutungsvolle Ereigniß von der zahlreich versammelten Gemeinde tief empfunden und die ihr zu Theil gewordene landesväterliche Huld und Gnade mit den innigsten Dankgefühlen und Seegenswünschen von neuem laut erkannt und verehrt.

Die Einführung der neuen Agende ist während des Osterfestes in den Kr. Gummersbach und Waldbröl mit allgemeiner Zufriedenheit in Vollziehung getreten.

(Vorherige Quelle).

Zur Jubelfeyer des Hrn. Consistorialraths Dr. Möller in Münster.

Die evangelisch-theologische Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn bringt in einer, unter nachstehendem Titel, im Druck erschienenen Gelegenheitsschrift: Viro venerabili et doctissimo: A. G. P. Moeller, S. Theol. Doctori etc. sacra muneris ecclesiastici semisecularia A. D. V. Maji MDCCCXXXV. pia

mente gratulatur ordo theolog. evang. in univers. Frider. Guilelm. Rhenana, dem hochverdienten Herrn Consistorialrath Dr. Möller in Münster ihren Glückwunsch zu seiner fünfzigjährigen Jubelfeier als evangelischer Pfarrer dar. Sie knüpft diese freundlichen Wünsche an eine Herzählung der Lebens- und Amtsverhältnisse des Jubelgreises, welche wir unsern Lesern in der Kürze vorführen wollen.

Anton Wilhelm Peter Möller, aus Westphalen, begann seine theologischen Studien auf der vormaligen Universität Duisburg, wo neben andern ausgezeichneten Männern, Berg, Grimm und Plessing seine Lehrer waren. Am 5. Mai 1785. wurde er von der evangelischen Gemeinde zu Lippstadt zu deren Pfarrer berufen. Der Tod Friedrichs des Großen gab ihm hier die erste Gelegenheit, mit seiner „Trauerrede auf den Tod Friedrich II. Lippstadt. 1786 8.“ sich als Schriftsteller auszuzeichnen.

Drei Jahre später wurde er an die Stelle des nach Frankfurt an der Oder versetzten Muzell als Professor der Theologie nach Duisburg berufen. In dieser Stelle blieb er 17 Jahre, während welchen er außer seinem segensreichen Wirken als Lehrer, auch durch treffliche Schriften für die Ausbildung der Theologen zum Prediger- und Lehramte eifrig zu sorgen bemüht war.

1803. ward er von des Königs Majestät zum Consistorialrath und Pfarrer der evangelischen Kirche in Münster ernannt; fünf Jahre später in gleicher Art nach Königsberg in der Neumark, 1811. aber nach Breslau versetzt. Im Jahr 1816. kehrte er nach Münster zurück, wo er gegenwärtig sein vormaliges Amt als Mitglied des königlichen Consistoriums und als Pfarrer der dortigen evangelischen Kirche wieder bekleidet. Von des Königs Majestät ist ihm die Auszeichnung des Rothen Adlerordens dritter Klasse zu Theil geworden. Dr. Fr.

Handel und Gewerbe im Reg. Bez. Düsseldorf.

Die Schifffahrt auf dem Rheine war bei dem günstigen Wasserstande außerordentlich lebhaft. Eine Rückwirkung dieses Verkehrs auf die Fabrikation ist jedoch noch nicht bemerkbar geworden. Die Seidenmanufakturen im Kr. Elberfeld sollen indeß gegenwärtig etwas stärker betrieben werden und die Eisen- und Stahlfabriken sind meh-

rentheils sehr beschäftigt. Die Fabrikanten klagen inzwischen über kleinen Gewinn und die Arbeiter über geringen Verdienst. Der Kohlenhandel bleibt gelähmt und in Folge dessen ist die Förderung auf den Gruben eingeschränkt worden. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Düsseldorf f. d. Monat März).

Aeußerungen der Wohlthätigkeiten im Reg. Bez. Düsseldorf.

Seit dem Anfange des vorigen Jahres besteht auch in der Stadt Solingen ein Frauen- und Jungfrauenverein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, arme Frauen, besonders aber arme Wöchnerinnen mit Kleidungsstücken, Leinewand und der erforderlichen Speise zu versorgen. Dieser Verein zählt gegenwärtig an 120 Mitglieder und hat im ersten Jahre seines Bestehens eine baare Einnahme von 363 Thlr. gehabt. Nach der Zahl der vertheilten Bekleidungsgegenstände hat er seine Wirksamkeit sehr verdienstlich begonnen und bisher 68 arme Frauen, worunter 23 Wöchnerinnen, angemessen unterstützt.

Eine besondere Einnahme von 68 1/3 Thlr. soll zur Errichtung einer Näh- und Strickschule verwendet werden.

Der in Lennep seit dem Jahre 1829 bestehende Frauenverein setzt seine stille segensreiche Wirksamkeit in gleichem Maaße rühmlich fort und hat auch in dem verflossenen Jahre durch Vertheilung reicher Gaben und besonders durch Einwirkung auf Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Sittsamkeit mittelst geeigneten Unterrichts und angemessener Unterweisung seine wohlthätige Bestimmung erfüllt. (Vorherige Quelle).

Evangelische Kirche im Reg. Bez. Düsseldorf.

Die evangelische Gemeinde zu Ohenrath, im Kr. Grevenbroich, hat aus freiwilligen Beiträgen ihrer Gemeindeglieder für die dortige Kirche eine neue Orgel angeschafft, welche mit der Einrichtung der Bühne über 500 Thlr. kosten wird. Dasselbe ist in gleicher Weise von der evangelischen Gemeinde zu Gladbach geschehen, wo sich die Kosten über 5000 Thlr. belaufen. (Vorherige Quelle).

Das im Rhein verschwundene Dorf Haln bei Duisburg betreffend.

Wer etwa Lust haben möchte, in Folge der Aufforderung in den Prov. Bl. 1835. I. S. 223, über den oben bezeichneten Gegenstand nähere Untersuchungen anzustellen,

findet geeignete Winke niedergelegt in einem Aufsatze von van Alpen: „Asciburgum, ein Beitrag zur Aufklärung meuersischer Alterthümer", welcher in Aschenberg's niederrhein. Blätter. 1802. 2. Band S. 772 f. abgedruckt ist. Nach diesem sollen unter andern die Ruinen der Kirche von Halen bei niedrigem Wasser und hellem Wetter in der Mitte des Rheins noch sichtbar seyn. Ist das wahr?

(Eingesandt).

Gesundheits-Zustand unter den Hausthieren im Reg. Bez. Trier.

Die zu Bergweiler im Kr. Wittlich unter dem Rindvieh herrschende Lungenseuche hat noch immer nicht aufgehört und noch mehrere Stücke sind daran gefallen. — Die Rotzkrankheit unter den Pferden zu Freudenburg im Kr. Saarburg hat aufgehört. Zu Bedersdorf und Ittersdorf im Kr. Saarlouis sind mehrere Pferde von der Tollkrankheit befallen worden. Zu Hostenbach in demselben Kr. herrscht noch immer die Bräune unter den Schweinen. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Trier f. d. M. April).

Waldbrände im Reg. Bez. Trier.

In dem Gemeindewalde von Speicher, im Kr. Bitburg, wurden gegen 4 Morgen Wald durch Feuer zerstört. — Viel bedeutender war ein Waldbrand im Gemeindewalde von Beuern im Landkreise Trier, wo ein 10—16 jähriger Eichenbestand auf einer Fläche von 40 Morgen ein Raub der Flammen wurde. Nur der angestrengtesten Thätigkeit des Försters Roth und der Einsassen von Beuern gelang es, die weitere Verbreitung des Feuers zu verhindern und noch bedeutenderm Schaden vorzubeugen.

(Dieselbe Quelle.)

Kirchen- und Schulwesen im Reg. Bez. Trier.

Die neue Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden und die Einführung der Agende ist nicht nur von den Pfarrern in den Kr. Berncastel und Saarbrücken, wo sich die meisten Evangelischen befinden, bereitwillig und wohlgefällig auf- und angenommen worden, sondern hat auch bei dem Volke vielen Beifall gefunden. Die Einleitung zur Wahl der Mitglieder der größern Gemeinderepräsentanten sind bereits getroffen.

Die am Schlusse des Winter-Semesters stattgefundenen Schulprüfungen haben im Allgemeinen sehr erfreuliche

Resultate ergeben. Ueberhaupt ist das Schulwesen im Regierungsbezirke im erfolgreichen und kräftigen Fortschreiten und die wohlthätigen Folgen werden sich immer mehr ergeben. Die Schulversäumnisse nehmen ab und die Zahl der neu und zweckmäßig gebauten Schulhäuser vermehrt sich.

Die Schätze der hiesigen Stadtbibliothek, welche eine ausgezeichnete Stelle unter den Bibliotheken Deutschlands einnimmt, sind durch ein werthvolles Geschenk des hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, vermehrt worden. Dieses Geschenk besteht in 15 Bänden Text mit 6 Heften Kupferstichen, von dem während der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen in Rom, im Jahre 1829, unter Hochdessen Schutz, ins Leben gerufenen Instituto di Corrispondenza archeologica, herausgegebenen annali, bulletini, memorie e monumenti inediti. — In welchem Ansehen die hiesige Stadtbibliothek auch selbst im Auslande steht, beweiset, daß die unter dem Namen der Recorder Commission bestehende gelehrte Gesellschaft zu London, derselben im vorigen Jahre 74 Foliobände der von dieser Gesellschaft herausgegebenen historischen Werke verehrte. (Gleiche Quelle)

Handel, Gewerbe und Communikation im Reg. Bez. Trier.

Der Handel ist fortwährend unbedeutend. Vieh findet wenig Absatz und nur junge Schweine werden gesucht und zu ziemlichen Preisen verkauft.

Der Weinhandel stockt selbst nach erfolgtem Abstiche fast gänzlich; während des Abstiches der Weine pflegt solches gewöhnlich der Fall zu seyn. Nach dem neuen Weine ist, der guten Qualität desselben ungeachtet, nur geringe Nachfrage. Wein aus frühern Jahrgängen wurde zu sehr niedrigen Preisen in sehr geringen Quantitäten verkauft.

Mehr Thätigkeit als im Handel herrscht in den gewerblichen Etablissements. Die Hüttenwerke werden thätig betrieben. Im Kr. Saarbrücken und zwar in der Nähe der Stadt Saarbrücken sind zwei neue Etablissements im Entstehen: eine Fayencefabrik auf dem vormalien Sensenwerk und eine Fabrik von sogenannten Pariserstiften und von Schuhnägeln auf der deutschen Mühle.

Auf der Wegestrecke bei Longramp im Kr. Berncastel

werden die Arbeiten sehr thätig und gut ausgeführt. Die Arbeiten zur Ausführung der Chaussirung der Wegestrecken, zwischen Halbermeile bei Prüm auf Losheim auf der Straße von Aachen nach Strasburg, sind in Verding gegeben worden und werden nun unverzüglich beginnen. Der Bau dieser Strecke wird jener Gegend große Vortheile darbieten. (Gleiche Quelle)

Landes-Cultur im Reg. Bez. Aachen.

Die niedrigen Getreidepreise veranlassen den Landwirth auf den Anbau von Handelsgewächsen und die Ausdehnung der Viehzucht mehr Bedacht zu nehmen. Im Kr. Heinsberg beginnt man die Weberdisteln mit gutem Erfolge zu bauen. In mehreren Gemeinden des Kr. Montjoie scheint sich der Sinn für die Obstbaumzucht zu beleben, und im Kr. Erkelenz ist darauf hingewirkt worden, daß diejenigen Gemeindegründe und Räume längs Brüchen und breiten Wegen, welche sich zu Baumpflanzungen eignen, mit den dem Grund und Boden angemessenen Baumarten besetzt werden, und gewähren bereits die in der Bürgermeisterei Beck auf einer Heide angelegten derartigen Pflanzungen einen erfreulichen Anblick. In dem Kr. Malmedy macht die Wiesenkultur merkliche Fortschritte und in mehreren Gemeinden ist man mit Urbarmachung von Heideländereien beschäftigt. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Aachen f. d. Monat März).

Handel und Fabriken im Reg. Bez. Aachen.

Der Handel mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft ist, der niedern Preise wegen, jetzt nicht lebhaft. Die Nadelfabriken gehen anhaltend gut, auch fehlte es den Tuchfabriken nicht an Beschäftigung, obgleich der frühere lebhafte Gang derselben etwas nachgelassen hat. Die Messing- und Baumwollen-Fabriken des Landkreises Aachen behaupten ihren geschäftigen Gang und ist in diesem Kr. eine vierte Glasfabrik entstanden. (Vorgenannte Quelle.)

XI.

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Fortschritte der Dampfschifffahrt.

1. Die Amerikaner haben eine neue wichtige Anwendung

von den Dampfschiffen gemacht: es wurde nämlich zu Baltimore für die dortige Assekuranzkompagnie ein Dampfschiff erbaut, das andern Schiffen das Ein- und Auslaufen möglich macht. In den ersten Tagen des Januars bei großer Kälte und über einen Schuh dickem Eise wurde ein Versuch gemacht, der vollkommen gut ausfiel; das Schiff zog selbst vier Schiffe mit sich, und brach das Eis. Das Vordertheil dieses Schiffes ist sehr abgeplattet und aufwärts gerichtet, und der im Wasser gehende Theil des Rumpfes hat ungefähr die Gestalt eines Spatels, so daß er, statt das Eis zu zerstoßen, vielmehr darauf steigt. Seine Schaufelräder sind von Holz und Eisen und zermalmen das Eis, welches dem Gewicht des Schiffes weicht so wie dieses darauf gleitet und durch die Räder nach hinten getrieben wird. An jedem Rad sind 120 Ztr. Eisen. Man glaubt, daß es besser wäre, statt der Räder, welche das Eis zermalmen, andere anzubringen, die es zersägen, und die daher auch leichter seyn könnten.

II. Kürzlich wurden zu Nantes Versuche mit einem Dampfschiffe von neuer Bauart angestellt, die sehr gut ausfielen. Es besteht aus zwei eisernen hohlen Kegeln. Das Rad von 15 Fuß im Durchmesser ist in der Mitte angebracht. Die Kegel sind von einer Spitze zur andern 166 Fuß lang und haben in der Mitte 6 Fuß 2 Zoll im Durchmesser. Das Rad zwischen beiden Kegeln nimmt 11 Fuß Raum ein, das Verdeck ist 110 Fuß lang und 24 Fuß breit, und erlaubt den Reisenden hinreichend herumzugehen. Der Steuermann ist hinter dem Wasserrad und leitet das Schiff. Das Schiff ging mit 36 Mann Reisenden und Matrosen 28—30 Zoll tief, und brauchte von Nantes nach Mauves 1½ Stunden, zurück aber 1¼ St., oder legte gegen den Strom 3 Lieues in der Stunde und mit demselben mehr als 3 Lieues zurück. Die Erschütterung ist bei diesem Schiff sehr schwach, und da die Räder nicht außen sind, kann es auf Kanälen fahren, ohne die Ufer zu beschädigen. Der Erbauer desselben ist Thomson. (Leuchs's allgem. polyt. Zeit. v. 26. März 1835.)

Wohlfeile Methode Leim darzustellen, von Coulier.

Knochen werden in Fässern mittels eines Besens gewaschen und dann in Gefäße gebracht, worin sie mit salzsaurem Mangan (Manganchlorür) gereinigt wer-

den, welches zur Darstellung des Chlors beim Bleichen der Zeuge, wie auch der Lumpen in Papierfabriken, fast als Abfall zu erhalten ist. Das Chlorür wirkt langsamer als die reine Salzsäure, doch so, daß die Knochen in 25—30 Tagen auch aufgeschlossen, und der phosphorsaure Kalk aufgelöst ist. Die Flüssigkeit wird bei dieser Einwirkung des Chlorürs und der noch dabei befindlichen freien Säure nach und nach durchsichtig, und, wenn das Chlorür noch Schwefelsäure enthielt, röthlich. Die Knochen werden hiernach in Fässern mit Wasser, durch Umrühren mittelst Besen, gehörig gewaschen, dann getrocknet, und nun auf Leim gekocht, nach dem bekannten Verfahren. Zeigen sich einzelne dicke Knochen nicht aufgeschlossen, so werden sie wieder in die Manganchlorür-Flüssigkeit gebracht. (Pharmazeutische Zeitung, Jahrgang 1832, pag. 422.)

Sollte das jetzt auch in der Rheinprovinz häufig als Düngmittel Anwendung findende Knochenmehl auf obige Weise sich nicht vortheilhaft und Zeitersparend zur Leimbereitung eignen? Die Sache scheint mir sehr wahrscheinlich, ich überlasse aber die Beantwortung und Prüfung dieses Vorschlages einem praktischen Leimsieder.

Heinsberg. A. Voget.

Mais-Papier.

Die Maispflanze scheint sich auf die mannichfaltigste Weise nützlich beweisen zu wollen. Ihre Anwendung zu einem Industriezweige, welcher in unserer Provinz vorzugsweise blüht, verdient wohl die Aufmerksamkeit unserer Landsleute. Herr Pallas in Paris hat nämlich der Akademie eine Probe Papier aus der markigen Substanz des Mais, dem der Zuckerstoff zuvor entnommen war, vorgelegt. Dieses Papier war ganz ohne Zusatz von Leim verfertigt, es verdankt seine Festigkeit und Undurchdringlichkeit der großen Menge schleimiger Feuchtigkeit in der Pflanze selbst. — So wie es ist, kann es sehr gut zu Packpapier dienen, und man hofft, es noch so weit zu vervollkommnen, daß es das Lumpenpapier ersetzen kann.

Aufbewahrung des Weizens.

Nach Despreaux's im Großen angestellten Versuchen haben die Insekten, welche den Weizen angreifen, zu ihrer Entwickelung wenigstens eine Wärme von 13 oder 14°

Reaumür nöthig; vermindert man die Wärme unter diesen Grad, so können sie nicht aufkommen. Er ließ in dem Gebäude alle Oeffnungen schließen, die nicht nach Norden gingen und die nördlichen von Bäumen beschatten. Statt der Fenster waren Gitter mit grober Leinwand überspannt angebracht. An der Morgenseite war ein niedriges Fenster mit Laden, das des Tags geschlossen blieb, ebenfalls mit Leinwand überspannt. Dieses wurde Nachts aufgemacht, wenn der Thermometer im Gebäude die Nothwendigkeit, es abzukühlen, anzeigt und diente als Ventilator. Endlich waren die Haufen des Weizens viereckig aufgestellt, und enthielten nicht mehr als 30—40 Säcke. Der Boden muß gut geglättet werden und das Pflaster rein seyn. — Gleiche Grundsätze wurden im Schlachthause bei Paris befolgt. Hericard de Thury, der Vater, hatte überall Fenster angebracht, man bemerkte aber, daß das Fleisch bald verdarb. Seitdem man aber alle andern schloß, mit Ausnahme der nach Norden, erhält es sich frisch. (Leuch's allgem. polyt. Zeit. v. 26. Febr. 1835.)

Mittel zur Verhütung der Selbstentzündung feucht eingebrachten Heues.

Man lege zwischen das feucht eingebrachte Heu Steine, in der Größe eines Menschenkopfes. Dadurch wird man in den Stand gesetzt, zugleich die Arbeit beim Heumachen zu vermindern und zu beschleunigen, und sich von der Witterung unabhängiger zu machen, da man nun nicht gezwungen ist, das Heu ganz dürr zu trocknen, sondern es noch in feuchtem Zustande nach Hause nehmen kann, ohne die Gefahr der Selbstentzündung zu befürchten, es erhitzen und braun brühen läßt, wodurch es in eine weiche, fettig anzufühlende, honigsüß riechende Masse verwandelt wird, und so dem Viehe nahrhafter und schmackhafter ist. (Neues Wochenbl. d. landw. Vereins in Bayern. 1835. 18 Heft.)

Die Topinamburs (Erdäpfel) oder die knollige Sonnenblume. [1])

1) Für.

(Von Herrn Ferd. Schmalzigaug in Heilbronn, und mit Anmerkungen und einem Zusatz von B.)

Diese Pflanze, im Auslande, namentlich im Niederelsaß,

1) Aus der Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine in Hessen

in dürrer schlechter Sandgegend mehr bekannt und geschätzt, gewähret in jeder Beziehung einen schönen Ertrag und verdient auch in unseren Gegenden mehr bekannt und angebaut zu werden. Sie ist ein Wurzelgewächs, hat Knollen gleich den rothen Kartoffeln und treibt hohe Stengel mit vielen Blättern.

Unter günstigen Verhältnissen erreichen die Stengel eine Höhe von 8—9 Fuß, deren zahlreiche Blätter, namentlich in Jahren, wie das vergangene, gleich den Runkelrübenblättern abgenommen und gefüttert zu werden verdienen; ebenso können auch die zarten Stengel oder Gipfel derselben zum Füttern verwendet werden. Soll nun der Hauptertrag in Benutzung der Stengel und Blätter bestehen, und wird auf den Ertrag an Knollen weniger gerechnet, so können, wenn der Jahrgang nicht gar zu trocken ist, gewiß zweimal Stengel am Boden abgeschnitten und mit etwas Wickfutter oder sonstigen Zusätzen verfüttert werden, wo dann, besonders in einem guten Boden, die Knollen doch noch einen ordentlichen Ertrag abwerfen. Zu diesem Zwecke dürften sie aber etwas enger gelegt werden. [2])

Als Wurzel- oder vielmehr Knollengewächs liefern sie einen den Kartoffeln sowohl in Qualität (?) als Quantität gleichkommenden, oft übersteigenden Ertrag, und sind als Futter für junges Vieh besonders zu empfehlen, namentlich auch für Hammel. [3]) Der Ertrag an Stengeln, insofern sie nicht einmal grün abgeschnitten wurden, ist ebenfalls bedeutend und liefern die großen starken Stengel ein gutes Brennmaterial. Auch die Blätter von den abgestorbenen Stengeln können verfüttert werden.

Ein großer Vortheil bei dem Anbau der Topinamburs besteht noch darin, daß die Knollen den ganzen Winter

v. 7. Mai 1835, wo sowohl das nachfolgende Für als Gegen abgedruckt ist. D. H.

[2]) Eine mehrjährige Erfahrung spricht sich dahin aus: daß wenn den Knollen die Stengel und Blätter, besonders dann, wenn sie noch nicht verblüht haben, genommen und abgemächt werden, der Ertrag in Knollen, was doch die Hauptsache ist, sehr gering gegen Andere ausfällt, welche nicht abgeblattet worden sind. B.

3) Zerkleinert geben sie auch ein nahrhaftes Futter für Gänse, Enten, und etwas abgebrüht oder abgekocht auch ein gedeihliches Futter für Schweine. B.

über im Boden gelassen und erst bis Frühjahr oder nach Belieben herausgethan werden können, indem sie dem Erfrieren nicht ausgesetzt sind. [4])

In dem armen, wie in dem reichen Boden können sie mit Vortheil gebaut werden, nur ist hier, wie bei allen Pflanzen natürlich, daß sie, je kraftvoller, reicher der Boden ist, einen desto höheren Ertrag abwerfen; sie taugen in den Sand-, Lehm- und Thonboden, jedoch sind ihnen die beiden ersten Bodenarten weit zuträglicher, auch ist die Erndte weniger schwierig, indem sich der Thonboden besonders fest an die Knollen anhängt, weil sie viele Augen haben, überhaupt die Knollen nichts weniger als glatt sind und so dem anhängenden Boden viel Halt verschaffen. Diesem zufolge ist das Abputzen der Knollen bei Erndten in nassen Jahren sehr erschwert und hält sehr in der Arbeit auf, auch bleiben weit eher Knollen im Felde zurück. Je leichter der Boden ist, desto reiner und besser kann die Erndte gemacht werden.

Die Kultur der Topinamburs in Zeit und Arbeit ist ganz wie die der Kartoffeln, nur ist, im Fall sie im nächsten Jahre nicht mehr in dem gleichen Boden oder Lande bleiben sollen, bei der Erndte weit mehr darauf zu sehen, daß keine Knollen oder Theile derselben zurückbleiben, weil jedes einzelne Auge wieder austreibt und durchaus nicht durch Kälte, wie die Kartoffeln, zerstört wird.

Zur Bekräftigung des Gesagten und zur größeren Empfehlung desselben nehme ich mir die Freiheit, über den Werth der Topinamburs die Erfahrungen eines sehr geschätzten erfahrungsvollen Landwirthes, des Freiherrn von Tessin in Hochdorf, anzuführen, welche um so mehr Beachtung verdienen, als solcher die Topinamburs einige Zeit schon im Kleinen baute und nun durch den Nutzungswerth der Pflanze veranlaßt, den Anbau derselben sehr ausdehnte.

„Die Erfahrung lehrt, daß durch Abnahme der Blätter und feineren Stengel, zur Zeit des Aufhörens der Vegetation, Ende Oktobers, [5]) dem Knollenertrag kein Abbruch geschieht; ferner, daß die Knollen nicht nur für göldes, sondern auch für tragendes Vieh, sowohl Kühe als Schafe,

4) Aufbewahrt im Keller verfaulen sie gern. B.

5) Also, wie oben gesagt, nach vollendeter Blüthe. B.

ein annehmlicheres und gedeihlicheres Futter als Kartoffeln und Runkelrüben sind, bei tragendem Vieh die Nachtheile, die bei der Fütterung der rohen Kartoffeln so häufig vorkommen, nie bewirken, und wenn sie auch in bedeutender Quantität gefüttert werden, nicht, wie rohe Kartoffeln, die Blähsucht zur Folge haben. Sodann verdient der mehrjährige gute Ertrag auf ein und demselben Felde ohne weiteren Düng sehr viel Beachtung."

Hierzu das von unserem verehrten J. N. von Schwerz angeführte Beispiel:

„Kade bemerkt von einer Pflanzung, die sein Vater 1787 in einem Garten angelegt, die 1820 noch immer fortdauerte, und ungeachtet sie in diesem ganzen Zeitraume weder einer Bedüngung noch einer Bearbeitung genossen, Stengel von 8—10 Fuß Höhe trieb und immer einen guten Ertrag gegeben hatte. „„Man hat also — sagt er — 32mal geerndtet, ohne einmal zu säen."" Im Elsaß hat man ähnliche Erfahrungen gemacht."

Es dürfte nun Mancher sich veranlaßt finden, mit obiger Pflanze einen Versuch zu machen, welcher gewiß zu ihrem Vortheil ausfallen wird, besonders wenn das dazu bestimmte Feld für mehrere Jahre hinter einander damit angebaut würde, weil dann der Bedarf von Samen für's zweite ꝛc. Jahr ganz wegfällt, was doch von einiger Bedeutung ist.

(Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Nro. 7. Stuttg. 1835.)

Zusatz. Zum Genuß für die Menschen werden die Topinamburs folgendergestalt in der Küche zubereitet: sie werden geschabt (nicht geschält), zu vier Schnitz geschnitten und in Salzwasser gesotten, aber nicht zu viel, daß sie nicht versieden; beim Sieden bekommen sie einen starken Schaum, welcher abgeschäumt werden muß. Wenn sie weich sind, werden sie in einen Seiher geschüttet und mit kaltem Wasser abgegossen; hierauf zerläßt man ein Stückchen Butter in einem Hafen, schmeißt einen Kochlöffel voll Mehl darin, thut ziemlich viel klein gehackte Petersilie dazu, einen großen Schöpflöffel voll Fleischbrühe, nebst etwas Muskatnuß daran, und die Erdäpfel darein, kocht sie langsam auf Kohlen und rührt sie nicht viel, sondern rüttelt nur das Geschirr; wenn sie beim Versuch ihr gehöri-

ges Salz haben, werden sie angerichtet; ist die Brühe noch dünn, so werden zwei Eiergelb daran gethan und das Gemüse mit einer schicklichen Beilage versehen.

B.

Die Erdäpfel (Topinambur).

2) Gegen.

Herr Georg Liebig in Darmstadt empfiehlt in Nro. 97 der hess. Zeitung aus mehreren Gründen den bisher vernachläßigten Anbau des Erdapfels (helianthus tuberosus).

Diese Anzeige veranlaßt folgende Vergleichung zwischen dieser Knollenfrucht und der Kartoffel, die an manchen Orten den Anbau jener verdrängt hat.

Längst vor Einführung des Kartoffelbaues hatte man die Erdäpfel gepflanzt, aber sie haben sich niemals über unsere Gartenzäune in die offenen Felder ausgedehnt. *) Dagegen hat der ausgedehnte Anbau der Kartoffeln der Getreidekultur beinahe Schaden gebracht. In solchen Dingen hat der Magen eine entscheidende Stimme und er hat für die Kartoffeln entschieden.

Doch hat, wie Herr Liebig richtig bemerkt, der Erdapfel einige Vorzüge, die der Kartoffel abgehen, als:

1) Das Rindvieh frißt mit größerer Begierde die Blätter und selbst die zarteren Spitzen der hohen Stengel, als es an das Kartoffelkraut anbeißt; jenes ist ihm wahrscheinlich auch gesünder.

2) In holzarmen Gegenden geben die Stengel der Erdäpfel ein festeres Brennmaterial, als das dürre Kartoffelstroh, und französische Landwirthe empfehlen den Anbau dieser Frucht wegen dieser Eigenschaft.

3) Das Futter aus ungekochten Erdäpfeln ist dem Rindvieh lieber (und folglich gesünder) als die ungekochten Kartoffeln.

4) Auch ist richtig, daß die Erdäpfel im Boden gelassen, im Winter nicht erfrieren, ja sie vertragen nicht einmal das freie Liegen im Keller, werden davon welk und schwarz.

6) Im Elsaß und Breisgau werden sie seit länger als 100 Jahren im Großen gebaut. D. H.

Aber als Nahrung für den Menschen steht der Erdapfel den Kartoffeln (Erdbirnen oder Grundbirnen) in folgenden Eigenschaften zurück:

1) Die Kartoffeln geben in gleich gutem Boden mehr, in ganz guten Feldern doppelt so viel, als die Erdäpfel aus, in magerem ungedüngten Boden mögen beide sich gleichstehen, die Mühe durch den Ertrag kaum zu belohnen.

2) Die Erdäpfel sind nur für einen reicheren Tisch; eine gute Eiersauce muß den widerlich-süßlichten Geschmack verbessern. In wie viel Arten werden dagegen Kartoffeln bereitet für gemeine Tische und vornehme Tafeln! Und mehr als die Hälfte von diesem Stellvertreter des Brodes wird allerwärts ohne weitere Bereitung, als in Wasser gar gekocht, mit Appetit genossen.

Einsender dieses und sein Gesinde haben auf 10 Jahre lang an einem Gemüse aus Erdäpfeln genug gehabt, doch gönnte er bis zum vorigen Jahre dieser Pflanze ein Plätzchen in seinem geräumigen Garten, weil er an ihrer Blüthe eine Art von Wärmemesser des Jahres und einen Anzeiger der zu hoffenden Güte der Weincrescenz hatte. Kommt der Stengel gar nicht zur Blüthe oder erst gegen Ende Oktobers, dann giebt es geringen Wein; entwickelt sich die Blüthe bereits zu Anfang Oktobers oder Ende Septembers, so kommt auch der Traubenwein zum erwünschten Gedeihen. Dr. Neeb.

Ueber die Bereitung einiger Weinfabrikate.

Wir entlehnen aus dem Journal des connaissances usuelles, Dez. 1834, S. 310 folgende Recepte zu einigen künstlichen Weinen, nicht als ob wir dieselben empfehlen möchten, sondern um zu zeigen, welche Pantschereien man selbst in Weinländern treibt. — 1) Künstlicher Madera. Man versetze eine bestimmte Quantität süßen Aepfelmost mit so viel Honig, daß ein Ei darauf schwimmt, und koche das Gemenge in einem verzinnten oder irdenen Gefäße, wobei man dasselbe gehörig abschäumt. Die abgekühlte Flüssigkeit gieße man in ein Faß, in welchem man sie bis zum nächsten Frühjahre liegen läßt, ehe man sie in Flaschen füllt. Je älter dieses Getränk wird, um so mehr wird sein Geschmack dem Madera ähnlich werden. — Ein anderes Verfahren ist folgendes. Man nehme auf 100

Liter süßen Aepfelmost 7 bis 10 Kilogr. ausgewaschene und getrocknete Holzasche, wovon man unter Umrühren nach und nach so lange zusetzt, als noch ein Aufbrausen stattfindet. Nach 2 Tagen Ruhe ziehe man die Flüssigkeit klar ab, und versetze sie auf 100 Theile mit 15 bis 20 Liter guter Melasse oder Erdäpfelzucker, worauf man sie über einem Feuer so lange eindickt, bis sie ein Ei trägt. Nachdem dies geschehen, setze man 20 Liter guten Branntwein zu, und bringe das Ganze nach gehörigem Umrühren und einiger Ruhe in ein Faß; in diesem wird die Gährung bald eintreten und nach 2 Jahren wird der Wein geschönt und in Bouteillen abgezogen. Einige Fabrikanten pflegen diesen Ingredienzien auch noch geringe Mengen aromatischer Substanzen zuzusetzen. — 2) Künstlicher Malaga. Man digerire 8 Flaschen weißen Chablis, 2 Pfd. Rohzucker, 1½ Pfd. Malagaweinbeeren, 1 Pfd. Honig, ½ Liter Weingeist 3 Stunden lang in einem Trockenofen; lasse das Ganze 6 Wochen bis 2 Monate lang in einem Fasse oder Kruge bei einer Temperatur von 10 bis 12° R. stehen, und ziehe es, nachdem man es mit dem Eiweiße von 2 Eiern geschönt und filtrirt, in Flaschen. Nach einem anderen Verfahren soll man 5 Pfd. Malagaweinbeeren und 3 Unzen Pfirsichblüthen 2 Monate lang mit 10 Flaschen gutem weißen Chablis oder noch besser mit Champagner angegossen lassen; nach dieser Zeit soll man die Masse gut umrühren und abermals 2 Monate stehen lassen, um sie dann endlich abzuziehen, nach 3 Wochen Ruhe zu schönen und in Flaschen zu füllen. — 3) Künstlicher Muscat wird bereitet, indem man 10 Flaschen guten weißen Wein auf 5 Pfd. trockenen Muscatellertrauben und 3 Unzen Hollunderblüthen stehen läßt, und übrigens wie beim Malaga verfährt. — 4) Gekochter Wein. Man kocht 6 Pinten Most in einem Kessel und unter Abschäumen bis auf die Hälfte ein, und gießt die Flüssigkeit siedend auf drei Pinten Branntwein, dem man eine Prise Coriander und Anis, ein halbes Quentchen Zimmt, 4 zerstoßene Aprikosen- und eben so viel Pfirsichkerne zugesetzt. Wenn das Gefäß dann 2 bis 3 Tage gut verschlossen gestanden, so seiht man die Flüssigkeit ab, um sie den Winter über ruhig stehen zu lassen. — Alles dies wird als Wein verkauft und getrunken!

(Dingler's polyt. Journ. 2tes Märzheft. 1835.)

Die Zunahme der Runkelrübenzucker-Fabriken in Frankreich bewirkte eine solche Anhäufung von Melasse, die man bei dieser Fabrikation als Rückstand behält, daß diese Substanz beinahe werthlos geworden, und zwar um so mehr, als sie der Rohrzuckermelasse an Güte und Brauchbarkeit etwas nachsteht. Man ist daher allen Ernstes auf die bereits alte und oft empfohlene Methode gekommen, diese Rückstände als Viehfutter zu verwenden. Hr. J. J. Bernard, der in Petival ein schönes Landgut und eine ausgedehnte Runkelrübenzucker-Fabrik besitzt, ging seinen Collegen in dieser Hinsicht mit rühmlichem Beispiele voraus, und fordert nun wiederholt zur Befolgung desselben auf. Er giebt mehrere Vorschriften, nach denen man hiebei zu verfahren hat; das Wesentlichste reduzirt sich darauf, daß man die Melasse mit reinem Wasser oder auch mit dem Ablaufwasser der Fabriken bis auf 20° des Aräometers verdünnen, und mit diesem Wasser dann Strohhäcksel anmachen soll. Hr. Bernard versichert; daß nicht nur Hornvieh, sondern auch Schafe und Pferde diese Nahrung dem besten Heue vorziehen, und daß sich alle Thiere sehr wohl dabei befinden. (Aus dem Recueil industriel nach Dingler's polyt. Journ. 2. Märzheft. 1835.)

XII.

Verkehr der Redaktion.

Die Fortsetzung der historischen Notizen über Kreuznach folgt im nächsten Hefte.

Inhalt des zweiten Bandes, zweiten Jahrgangs neuer Folge.

S.

Historische Notizen über Kreuznach 3. 93
Ludwig XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongreß zu Nimwegen. Von Hrn. J. H. Böhm 11. 110
Die Kapelle auf dem Kamillenberge bei Coblenz. Vom Hrn. Direktor Dr. Beck 23
Die Kapelle im fürstlich Wiedischen Schloßgarten zu Dierdorf Von demselben 24
Einige Rückblicke auf Köln's äußere Handelsverhältnisse im Mittelalter. V. Hrn. E. Weyden 126
Die Burg Isenburg und das Schloß Engers. Mitgeth. v. Hrn. Direktor Dr. Beck in Neuwied 215
Zur Geschichte des Kaiserstuhls bei Rhense. Vom Hrn. Dr. Dronke, Oberlehrer u. Bibliothekar beim Gymnasium zu Coblenz 230
Biographische Nachrichten von den niederrheinischen Aerzten Reiner Solenander u. Wilh. Fabritz v. Hilden 232
Die Rheinmündung 243
Nachricht von einer zu Treis an der Mosel durch den K. Bauinspektor Hrn. von Lassaulx neu erbauten Kirche. (Hierzu eine Steindrucktafel) ... 27
Verein bildender Künstler in Köln 37
Die Feuer-Assekuranzen in Schlesien 153
Ueber Zinkbedachung, ihre Vorzüge und Mängel von Hrn. Bohl in Köln 167. 262
Die Irrenheilanstalt zu Siegburg, v. K. Obermedizinalrath u. Direktor der Anstalt, Hrn. Dr. Jacobi... 245
Die Provinzialrechte in Rheinpreußen 254
Der Wollmarkt in der Rheinprovinz 256
Nähere Nachrichten über das Erdbeben v. 17. Dec. 1834 im Reg. Bez. Coblenz. Mitgeth. v. Herausgeber.. 43
Einiges aus der Witterungskunde. Vom Hrn. Gymnasiallehrer Großmann in Trier 47
Ueber das Gewitter am 5. Febr. d. J. zu Heinsberg u. a. O., und die Nothwendigkeit der Blitzableiter auf Thürmen u. s. w. V. Hrn. Apoth. A. Voget in Heinsb. 54

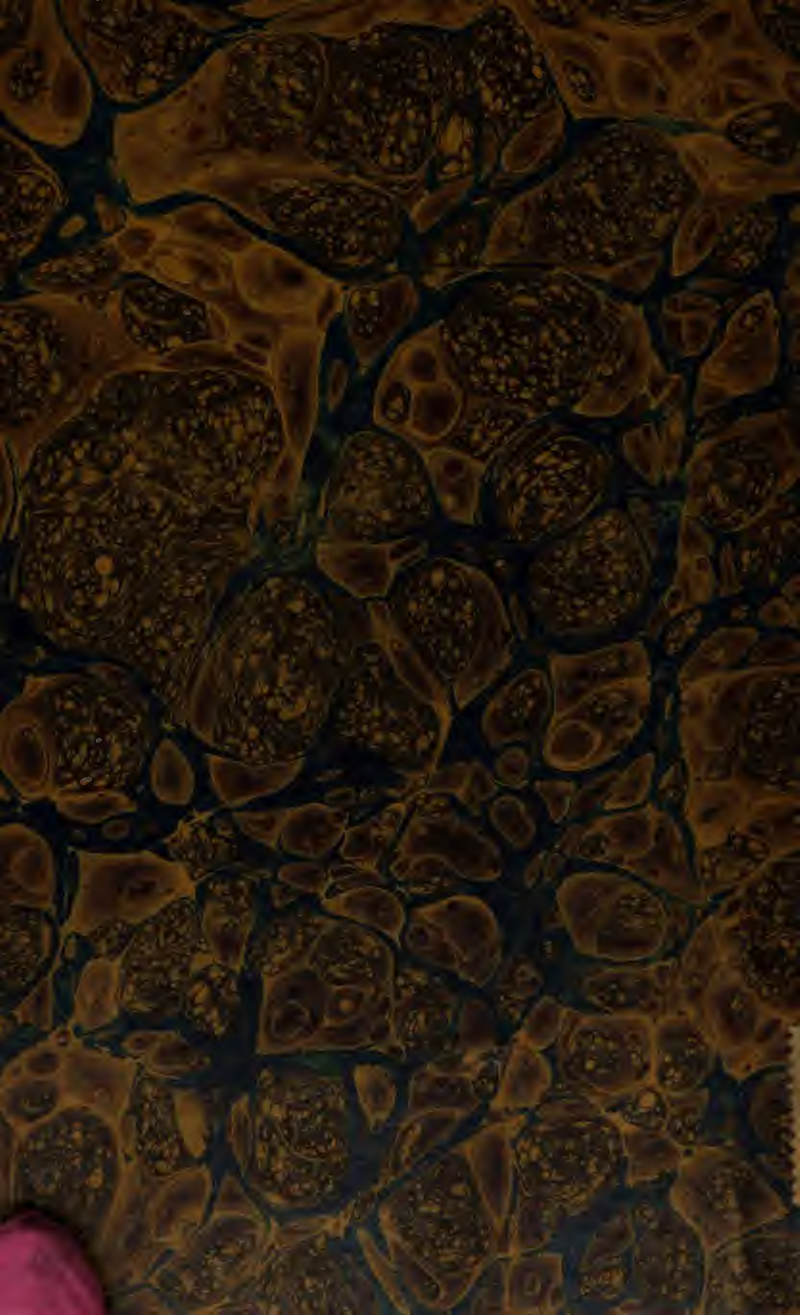
Ueber die Beschaffung u. den Gebrauch der Weinpfähle; ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrhein. landwirthschaftl. Vereins v. 7. März 1835, von dem K. Oberforstm. Hrn. Jäger zu Gobl. S. 56
An die Niederländer. Stimme für den Nahewein . . 64
Nachträgliche Bemerkung über die den Pappelstämmen schädlichen Insekten; mit Anfrage wegen eines Vertilgungsmittels gegen den, den Nadelhölzern so schädlichen Borkenkafer (Hylurgus typographus). Vom Hrn. Apoth. A. Voget in Heinsberg 68
Kreosot, ein bewährtes Mittel zur Conservirung thierischer Körper. Von demselben 69
Ueber Weinbau und Weinbereitung. Ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrhein. landwirthschaftl. Vereins am 7. März 1835, vom Hrn. Gutsbesitzer Lenne in Honnef 180
Bemerkungen über die Ursachen der in der Rheinprovinz sehr häufig vorkommenden Lungenfäule des Rindviehes. Vom Königl. Veterin. Assess. Hrn. Mecke in Coblenz (Forts.) 188
Mittheilungen, den Strunderbach und die Bewässerung von Berieselungswiesen in der Preuß. Rheinprov. betreff. Vom Hrn. Dr. Hohenschutz auf H. Milenforst 283

Literatur, Landkarten, Lithographien.

Quix, Ch., Geschichte des Karmeliten-Klosters, der Villa Harna, der Gelehrten-Schulen in Aachen u. s. w. 70
Fiedler, Dr. Fr., die Verurtheilung und Hinrichtung der eilf Preuß. Offiziere v. Schill'schen Corps 71
Aldefeld, C. L. W., die älteren und neuen Maaße u. Gewichte der Rheinprovinz 72
Heis, E., der im Okt. 1835 sichtbare Halley'sche Komet 72
Voget, A. R. L., das Zuckerbier und seine Bereitung 72
Müller, Dr. J. G., die bildlichen Darstellungen im Sanctuarium der christl. Kirchen . . . 194
Heinel, E., Geschichte des Preuß. Staates . . 195
Thomae, C., der vulkanische Roderberg bei Bonn 197

Miszellen aus der Provinz. S.
Verein zur Beförderung des sittlichen u. bürgerlichen Wohls der in dem Landkreise Köln entlassenen Gefangenen ... 73
Handel u. Gewerbe im R. B. Düsseldorf ... 76
Kirchen- u. Schulwesen im R. B. Düsseldorf. Katholische Kirche ... 77
Handlungen der Wohlthätigkeit im R. B. Düsseldorf ... 77
Die Jubelfeier des Hrn. Med. Dr. C. H. Th. Kortum in Stolberg, den 19. März 1835 ... 78
Handel und Schifffahrt im Reg. Bez. Köln ... 198
Ueber die neuesten Kunstleistungen der Schülgen-Bettendorffschen Kupferdruckerei zu Bonn ... 199
Bitte an Rheinpreußens Historiker ... 200
Nekrolog. A. H. Bausch, Fürstl. Wied'scher Justiz- und Regierungsrath ... 200
Handel, Gewerbe und Communikation im R. B. Trier ... 203
Handel und Schifffahrt im Reg. Bez. Köln. 289
Militärwesen im Reg. Bez. Köln ... 291
Kirchenwesen im Reg. Bez. Köln ... 291
Zur Jubelfeier des Hrn. Consistorialraths Dr. Möller ... 291
Handel und Gewerbe im R. B. Düsseldorf. 292
Aeußerungen der Wohlthätigkeit im R. B. Düsseldorf ... 293
Evangelische Kirche im R. B. Düsseldorf ... 293
Das im Rhein verschwundene Dorf Halen bei Duisburg betreffend ... 293
Gesundheits-Zustand unter den Hausthieren im R. B. Trier ... 294
Waldbrände im R. B. Trier ... 294
Kirchen- und Schulwesen im R. B. Trier ... 294
Handel, Gewerbe u. Communik. im R. B. Trier 295
Landes-Cultur im R. B. Aachen ... 296
Handel und Fabriken im R. B. Aachen ... 296

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.
Zahl der in den englischen Steinkohlengruben durch böse und schlagende Wetter verunglückten Arbeiter ... 86
Eiskeller ... 86

S.
Verhütung des Wassersteins in Dampfkesseln. 89
Mittel, die Fliegen abzuhalten 91
Vom Pfropfen der Weinreben..... 204
Wie man die Sämereien probiren soll, ob sie zum Aufgehen gut oder ob sie alt und verlegen sind 208
Außerordentliche Fruchtbarkeit 209
Guten Hanfsamen zu erzeugen..... 210
Vorzüglich gutes und festes Weißkraut zu erzeugen 210
Vortheil beim Verpflanzen des Rapses 211
Das Streuen des Gipses auf den Dünger.. 211
Amerikanische Art den Erdfloh von Kohl- und Rübsaaten abzuhalten 212
Methode, alle Arten Bäume das ganze Jahr hindurch zu versetzen..... 212
Ueber das Bienenzuchtsystem des Hrn. Stutt. 213
Fortschritte der Dampfschifffahrt..... 296
Wohlfeile Methode, Leim darzustellen v. Coulier 297
Mais-Papier 298
Aufbewahrung des Weizens..... 298
Mittel zur Verhütung der Selbstentzündung feucht eingebrachten Heues..... 299
Die Topinamburs (Erdäpfel) oder die knollige Sonnenblume. 299
Ueber die Bereitung einiger Weinfabrikate.. 304
Nachricht für Zuckerraffinerien und Runkelrübenzucker-Fabriken..... 306

Verkehr der Redaktion..... 214. 306